

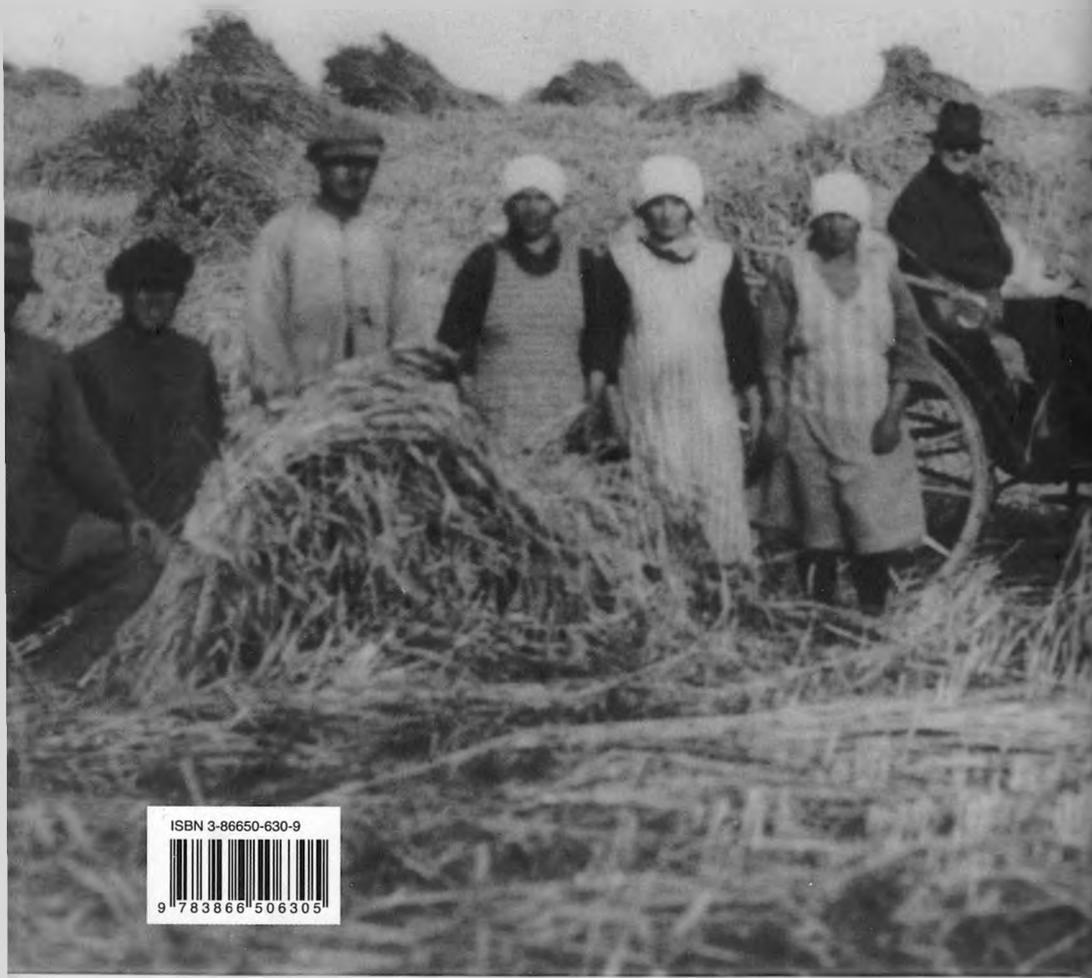
Die Uckermark
ZWISCHEN KRIEG UND FRIEDEN
1648–1949

Kerrin Gräfin von Schwerin



Verlag für Berlin-Brandenburg

Dieses Porträt der Uckermark, seiner Dörfer und Kleinstädte, seiner Landbevölkerung und seiner Adelsfamilien, seiner Vereine und Parteien richtet sich an ein breites Lesepublikum. Die traumatische neuzeitliche Geschichte einer märkischen Kulturlandschaft zwischen Krieg und Frieden ist Thema dieser ersten Gesamtdarstellung der Uckermark. Auf Krieg und Zerstörung folgte Neubesiedlung und Wachstum, Auswanderung und politische Radikalisierung im Nationalsozialismus, erneute Verwüstung und Vertreibung und schließlich die Bodenreform in der SBZ. Und auch heute wandern ihre Menschen wieder aus, in die großen Städte im Westen und Süden der Republik, wo es Arbeit gibt.



ISBN 3-86650-630-9



9 783866 506305





Potsdamer Studien, Band 16
Schriftenreihe der gemeinnützigen Gesellschaft für Fortbildung,
Forschung und Dokumentation (gGFFDmbH), Potsdam,
herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Beck,
Professor Dr. Botho Brachmann und Professor Wolfgang Hempel

Weiterer Herausgeber:
Uckermärkischer Geschichtsverein Prenzlau

Druckerei: Medialis, Berlin
Gestaltung: (s) sans serif, Berlin
Lektorat: Klaus Wettig

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Wir bedanken uns für Druckkostenzuschüsse beim Landkreis Ucker-
mark und beim Uckermärkischen Geschichtsverein Prenzlau sowie
bei der Wilhelm-Fraenger-Gesellschaft.

ISBN: 3-86650-630-9

Karte auf Vor- und Nachsatz: Nutzung mit Genehmigung der Lan-
desvermessung und Geobasisinformation Brandenburg, Nummer
GB-D 37/05. Datengrundlage: TLK250

1. Auflage 2005
© Verlag für Berlin-Brandenburg GmbH, c/o Parthas Verlag GmbH,
Stresemannstrasse 30, D-10963 Berlin, 030/88 46 89 44,
vbb.mail@t-online.de

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomecha-
nischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Für Maximilian und Ulrich-Wilhelm

INHALTSVERZEICHNIS

- Vorwort 9
- Danksagung 11

VOM KRIEG UND VOM FRIEDEN (1648-1848) 12

- Die Uckermark 12
- Die Freiheitskriege 16
- Militärstandorte 20
- Die Separation 25
- Auswanderung 29
- Landwirtschaftliche Produkte 30
- Kleinstädte 34
- Dörfer der Uckermark 41
- Schlösser und Gutshäuser 45
- Der Uckermärker im Spiegel der Zeit 52
- Ausländer und andere Uckermärker 54
- Der Adel 57

ZWISCHEN REVOLUTION UND WELTKRIEG (1848-1914) 60

- Die vergebliche Revolution von 1848 60
- 100 Jahre Revolution 67
- Lehrer und Pfarrer 67
- Vereine in der Uckermark 70
- Armen- und Krankenhäuser 72
- Die soziale Frage 74
- Natur und Heimat 78

VOM WELTKRIEG UND DER NACHKRIEGSZEIT (1914-1933) 82

- Der Erste Weltkrieg (1914-1918) 82
- Diejunker 84
- Die Nachkriegszeit 88
- Der Brandenburgische Provinziallandtag 94
- Aus uckermärkischen Zeitungen (1920-1933) 95
- Der Geist von 1914 98
- Politik und Landwirtschaft 99

DAS JAHR 1933 – DAS III. REICH 106

- Uckermärker erinnern sich 106
- Hitlerjugend 108
- Die Machtergreifung der NSDAP 109
- Aus uckermärkischen Zeitungen 113
- Lageberichte des SD 1933 (1934) 117
- «Nationalsozialistischer Ungeist» 119
- Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei 119

DIE UCKERMARK UNTER NS-HERRSCHAFT 124

- Die Autobahn 124
- Reichsarbeitsdienst 125
- Fremd- und Zwangsarbeiter 129
- Jagdleidenschaft 132
- Hohenlychen 135
- Das Konzentrationslager Rauensbrück 138
- Diejudenuerfblung 139
- Kirche und Kirchenkampf 143
- Die Bekennende Kirche 145

DER ZWEITE WELTKRIEG (1939-1945) 150

- Der Vorkrieg 150
- Aus dem Uckermark Kurier: 1942 152
- Der Krieg in der Uckermark 154
- April 1945 155
- Flucht 159
- Bodenreform 164
- Enteignung 167

- Anmerkungen 174
- Abkürzungen 187
- Interviews 187
- Abbildungsnachweis 187
- Literaturverzeichnis 188

Vorwort

Unsere erste Anschaffung nach «der Wende» 1990 war ein Zelt. Damit reisten wir wie viele andere Familien aus Berlin und dem Westen der Bundesrepublik in jenen Monaten durch die «Neuen Länder» Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. Aus dem Zelt wurde schliesslich ein Dach über unserem Kopf. Das Haus unter diesem Dach liegt in der Uckermark hart an der Grenze zu Mecklenburg-Vorpommern.

Es gibt heute keine weissen Flecken mehr auf Landkarten, und doch entdeckten wir für uns ein unbekanntes Land. Die Landschaft, seine Städte und Dörfer sprachen für sich. Allerdings anders als die dort lebenden Menschen, die viel zu erzählen hatten. Sie erzählten zuerst vom Krieg, als sei der gerade erst zu Ende gegangen, von der Flucht, von der Vertreibung, dem Elend, dem mühseligen Neuanfang – und von der für sie traumatischen Kollektivierung der Landwirtschaft. Und auch jetzt standen die Uckermärker vor einem ungewissen Neubeginn, wie aus den Gesprächen hervorging. Aber der Blick zurück war ihnen zunächst wichtiger als die jüngste Vergangenheit. Selbstverständlich sind es die Älteren, die so erzählen. Das Ende der DDR hatte offenbar ihre Erinnerung an ihre Jugend, an gute und auch bittere Erfahrungen beflügelt, nun durften sie über Dinge sprechen, die vordem unerwünscht waren.

Über die Uckermark, über viele Einzelaspekte ihrer Geschichte, auch über Land und Leute ist von vielen Menschen in den vergangenen Jahren weiter geforscht und geschrieben worden. Die vorliegende kleine Geschichte der Uckermark verdankt diesen Chronisten und Historikern und ihrer gründlichen Arbeit viel. Sie beginnt mit dem Ende des Dreissigjährigen Krieges, einer einschneidenden Zeitenwende, und wirft einen neuen Blick auf das, was die Region im Norden Brandenburgs geprägt hat, einen Blick, der besonders beeinflusst ist von dem Schicksal seiner Menschen und den Geschichten, die sie auch heute zu erzählen haben. Sie endet mit dem Jahr 1949, als zwei deutsche Staaten entstanden und die Teilung Deutschlands sich immer mehr verfestigte. Mit der DDR war ein Staat entstanden, der von der sowjetischen Besatzungsmacht stark geprägt wurde. Die entbehrungsreichen Jahre der Nachkriegszeit und die Belastungen der Besatzungsherrschaft formten auch die Menschen in der Uckermark.

Diese Geschichte mag persönliche Erinnerung ergänzen und vielleicht auch das «Kulturelle Gedächtnis» der Region modifizieren. Ein anderer wird sie über das Jahr 1949 hinaus fortschreiben, wenn der Abstand grösser, die Sicht auf die Zeit und ihr Drama klarer geworden ist.

Kerrin Gräfin Schwerin Berlin / Bülowssiege

Danksagung

Während der Entstehung des vorliegenden Buches habe ich viele wertvolle Hinweise, Anregungen und Unterstützung erhalten. Am Anfang standen Gespräche mit alten und neuen Uckermärkern: Ute Bleich, Christhard Riedel, Klaus Karbe, Anneliese Gerlach und Anneliese Linde, Erdmute Körnig, Wolfgang Neels, Heinz Stier, Renate und Albert Wolter, die mich auf diese Landschaft und ihre Menschen neugierig machten. Schriftliches Material aus Familienbesitz, Literaturhinweise und andere Informationen erhielt ich aus der Hand von Gabi Gräfin von Arnim, Arnd Bauernkämper, Christoph Conradi, Ulrike von Dewitz, Ulrike Funke, Viktoria Gräfin von Hahn, Klaus-Thomas Kurth, Annette Leo, Barbara von Oppen, Kaspar von Oppen, Carsten Schlottke, Heiko Schwichtenberg und Bruno Storm. Mein besonderer Dank gilt Prof. e. h. Wolfgang Hempel und dem Vorsitzenden des Uckermärkischen Geschichtsvereins Prenzlau Jürgen Theil für ihre intensive Anteilnahme und kritische Begleitung des Textes. Anki Schuller hat den ersten Entwurf gelesen und kommentiert. Ohne die Vorarbeit des Uckermärkischen Geschichtsvereins und vieler seiner Mitglieder wäre dieses Buch wohl nicht zustande gekommen. Den Mitarbeitern der Staatsbibliothek Berlin, insbesondere des Zeitungsarchivs im Westhafen, der Bibliothek des Friedrich-Meinecke-Institutes der Freien Universität, des Prenzlauer Stadtarchivs und der Heimatstube Fürstenwerder danke ich für unverzichtbare Dienste.

Fotos und andere Illustrationen wurden von Freunden und Kultureinrichtungen der Uckermark unter freundlicher Überlassung des Copyrights zur Verfügung gestellt: Gabi Gräfin von Arnim, Sieghard Graf von Arnim, Ute Bleich, Nick Dobusch, Alfred Gottwald, Bernd Janowski, Barbara von Oppen, Kaspar von Oppen, Hans Waltrich, Stadtmuseum Schwedt, Heimatstube Fürstenwerder und Ehm-Welck- und Heimatmuseum Angermünde. Der Landkreis Uckermark hat die Veröffentlichung finanziell unterstützt.

Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich für ihre Hilfe gedankt.

Die Uckermark

Vor mehr als zehn Jahren sind nach dem Ende der Deutschen Demokratischen Republik historische Namen für Landschaften, Kreise und Regionen im Osten Deutschlands wiedererstanden. Man spricht wieder von der Mark Brandenburg, der Lausitz, von Mecklenburg-Strelitz, der Prignitz oder der Uckermark. Auch die nach 1989 wieder mögliche Erneuerung alter Stadtbilder und verfallender Bausubstanz fordert und fordert eine aktive Erinnerungsarbeit. Mit dieser deutenden Rückschau soll auch eine Kontinuität aufgezeigt werden in einer Region, in der Vergangenheit z.T. verdrängt oder bewusst «vergessen» wurde. Was in der Regionalgeschichte oder in der Erinnerung an das vergangene Leben der Menschen in der Uckermark im Sommer 1989 noch unter dem Aspekt der Existenz der Deutschen Demokratischen Republik zu betrachten war, wird im Jahr 2005 nach 15 Jahren Zugehörigkeit zur Bundesrepublik Deutschland neu bewertet, neu ‚erzählt‘, anders erinnert und eingeordnet.

Die Uckermark ist eine historische Landschaft nördlich der Welse, ein Landkreis so gross wie das Saarland, ein Agrarland zwischen Stettin und Berlin, ein Land der Seen und Wälder – ein Geheimtipp für Kenner! Die Uckermark ist der grösste deutsche Landkreis mit der geringsten Bevölkerungsdichte. Die echten Uckermärker sind meist sesshaft und heimatverbunden und verlassen ihre Städte und Dörfer nur, wenn es nicht zu vermeiden ist. Schwerwiegende Gründe dafür gab es schon immer, und so ist die Bevölkerung der Uckermark in den letzten Jahrhunderten gewiss mehrfach ausgetauscht worden in der Folge von Kriegen und Pest, Hunger und Vertreibung, Neubesiedlung und Auswanderung. Die Uckermark, deutsches Grenzland im Nordosten, wurde auch immer wieder von feindlichen Armeen durchquert, von den Schweden, den Franzosen, zuletzt im Frühjahr 1945 von den Russen. Und auch heute wandern sie wieder aus, in die grossen Städte im Westen und Süden der Republik, wo es Arbeit gibt.

Die pommersche Landschaft Uckermark kam 1250 mit dem Vertrag von Landin in den Besitz der Markgrafen von Brandenburg und wurde von drei Vögten (advocati) verwaltet, die in befestigten Schlössern residierten. Zu den Pflichten eines Vogts gehörten die Verwaltung, die Rechtsprechung und der militärische Schutz ihres Amtsbereiches. Sein Gehalt finanzierte sich über Einnahmen



Wüste Kirche in Fahrenholz

aus der Amtsausübung, z.B. Gerichtsgebühren. Die Amtsbereiche waren die Vogtei Pasewalk für den Norden, die Vogtei Stolpe für die heutigen Kreise Prenzlau und Angermünde, und für den Süden die Vogtei Liebenwalde. Im Jahre 1362 wird erstmals ein Landvogt für die gesamte Uckermark mit Sitz in Boitzenburg erwähnt. Die Herren von Alvensleben, Bredow und Arnim hielten dieses Amt nacheinander inne. Mit der schwindenden Macht der Askanier wuchs die Bedeutung der adligen Ritterschaft im Lande. Die Städte in der Uckermark spielten – anders als im Westen und Süden des Reiches – keine bedeutende Rolle. Die Ritterschaft zog Steuern ein, die von einer Kasse in Prenzlau verwaltet wurden. Während des Dreissigjährigen Krieges (1618-1648) entstand das Amt des Kreiskommissars, das z.B. für Einquartierung von Truppen zuständig war. Aus ihm ging das Amt des Landrates hervor. Unter dem preussischen König Friedrich Wilhelm I. (1713-1740) gab es die Verwaltungsbezirke Uckermark und Land Stolpe. Das Kreisdirektorium, bestehend aus zwei Landräten und einem Landesdirektor, wurde von der Ritterschaft gewählt und vom König ernannt.

Bei Regenten werden nur die Regierungsdaten genannt.

Im Zuge der preussischen Verwaltungsreformen wurde 1816 der alte «Uckermärkische und Stolpirische Kreis» in drei Kreise unterteilt: Prenzlau, Angermünde und Templin. Der Norden mit Löcknitz ging an den Kreis Randow / Vorpommern und die Enklave Krumbeck an Mecklenburg-Strelitz verloren. Aus den nördlichen Teilen der Uckermark und des Landes Stolpe wurde der Kreis

Prenzlau gebildet, aus dem südlichen Teil um Templin und dem Kreis Ruppin um Löwenberg entstand der Kreis Templin. Die Stadt Oderberg, die zuvor zur Neumark gehört hatte, kam mit dem südlichen Teil von Stolpe zum Kreis Angermünde. Spätere Verwaltungsreformen veränderten vor allem den Wahlmodus der Verwaltungsgremien.

Die historische Einheit der Uckermark blieb bis 1950 in diesen unveränderten Grenzen von 1816 erhalten. Erst nach der Gründung der DDR im Jahre 1949 wurde sie durch die Verwaltungsreform von 1952 zerbrochen. Damals entstanden aus den fünfLändern der DDR 14 Bezirke mit 217 Kreisen. 1993 wurde sie unter geringen Korrekturen als ein Landkreis Uckermark wieder hergestellt.

Ein Kommen und Gehen von Bevölkerungen zieht sich durch die uns bekannte Geschichte der Region. Die Pest, die im 14. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa wütete, riss auch in der Uckermark unzählige Menschen in den Tod. Ganze Dörfer wurde von der Landkarte getilgt, Gotteshäuser verfielen, so in Kröchlendorff, Fahrenholz und Rittgarten, wo noch immer aus den Feldern die Ruinen «Wüster Kirchen» ragen. Ähnlich verheerend waren die Folgen des Dreissigjährigen Krieges, von dem sich die Uckermark nur langsam erholte. Zuerst waren es Wallensteins Truppen, schliesslich die Schweden: Zu Tausenden bezogen fremde Heere Quartier und lebten vom Lande, plünderten und mordeten. Kur-Brandenburg konnte seine Bürger nicht schützen.

Städte und Dörfer wurden zerstört, die Bauern mit ihren Familien vertrieben und erschlagen, wenn sie nicht Hungers starben. Viele flüchteten nach Hinterpommern über die Oder. Die Bevölkerung Brandenburgs wurde in manchen Orten zu 50% bis 90% reduziert. In der Stadt Prenzlau sank die Einwohnerzahl von ca. 6'000 auf 1'000. Die geblieben waren, litten unter der andauernden Unsicherheit ihres Schicksals. Neben den Verlusten an materiellen Werten, Gesundheit und Leben führte der Krieg wie üblich zu einer allgemeinen Demoralisierung, zu Kriminalität und Rechtlosigkeit. Es herrschte «eine Neigung, ganz in der Gegenwart zu leben, ein auffälliges Luxusverhalten angesichts der Lebensnot des Alltags und der Wüstungen».¹ Auch ein Verfall der «Kirchenzucht», eine Rückkehr zum Atheismus, zu Hexenwahn, Wunder- und Geisterglaube wurden registriert. Lutherische Pfarrer waren im Krieg besonders gefährdet und ihre Häuser häufig das erste Ziel von Plünderungen durchziehender Heere.

Der Verfall der öffentlichen Ordnung äusserte sich auch noch Jahrzehnte nach dem Ende des Krieges im Widerstand der Bauern gegen eine notwendige Neubesiedlung. Lokatoren warben wie einst im 13. Jahrhundert willige Siedler in ganz Westeuropa an, um die Wirtschaft im Ucker-Grenzland zu beleben. Es

kamen Holländer, Schweizer, Pfalzer, Friesen, Hugenotten und Juden nach Brandenburg. Die Einheimischen hiessen sie nicht immer willkommen, von regelrechtem Fremdenhass war die Rede, man neidete ihnen auch die Vergünstigungen. Darum zogen die Neusiedler weiter in die grösseren Städte, wo ihr Handwerk gewürdigt wurde.

Eine andere Folge des Dreissigjährigen Krieges war eine deutliche Verschiebung in den Besitzverhältnissen des Bodens. Bis zu zwei Drittel des Landes war nach dem langen Krieg zu Brache geworden. Die unbewirtschafteten Felder wurden häufig in die Rittergüter integriert. Der Adel war bemüht, den durch Erbteilung zersplitterten Besitz wieder zusammenzuführen. Infolge dieser Strukturveränderungen wuchs auch der Anteil der landlosen Landarbeiter dramatisch an. Damit auch sie nicht flohen vor den rauen Lebensbedingungen, zwang man sie in die «Leibeigenschaft», auch Erbuntertänigkeit genannt.

Wie lange es dauerte, bis es mit der Region wirtschaftlich wieder aufwärts ging, erkennt man an den Jahresdaten von Kirchenrenovierungen und Neubauten im frühen 18. Jahrhundert: Viele fallen in die Zeit von 1700 bis 1730. In Hardenbeck wurde die Kirche schon 1704 restauriert, in Herzfelde 1710, in Hassleben 1712 und in Stegelitz 1721. Ihre Patrone, die Rittergutsbesitzer, deckten ihre Dächer, reparierten ihre Mauern und statteten sie mit neuen Altären und Orgeln im Geschmack der Zeit aus. Neubauten wurden oft aus Kostengründen im Fachwerkstil errichtet. Und dies war nur der Anfang. Der Prozess der Erneuerung von Kirchen und öffentlichen wie privaten Gebäuden zog sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. «Welch Zeichen eines Wiederaufbaus in dem Menschenalter zwischen 1687/88 und 1719,» schreibt Lippert. «Wie viel Mühe musste es gekostet haben, dass die Fluren wieder Saat aufnahmen und Ernte trugen.»² Als es mit der Wirtschaft langsam wieder aufwärts ging und die Bevölkerung wuchs, nahm man es auch mit der Leibeigenschaft nicht mehr so genau.³ Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) setzte eine neue Bautätigkeit ein, nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, wo sich ein gelinder Wohlstand durchzusetzen begann. Es entstanden Pfarrhäuser, Forst- und Bauernhäuser, Brennereien, Hafenanlagen und Kanäle.

Schon unter Friedrich Wilhelm I. war der Stand der «Landbaumeister» geschaffen und zur Koordinierung und Planung staatlicher Bautätigkeit ein zentrales Departement gegründet worden, das 1770 als Oberbaudepartement neu geordnet wurde. Seine Aufgabe war es u.a., «das Bauwesen zu verbessern, Bau-schäden zu vermeiden und neue nützliche Entdeckungen umzusetzen». Kurzum, stabile und ästhetisch ansprechende öffentliche und private Neubauten zu fördern und ihren Bau zu überwachen. Einer der einflussreichsten Landbaumeister



Weinende Putte/St. Marien
auf dem Berge Boitzenburg

Preussens im ausgehenden 18. Jahrhundert war ein Sohn der Uckermark, ein Hugenotte oder, wie man damals noch sagte, ein Franzose: David Gilly (1748-1808). Sein Grossvater war 1669 aus Nîmes in Südfrankreich nach Deutschland ausgewandert und 1699 in Schwedt sesshaft geworden. Sein Enkel David bestand als erster Prüfling sein Examen zum Landbaumeister vor der neu gegründeten Prüfungskommission. Als Baudirektor in Stettin war er u.a. für den Bau von Hafenanlagen der pommerschen Küstenstädte verantwortlich. 1788 berief ihn Friedrich Wilhelm II. (1786-1797) als Geheimen Oberbaurat nach Berlin, wo er 1799 die Bauakademie gründete, mit der es erstmals zu einer geregelten Ausbildung von Landbaumeistern kam. David Gillys Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betretend und sein Handbuch der Landbaukunst legten die Grundlage ihrer praktischen Ausbildung. Auch die Entwürfe seines genialen Sohnes Friedrich (1772-1800) prägen die nachfolgende Generation von Baumeistern des Klassizismus, darunter Friedrich Schinkel (1781-1841), Friedrich Buttel (1796-1869) und Friedrich Wilhelm Dunckelberg (1773-1862). Angestrebt wurde rationelles Bauen zum Beispiel durch Lehmbauweise und Holz sparende Bohlendächer sowie die Typisierung von Wohnhäusern und Bauernhöfen. «Viele Dörfer, besonders in der Mark Brandenburg, die in dieser Zeit gebaut und umgebaut wurden, tragen das Gillysche Gepräge.»⁴ Dies gilt besonders für das Gutsdorf Wolfshagen in der nördlichen Uckermark, wo in den Jahren 1825 bis 1856 zahlreiche Gebäude entstanden, die von Entwürfen und Bautechniken David Gillys inspiriert wurden.

Die Freiheitskriege

Im 18. und 19. Jahrhundert wurde die Uckermark erneut vom Krieg heimgesucht. Im Siebenjährigen Krieg war sie Schauplatz von Gefechten zwischen Schweden und Preussen, so im Oktober 1758 in den Dörfern Röpersdorf, Bietikow, Seehausen und Zollchow. Prenzlau wurde im November von den Schweden besetzt. Kaum von den Preussen vertrieben, kehrten sie im Sommer darauf erneut hierher zurück. Bis 1761 kamen die Schweden jeden Sommer von Vorpommern herüber,

um unter Anwendung von Gewalt und Zwang Kontributionen zu erheben. Die Folge waren Teuerung und Hungersnot.

Mit der Französischen Revolution (1789-1795) kam Bewegung in die Geschichte Europas. Der Korske Napoleon Bonaparte (1769-1821) machte sich 1799 zum neuen Herren über Frankreich und strebte die Vormacht über Europa an. Am 8. Oktober 1806 erklärte das politisch isolierte Preussen Frankreich in trügerischer Einschätzung seiner Überlegenheit den Krieg. Aber das französische Volksheer siegte über das preussische Söldnerheer. Nach der katastrophalen Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt verfolgten die Franzosen die flüchtenden Preussen bis vor Prenzlau. Bei Güstow hatten die Franzosen sie eingeholt, es kam zu



Friedrich von der Marwitz

einem letzten Gefecht. Am 28. Oktober 1806 ergab sich der Oberbefehlshaber Fürst Hohenlohe-Ingelfingen den französischen Marschällen Murat und tannés. Friedrich Ludwig von der Marwitz (1777-1837), der die Verhandlungen als Adjutant von Fürst Hohenlohe beobachtete, schliesst seinen Bericht mit den bitteren Worten: «Dies ist die Geschichte der Kapitulation von Prenzlau, wo 10'000 Mann bewaffneter schlagfertiger Preussen, die 30 Kanonen bei sich führten, auf freiem Felde mit freiem Rücken, vor einem Haufen von höchstens 1'000 Mann französischer Kavallerie, die nur 6 Kanonen hatte, das Gewehr streckten, weil sie in einem Gewebe von Trug, Kleinmut und politischem Wahnsinn verstrickt waren.»⁵ Eine Unwahrheit des Quartiermeisters Oberst Massenbach, der angeblich eine grosse Übermacht von Franzosen jenseits eines Hügels ausgemacht haben wollte, soll zu dieser schmachvollen Kapitulation geführt haben. Die Offiziere konnten das Feld verlassen, die Regimenter wurden nach Potsdam in die Gefangenschaft zurückgeführt.

Napoleon gab später ein Gemälde von der Kapitulation von Prenzlau in Auftrag, das noch heute in der Galerie von Versailles hängt. Auch auf dem Arc de Triomphe in Paris prangt der Name der Stadt. In nächster Nachbarschaft von Prenzlau bei Ellingen erinnert das «Patriotenkreuz» an den tapferen Widerstand der Truppe.

Berlin und Brandenburg litten lange Jahre unter der französischen Okkupation. Allein in Berlin mit seinen 145'000 Einwohnern mussten 15'000 fran-

zösische Soldaten über mehrere Jahre versorgt und beherbergt werden. In der Provinz Brandenburg lagerten im Sommer 1808 23'000 Soldaten, deren Verpflegung zu Lasten den Bauern und Städter ging. Es kam zu Hungerunruhen. Die Königsfamilie und der Hof waren nach Königsberg geflüchtet, die Armee war auf ein Minimum reduziert. Preussen hatte den grösseren Teil seines Territoriums verloren. Besatzung, Kontinentalsperre und ein hoher Tribut an den Sieger ruinierten die Wirtschaft. Eine kritische Presse geisselte Fürsten, Adel wie Bürger gleichermaßen für mangelnden «Mannesmuth» und Ehrgefühl, für Selbstsucht und Verweichlichung. Man verfluchte die abträgliche Vorliebe für alles Französische in Sitte, Tracht und Sprache. Die Verzweiflung über die Hilflosigkeit des Volkes machte sich Luft in Ferdinand Schills (1776-1809) eigenmächtigem Ausbruch gegen die Franzosen, durch deren Hand er am 31. Mai 1809 in Stralsund fiel. Dies war jedoch das Signal für die Rückkehr des Königs Friedrich Wilhelm III. (1797-1840) nach Berlin. Die Wende kündigte sich jedoch erst 1812/1813 an. Die erzwungene Waffenbrüderschaft mit Frankreich (4. März 1812) wurde vom Volk mit bitterer Empörung als die totale Kapitulation des preussischen Staates begriffen. Auf Napoleons Überfall auf Russland (1812) folgte dann der katastrophale Rückzug der auf wenige Tausend Mann reduzierten französischen Armee.

Am 3. Februar 1813 rief der preussische König sein Volk zum Widerstand «auf Leben und Tod» auf, dem viele Freiwillige, darunter viele Studenten und Juden, begeistert Folge leisteten. Berühmt wurde das sogenannte Lützowsche Freikorps, deren Mitglieder aus ganz Deutschland kamen. Freiwillige mussten selbst für die kostspielige Ausrüstung sorgen. Die Pfarrer warben von der Kanzel ihrer Kirchen in Predigt und Gebet aktiv für den Dienst am Vaterlande, unter ihnen der reformierte Franz Theremin (1780-1846), ein prominenter Pfarrer der Werderschen französischen Gemeinde in Berlin. 1814 wurde er vom König zum Hof- und Domprediger berufen. Theremin entstammte einer Hugenotten-Familie. Er wurde in Gramzow in der Uckermark geboren.

Am 4. März 1813 wurden die Franzosen endlich von den Kosaken aus Berlin vertrieben. «Czernichef setzte den Franzosen durch die Stadt nach, war aber abends mit allen seinen Offizieren im Schauspiel, wo grenzenloses Jauchzen sie empfang wie am Morgen beim Einzug. Sechs Jahre voll Schmach und Druck waren vergessen und alle Leiden der Gegenwart und alle Sorgen der verhängnisschweren Zukunft! O wer noch glauben könnte an Wunder, an Sieg und Glück, die ja längst für uns zu Wundern geworden sind», berichtete Sophie Gräfin von Schwerin (1885-1863) der Schwester in die Uckermark.⁶ Die Grafen Schwerin aus Wolfshagen boten dem König nun erneut ihre Dienste an. Wilhelm

sammelte die jungen Freiwilligen im Husarenregiment, das der Herzog von Strelitz dem König stellen wollte. «Jetzt fühlten sie [die Freiwilligen] plötzlich Kraft, es mit der ganzen französischen Armee aufzunehmen. Besonders führten einige Fürstenwerder Bürger das Wort und beteuerten: Wo die Grafen Schwerin ständen, da ständen und fielen sie auch.» Den ersehnten Sieg brachte schliesslich die Völkerschlacht bei Leipzig. Das preussische Heer unter Blücher, Gneisenau, Bülow und Yorck verfolgte den Feind bis ins Herz von Frankreich. Am 31. März 1814 zogen die Truppen im Triumph in Paris ein. Napoleon war geschlagen und wurde auf die Insel Elba verbannt. Wilhelm Schwerin-Wolfshagen (1773-1815) erhielt vom König den Auftrag, die Nachricht nach Berlin zu bringen. Als «Siegesbote von Paris» ritt er im Triumph durch Deutschland und traf als «Kurier» des Königs am 10. April in Berlin ein, wo ihn eine begeisterte Menschenmenge hoch leben liess.

Der Friede war von kurzer Dauer. Am 6. März des folgenden Jahres erfuhr man in Berlin, dass Napoleon Elba verlassen hatte. Da «wussten wir auch», erinnerte sich Sophie Schwerin, «dass die Welt wieder in lichten Flammen stand». Der König rief erneut zu den Waffen. Nahe dem Dorfe Waterloo in Flandern traf schliesslich am 18. Juni 1815 die preussisch-britische «Belle Alliance» auf das französische Heer. Wilhelm Schwerin befand sich im Gefolge des Generals von Bülow. Die Trompeten schmetterten zum Angriff. «Kaum war [das Ulanen-Regiment] durch den Wald einige Schritte aufs freie Feld gekommen, so musste es die Schusslinie einer feindlichen Batterie passieren. Eine Haubitzgranate schlug dicht vor (Wilhelm) ein, platzte, der Rappe ging in die Höhe, ohne ein Zeichen des Lebens und Schmerzes (...) sank Wilhelm rücklings vom Pferd (...). Wie ein bleicher Schlafender lag er mitten in der Schlacht.» Ein Granatsplitter war ihm in den Kopf gedrungen. Bei Lasnes in Flandern unter einem schattigen Baum liegt er begraben.⁷ Sein Bruder Hermann setzte seinem Bruder und den vielen Toten der Freiheitskriege ein ehrendes Denkmal im Park von Wolfshagen.

Die Bilanz des britisch-französischen Ringens um globale Hegemonie war verheerend. Diese Kriege «trugen nicht nur erstmals die Züge eines Weltkrieges, der auf europäischen ebenso wie auf aussereuropäischen Kriegsschauplätzen ausgetragen wurde. Sie waren zugleich die ersten Kriege, die von beiden Seiten mit Massenheeren auf der Basis einer allgemeinen Mobilmachung geführt wurden». Die Kriegsverluste entsprachen in etwa der Hälfte der Verluste des Ersten Weltkrieges (ca. 5 Millionen). Allein bei Leipzig starben 150'000 Männer.⁸ Obwohl von tugendhaften Zielen, patriotischen Gefühlen und Franzosen-

hass angespornt, liess auch dieser Krieg ihre Teilnehmer «verhärten, verrohen und entzivilisieren», wie der Feldprediger Karl August Köhler mit wachsender Resignation in seinem Tagebuch festhielt. Die idealistischen Freiwilligen aber fühlten sich von den Militärs schlecht behandelt und entwickelten einen ausgeprägten Widerwillen gegen das stehende Heer. Die Erfahrungen im Krieg prägen seine Teilnehmer weit über seine eigentliche Dauer hinaus.⁹

Militärstandorte

Auf beschämende Weise war 1806 deutlich geworden, dass das Militärwesen Preussens einer dringenden Reform bedurfte. Das alte System hatte ausgedient. Und so sah es aus: In den Städten der Uckermark wurde mit der Einführung eines stehenden Heeres seitdem späten 17. Jahrhundert Militär stationiert, in Prenzlau entstand 1685 die erste Garnison. Die Uckermärker waren nicht erfreut, sie waren gebrannte Kinder, hatten schlimme Erfahrungen mit der Soldateska gemacht. Acht Kompanien Infanterie und eine Kompanie ‚Grand Mousquetaires‘, d.h. hugenottische Kavallerie lagen in der Stadt. 1724 war es dann ein ganzes Regiment. Die Soldaten und der Tross, d.h. Frauen und Kinder, wurden privat einquartiert. Die Familien mussten zusammenrücken und ihr oft nicht sehr üppiges Mal mit ihnen teilen. Es kam zu unbequemen Eingriffen ins Bürgerleben. Die Gastgeber hatten überdies die Pflicht, eine Art Aufsicht über die Soldaten auszuüben, die zum grossen Teil von ausserhalb Preussens geworben worden waren. Der Stadt wurden finanzielle Pflichten, wie die Einrichtung eines Exerzierplatzes aufgebürdet. Mit der Einführung des Kanton-Systems (1730) kam es endlich zu einer geregelten Rekrutierung. Die Wirte erhielten finanzielle Unterstützung, in Friedenszeiten arbeitete manch ein Soldat und seine Frau auch im Betrieb des Gastgebers mit.

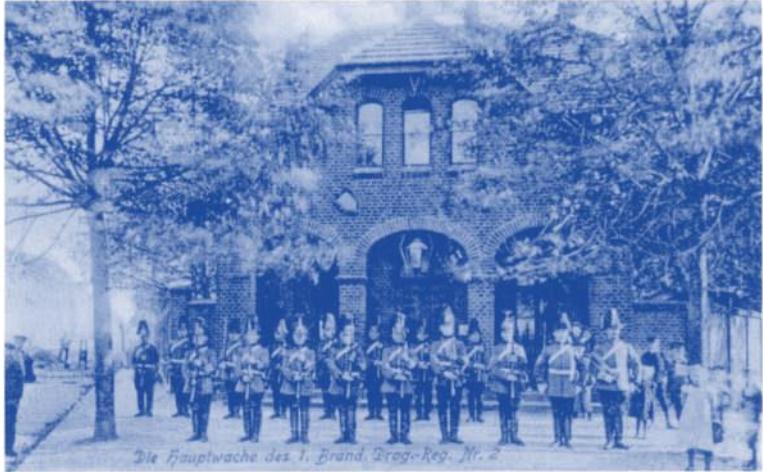
Um 1735 lebten in Prenzlau immerhin 2'200 Soldaten mit ihren Familien. Man gewöhnte sich allmählich an die Anwesenheit der Fremden, die schliesslich auch einen belebenden Wirtschaftsfaktor darstellten. Das Bäckergerwerbe versorgte die Garnison mit Brot, der Tuchhändler und Schneider mit Kleidung usw. Man gewöhnte sich so sehr daran, dass man die Soldaten während der langen Kriege vermisste. Doch trat andererseits durch ihre lange Abwesenheit auch eine gewisse Entfremdung ein. Dabei spielte wohl auch der Wunsch nach mehr Privatheit eine Rolle, ein aus der Aufklärung hervorgegangenes bürgerliches Ideal. Auf Drängen der Bürger entstanden darum um 1770 die ersten Kasernen.¹⁰

Die Ausbildung bestand im Drill an der Waffe und in der «absolutistischen Lineartaktik». Zwang und drakonische Strafen führten zu Desertion.

Offiziersposten blieben dem Adel vorbehalten, Führungsqualitäten waren nicht immer die Regel. Die Versorgung der Soldaten in Friedenszeiten war schlecht und noch dürftiger nach einer Schlacht. Die Kampfaktik führte zu hohen Verlusten. Im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) fielen allein 180'000 Soldaten, viele kehrten als Invaliden heim. 1790 entstand im Dominikanerkloster in Prenzlau ein erstes Invalidenhaus, in dem Soldaten lebten, die für den Militärdienst untauglich geworden waren. Familien erklärten sich bereit, Waisenkinder aufzunehmen. Hinterbliebene Witwen waren jedoch häufig gezwungen, Betteln zu gehen. Der Gefallenen wurde kaum gedacht. Eines der frühesten und eindrucksvollsten Denkmäler Preussens wurde vom Prinzen Heinrich im Park von Rheinsberg errichtet, es ehrt die Offiziere, die in den Kriegen des 18. Jahrhunderts ihr Leben liessen.

Die Stadtkommandanten der Garnison Prenzlau spielten eine herausragende Rolle im Kulturleben der Stadt. Landgraf Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt (1669-1711) liess den alten Prenzlauer Reitstall zu einem Theater umbauen. Jakob Philipp Hackert (1712-1768), der Vater des späteren berühmten Prenzlauer Malers gleichen Namens wirkte in Prenzlau als Hofmaler. Der Erbprinz und spätere Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt (1753-1790) war Kommandeur des 12. Infanterie-Regimentes. Seine Ehefrau Prinzessin Karoline (1721-1774), die sich grosser Beliebtheit am Berliner Hofe erfreute, begleitete ihn. Das Paar lebte im Haus Burgfreiheit am Markplatz, einem der schönsten Gebäude der Stadt. Karoline pflegte einen regen Briefaustausch u.a. mit Prinzessin Anna Amalie (1723-1787), der Schwester Friedrichs II., der sie auch vom Prenzlauer Maskenball berichtete. Gar nicht so übel sei's in der Provinz, fand sie. «Man sah dort Schäferinnen, Spanierinnen, Tyrolerinnen und Gärtnerinnen. Masken, bei denen nicht die geringste Rücksicht auf das Alter und die Gestalt der Betreffenden genommen war.»¹¹ In Prenzlau wurden auch vier ihrer Kinder geboren. Friederike wurde später Königin von Preussen und Mutter Friedrich Wilhelms III., Natalie die Gattin des Zaren Paul. Der Kommandeur der Garnison lebte auf grossem Fuss. Er machte Schulden, daran waren auch die zahlreichen Reisen zu Einladungen an den Hof in Berlin schuld. Als der Erbprinz vom Militärdienst in Preussen seinen Abschied nahm, musste auch Prinzessin Karoline die Stadt, in der sie so glücklich gewesen war, verlassen. Friedrich II. (1740-1786) hat diese ungewöhnliche Frau – man nannte sie auch ‚die grosse Landgräfin‘ – die im Alter von 53 Jahren in Darmstadt starb, sehr geschätzt.

Während der Freiheitskriege erwiesen sich die alten Strukturen des preussischen Heeres als ineffektiv und veraltet. Drill allein führte nicht zum Sieg, entscheidend waren vielmehr Motivation, Korpsgeist, gute Führung. Nur ein



Hauptsache des 1. Brandenburgischen Dragoner Regiments in Schwedt, gegr. 1689

sehr geringer Teil der Bevölkerung (2%) wurde zum Heer rekrutiert. Schon lange vor 1806 kritisierten Offiziere das absolutistische Militärwesen Preussens. Gerhard von Scharnhorst (1755-1813) plädierte vor allem für eine allgemeine Wehrpflicht. Zu einer Reform kam es jedoch erst nach der Niederlage von 1806. Mit der Einrichtung eines ‚Volksheeres‘ suchte Scharnhorst es nun den neuen Anforderungen anzupassen und die Kluft zwischen Staat und Volk zu schließen. Die Reformen trugen auch den Freiheits- und Ehrvorstellungen der «Bürger» Rechnung, schafften die berüchtigten Strafen ab und werteten den Status der einfachen Soldaten auf. Der sukzessive Ausschluss von Soldatenfrauen und Kindern aus der Militärgesellschaft war schon im 18. Jahrhundert eingeleitet worden. Allerdings führte die Genehmigungspflicht von Heiraten zu einer nicht erwünschten Zunahme außerehelicher Beziehungen.

Die Niederlage von 1806 hatte das Vertrauen zwischen Volk und Militär stark erschüttert. «Die Ehre einer Armee und die Achtung einer Nation, mit so viel Blute erkaufte, zu Grabe getragen, der Schande preisgeben zu müssen – oder zu überliefern, ist für mich das Schrecklichste, was dem Menschen als Staatsbürger begegnen kann», schrieb Scharnhorst an seinen Sohn.¹² Von besonderer Bedeutung war darum die vom König angeordnete ‚Selbstreinigung‘ des Militärs. Eine Kommission erhielt den Auftrag, «die Ursachen zu erforschen, welche die unglücklichen Ereignisse des letzten Krieges herbeigeführt haben». Durch korporative Gerichte wurden jene Offiziere ermittelt, die ihre Dienstpflichten



Neue Kaserne des Infanterie Regiments No. 64 in Prenzlau, erbaut 1882

verletzt bzw. sich durch besonderen Mut ausgezeichnet hatten. Insgesamt führte dieses Procedere innerhalb weniger Jahre zu einer Erneuerung und deutlichen Verjüngung des preussischen Offizierskorps und damit auch zu einer größeren Akzeptanz des Heeres im Volke.

Im Jahr 1813, als es um den Fortbestand des Staates ging, ergriffen die Bürger in Ostpreussen die Initiative. Sie bildeten Freiwilligenverbände, sie wollten ihren Staat selbst verteidigen. Mit dem Aufruf des Königs an sein Volk und dem Gesetz über die Verpflichtung zum Wehrdienst (1814) wurden alle Männer im Alter von 17 bis 24 Jahren mit wenigen Ausnahmen zum Militärdienst (auch in Friedenszeiten) verpflichtet. Alle 17- bis 40jährigen Wehrpflichtigen, die nicht zum stehenden Heer gehörten, hatten sich zur Landwehr zu melden. Die Rekrutierung erfolgte nach Jahrgängen durch das Los. Alle anderen Männer im Alter zwischen 16 und 60 waren Landsturm pflichtig. Das preussische Heer, dessen Grösse noch im März 1813 auf 67'000 Mann beschränkt war, wuchs innerhalb weniger Monate auf 245'000 (113'000 Landwehr) an. Eine angemessene Ausrüstung für all diese Soldaten war verständlicherweise in so kurzer Zeit nicht zu beschaffen. Nach Prenzlau wurde das Zweite Kurmärkische Landwehr-Regiment verlegt. Nach den Siegen von 1813 und 1814 wurde diese Neuerung jedoch wieder rückgängig gemacht, die Landwehr ins reguläre Heer integriert. «Fürchtet er sich denn vor uns, dass er uns keine Waffen in Händen wissen will?», fragte sich der Liberale Karl August Varnhagen von Ense (1785-1858).¹³



Gefallene der Kriege, Tafel in der Kirche Ste[^]elitz

Auch andere uckermärkische Städte erhielten schon im 17. Jahrhundert eine Garnison. Die Residenzstadt Schwedt war ab 1693 Standort der Baillodz-Kürassiere, die unter dem Kommando des Schwedter Markgrafen Philipp Wilhelm, Halbbruder des späteren Königs Friedrich I., als Leibgarde der Markgräfin standen. Es wurde allerdings erst 1725 nach Schwedt hinein verlegt. Ab 1763 bezogen auch die «Schwedter Dragoner», das zweitälteste Reiterregiment Brandenburg-Preussens, in der Stadt Quartier. Sie bewährten sich besonders in den Freiheitskriegen gegen Napoleon, so dass es als Ehre galt, in ihnen dienen zu dürfen. Ende des 19. Jahrhunderts war es das Reiterregiment 6/Dragoner. Noch heute feiert ein Traditionsverein

der Schwedter Dragoner e.V. die Gründung dieses alten Regimentes am 24. April im Jahre 1689! Dann singen sie:

«Drum Kameraden, reicht die Hand,
Auf dass es sich erneue:
Der alten Kameradschaft Band,
Das heil'ge Band der Treue.
Dragoner, hebt die Gläser hoch,
Die alten Schwedter leben noch,
Hoch lebe stets auf neue
Die alte Schwedter Treue.»¹⁴

Auf Einquartierung konnte der Staat auch nach der Armee-Reform nicht verzichten. Im Jahr 1882 erhielt Prenzlau weitere imposante Kasernenbauten. Damit kam es auch zu einer gewissen Entfremdung zwischen Bürgern und Militär. Mit seinen Siegen konnten sich die Bürger allerdings identifizieren. Nach der sogenannten Roonschen Heeresreform (1859/60), mit der dem Parlament die Kontrolle über das Heer weitgehend entzogen wurde, erhielten Angermünde und Prenzlau Truppenteile des neu gegründeten Infanterie-Regimentes No. 64. Es war an den Kriegen gegen Dänemark (1864) und Frankreich (1870/71) in vorderster Linie beteiligt. An den Düppeler Schanzen, aber auch im Frankreich-Feldzug, erlitt das 64er hohe Verluste.

Die national gesonnenen Bürger der Stadt pflegten den nun modischen militärischen Geist in den Innungen, Kriegervereinen und Schulen. Man gedach-



Denkmal für die Gefallenen des Krieges 1870/71 in Prenzlau

te der Toten an besonderen Tagen und ehrte ihr Andenken. Strasburg errichtete den Toten der drei Kriege 1876 ein Denkmal. Im Jahr darauf folgte Prenzlau mit einem Kriegerdenkmal für die Gefallenen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 auf dem Marktplatz. Der Stadtpfarrer hielt die «Weiherede», die Honoratioren der Stadt und das Militär waren vollzählig anwesend. An jedem 16. August beging man fortan in Prenzlau mit Paraden und Stadtfest den Tag von Vionville, an dem so viele Männer gefallen waren. So blieb der Hass auf den Erzfeind Frankreich stets präsent.¹⁵

Die Separation

Die Uckermark ist bis heute von der Landwirtschaft geprägt, auch wenn die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten drastisch zurückgegangen ist. Eine Modernisierung der Landwirtschaft wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit den Stein-Hardenbergschen Reformen eingeleitet. Bauern und sogenannte Kossäten (Kleinbauern), die auf Rittergütern wirtschafteten, waren seit Jahrhunderten zu Abgaben und Frondiensten verpflichtet, die sie und ihre Familien stark belasteten. Mit dem Trend der Feudalherren zum Eigenbetrieb, d.h. zur Bewirtschaftung des Gutes mit Hilfe von Landarbeitern und Tagelöhnern, konnten sich Bauern durch Dienstgeldleistung von Frondiensten befreien und Eigentümer ihrer Bauernstellen werden. Diese Bauernstellen mitsamt den Gebäuden wurden vor dem

Kauf im Wert geschätzt. Häufig erwarben Bauern auch nur Eigentum an Gebäuden und pachteten das Land auf Zeit. Auf fruchtbarem Boden gelang es früher, vermögensbildend zu wirtschaften, vor allem auch nach Aufgabe der Dreifelderwirtschaft. So unterschieden sich die Wirtschaftsformen schon im 18. Jahrhundert regional erheblich.¹⁶ Der Prozess der Ablösung von Frondiensten, der bereits im 18. Jahrhundert begann, wurde «Separation» genannt und zog sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hin. Unter Bauern wurde das dabei angewandte Prinzip scharf kritisiert. Die grossen Güter, deren Land mit dem der Bauern vermengt war, suchten sich die besseren Böden aus und überliessen den Bauern den weniger fruchtbaren Teil.¹⁷

Die Separation, auch «Bauernbefreiung» oder «Bauernlegen» genannt, war eine Art Flurbereinigung, die nach Ende der Freiheitskriege in Preussen durch ein kompliziertes Gesetzeswerk befördert wurde. Davon betroffen waren auch die Wälder, die nun nicht mehr zu Weidezwecken offenstanden. Dies führte zur Erholung der Forsten und ihrer Wertsteigerung. 1807 wurde die Gutsuntertänigkeit aller Bauern aufgehoben und die Zusammenlegung von Feldern zu Vorwerken forciert. Paragraf 6 der Bestimmungen lautete:

«Einzziehung und Zusammenschlagung der Bauerngüter: Wenn ein Gutsbesitzer meint, die auf einem Gut vorhandenen einzelnen Bauernhöfe oder ländliche Besitzungen, welche nicht erblich, erbpacht- oder erbszinsweise ausgetan sind, nicht wiederherstellen oder erhalten zu können, so ist er verpflichtet, sich deshalb bei der Kammer der Provinz zu melden, mit deren Zustimmung die Zusammenziehung sowohl mehrerer Höfe in eine bäuerliche Besitzung als mit Vorwerkgrundstücken gestattet werden soll, sobald auf dem Gute keine Erbuntertänigkeit mehr stattfindet.»¹⁸

In den folgenden Jahren wurden diese Bestimmungen im Einzelnen ausgeführt oder eingeschränkt. Der Prozess der Flurbereinigung dauerte bis zur Mitte des Jahrhunderts an.

Mit einem Edikt von 1808 war es nun auch Bürgerlichen erlaubt, Rittergüter käuflich zu erwerben. Mit diesen Gesetzen wurde das Ende der Feudalherrschaft und der Beginn einer kapitalistisch orientierten Landwirtschaft eingeleitet. Bauern konnten sich von ihren Pflichten gegenüber Rittergutsbesitzern freikaufen, selbstständig wirtschaften, sie konnten ihr Land verkaufen, ohne Genehmigung heiraten, der Gesindezwang für ihre Kinder verfiel, und sie genossen Freizügigkeit.

Nicht alle Grundbesitzer begrüßten diese Reformen. Sie beklagten den Schwund an Arbeitskräften und fürchteten, sie würden ihr Getreide weder ernten noch auf den Markt bringen können. Die Wirtschaftskrise der 1820er Jahre erschwerte es den Bauern, das erforderliche Geld für die Ablösung zu erwirtschaften, so dass es zu Zwangsversteigerungen kam. Fast ein Viertel des Bauernlandes ging so verloren. In den dreißiger und vierziger Jahren wurden überall die bäuerlichen Feldmarken neu vermessen und in Güteklassen eingeteilt. Höfe wurden aus den Dörfern ins Ackerland verlegt, um Wege zu sparen. Man nannte sie nach ihren Besitzern. So gab es überall neue Dörfer mit Namen wie Wilhelmshof, Ferdinandshof, Ulrichshof usw. Die Modernisierung machte die Landwirtschaft profitabler. Vorreiter waren vor allem Domänen und auch Rittergüter. Bauern, die diesen Prozess der Ablösung überlebten, wirtschafteten bald zusehends erfolgreich. Grund und Boden gewannen an Wert, und so entstand ein Markt. Auch Güter wurden zu Spekulationsobjekten. In den 1880er Jahren waren in den östlichen Provinzen Preussens bereits 64% der Rittergüter in bürgerlicher Hand, einen ähnlichen Prozess konnte man in den Dörfern der Uckermark beobachten, z.B. in Gollmitz, Baumgarten oder Kraatz.

Der Begründer der wissenschaftlichen Landwirtschaft in der Region war Albrecht Daniel Thaer (1752-1828) mit seinem 1810 veröffentlichten Werk *Annalen des Ackerbaus*. Fragen nach Klima, Beschaffenheit des Bodens, tauglichen Pflanzensorten, Methoden der Bodenbearbeitung und der Düngung wurden gestellt. Die Einführung des Fruchtwechsels war eine wichtige Neuerung, die schon im 18. Jahrhundert in England erlernt werden konnte. Sie löste die Dreifelderwirtschaft ab. Die Uckermark mit ihrer vielfältigen Bodenoberfläche und -qualität, den End- und Grundmoränen, zahlreichen Seen und Sollen war ein interessantes Forschungsgebiet für den jungen Mitarbeiter und Schwiegersohn Thaers, G.E.W. Crome. Er besichtigte u.a. die Tätigkeit von Arnim-Neuensund, der als Freund Thaers die neuen Anregungen auf seinem Gut umsetzte. Auf Sandflächen setzte er Baumpflanzungen, er entwässerte Feuchtgebiete und verwandelte sie durch Auffahren von Sand in kulturfähiges Land, auf dem er Kohl anbaute.

Crome reiste über Güterberg weiter nach Wolfshagen und entnahm unterwegs von den Feldern Bodenproben. «Der Boden scheint mir im Durchschnitt zwischen 30 und 40 Prozent an Thon, 2 bis 4 Prozent an Humus, und das übrige an Sand zu enthalten», bemerkte er. «Bei Wolfshagen, einem gräflichen Gute, welches ebenfalls noch auf der Höhe liegt, fand ich einen so bindenden Thonboden, wie ich ihn nur an wenigen Stellen im Oderbruche bemerkt hatte: eine Probe zeigte mir nämlich an ziemlich feinem angeschlammten Sande

13,5 Prozent, an mildem Humus 7,5 Prozent, an einem fetten Thon 79 Prozent. Welch prachtvoller Weizen und welche Bohnen müssen sich auf solchem Boden erzielen lassen.»¹⁹ Arnim-Neuensund selbst interessierte sich für Pflanzenkunde und veröffentlichte seit 1796 Beyträge zur Kenntnis der Einheimischen Gewächse in gemeinnützigen Blättern.

Der Anteil der Gutsbezirke im Verhältnis zu Landgemeinden war in der Uckermark besonders hoch, im Kreis Prenzlau etwa 101:66. Dabei beherbergten die Gutsbezirke bei einer höheren Hektargröße eine geringere Bevölkerung. Diese Verfestigung der Besitzstruktur privilegierte die grossen Besitze und gab den Rittergutsbesitzern auch politisch und gesellschaftlich eine Art Monopol. Die Güter wurden zu «Herrschaftszentren».²⁰ «Durch diese tiefgreifenden Einschnitte wurde das Wesen der uckermärkischen Dörfer, ihre Gestaltung, ihre Landwirtschaft, vor allem ihre soziale Struktur so beeinflusst und verändert, dass die Spuren und Folgen davon noch heute erkennbar sind», schreibt der ehemalige Direktor der VEG-Klockow.²¹ 1869 gab es in Klockow noch drei Bauern. Bis Ende des Jahrhunderts verschwanden auch sie. Klockow wurde ein reines Gutsdorf, das mehrfach den Besitzer wechselte. 1887 wurde es an Wilhelm Stege aus Pasewalk verkauft, den Besitzer einer der grössten pommerschen Mühlen. Er bewirtschaftete das Gut wie ein kapitalistisches Unternehmen. Klockow war Anfang des 20. Jahrhunderts das Dorf mit dem höchsten Grundsteuereintrag.

Auch das Landschaftsbild wandelte sich infolge der Separation. Die kleinteilige Bewirtschaftung wich einer grosszügigen Flurordnung. Das Gemeindeland, auf dem das Vieh geweidet hatte, wurde aufgelöst, kleinere Bauerngehölze wurden gerodet, schützende Hecken und Wälle z.T. eingeebnet, Solle zugeschüttet, Bäche begradigt, Eingriffe, die auch die Ökologie der Region veränderten. Die Landschaft wurde gleichsam ausgeräumt. Die vielen ursprünglichen Flurbezeichnungen und Namen wie Priesterhof, Totenberg, Lehmkuhle, Opferstein, Frommer Spuk oder Nachtwächterbruch gingen jedoch nicht alle verloren, manche blieben bis heute im Gebrauch.

Trotz der oft kritisch negativen Beurteilung der Separation und einer Betonung ihrer Opfer muss doch auf einen sichtbaren wirtschaftlichen Aufschwung in der Region hingewiesen werden, der sich nicht nur in einem wachsenden Wohlstand der bäuerlichen Mittelschicht und einer wachsenden Einwohnerzahl der Ortschaften bemerkbar machte.

Auswanderung

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts setzte in der Uckermark eine Auswanderungswelle ein, die durch ein allgemein hohes Bevölkerungswachstum, aber auch durch die Separation ausgelöst wurde. Mit Anzeigen im Uckermark Kurier verabschiedeten sich Auswanderer von ihren Freunden und Mitbürgern. Ihnen riefen sie beim Scheiden aus der Heimat eine Lebewohl zu. So die Familie Glaser aus Fürstenwerder im Jahr 1861: «Fürstenwerder! Euch besonders Dank für das uns seit 24 Jahren geschenkte Vertrauen, für die Liebe und Theilnahme, die Ihr uns beim Scheiden bewiesen. Möge Euch der allmächtige Gott dafür belohnen, unvergesslich werdet Ihr uns bleiben.»²²

Die Ziele der Auswanderer waren New York, das südwestliche Kanada, Südafrika, Australien oder Brasilien. In Australien gab es dann sogar einen Distrikt, der Prenzlau hiess. Heimathäfen, in denen man sich einschiffte, waren Stettin und Hamburg, wo auch die Auswanderungsagenturen ihre Büros hatten, wie die Firma Dieseldorff & Co. in Hamburg. Auskünfte erteilten Agenten in Strassburg und Prenzlau. Vergeblich suchten die öffentlichen Ämter diesem Trend durch Negativ-Schlagzeilen Einhalt zu gebieten. Die Überfahrt nach Südafrika mit einem Segelschiff dauerte zwei bis drei Monate. Im Jahr 1858 hatten sich auf der Peter Godefroy sieben Familien aus Damerow (nördlich von Prenzlau) mit 20 Kindern eingeschiffet.²³ Auch aus Parmen, Schönermark und Arendsee waren Familien unter den Passagieren. Meist waren die Eltern zwischen 30 und 35 Jahren alt. Innerhalb von Brandenburg und auch in der Uckermark stand der Kreis Prenzlau an erster Stelle der Statistik. In den Jahren 1862 bis 1871 verliessen 4'556 Menschen den Kreis Prenzlau, 2'209 den Kreis Angermünde und 2'234 den Kreis Templin. Im Zeitraum 1876 bis 1895 wanderten 11'000 Personen aus dem Kreis Prenzlau ab, das entspricht der Einwohnerzahl einer Kleinstadt. Darunter waren viele Landarbeiter und Gesinde, die in die grösseren Industriestädte strebten, wo sie im städtischen Proletariat aufgingen. Es waren aber nicht nur die Armen, die sich auf Abenteuer einliessen, sondern auch jene, die über Gesundheit, Ersparnes und den Mut zu einem Neuanfang verfügten. Also Leute, auf die kein Land gern verzichtet.²⁴

Ein besonderer Fall war die Emigration der Brüssower «Separatisten». Sie lehnten sich gegen die preussisch-unierte Staatskirche auf, die der König 1817 dekretiert hatte, und bestanden auf der alt-lutherischen Liturgie. Sie weigerten sich, Kirche und Schule zu betreten. Der Stettiner Pfarrer Ehrenström, das geistige Oberhaupt der Bewegung, predigte in Scheunen, und da er auch einen Kompromiss nicht anerkennen wollte, riet er seinen Anhängern zur Auswanderung. 1843 beantragten 436 Personen einen Pass, davon stammten 150 Bürger aus Brüssow.²⁵

Ein anderer Faktor, der zur Auswanderung beitrug, war eine hohe Geburtenrate in den Jahren nach den Freiheitskriegen. In Familien besitzloser Schichten waren zehn und mehr Kinder keine Seltenheit. Diese Familien zu ernähren und allen Kindern eine sichere Zukunft zu garantieren, war unter den gegebenen Bedingungen der Landwirtschaft nicht möglich. Erst Ende des Jahrhunderts änderte sich das regenerative Verhalten der Bevölkerung. Es kam zu einem allgemeinen Geburtenrückgang, auch bei Landarbeitern. Besonders ausgeprägt war dies unter bäuerlichen Besitzern, von denen der Ökonomierat von Canstein 1883 schreibt, bei diesen «scheint vielfach sogar die Kinderzahl abzunehmen, und in einigen Theilen scheint man fast schon zu dem Zwei-Kinder-System gelangt zu sein.»²⁶ In den Dorfschulen schrumpften die Klassen. In Hassleben nahm die Zahl der Kinder von 1902 bis 1912 von 101 auf 60 ab.²⁷ Verursacht wurde dieser Geburtenrückgang u.a. durch eine verbesserte Hygiene und damit geringere Kindersterblichkeit, aber auch durch eine bewusste, von wirtschaftlichen Überlegungen gesteuerte Familienplanung. Weniger Kinder hiess auch weniger Erbberechtigte.

Landwirtschaftliche Produkte

Die Separation hatte die Bedingungen für eine moderne Landwirtschaft geschaffen. Neben dem traditionellen Getreide wurden nun vermehrt Kartoffeln und Zuckerrüben angebaut. Dies waren Produkte, die in Industriebetrieben weiter verarbeitet wurden, z.B. in Brennereien. Im Allgemeinen waren Brennereien den Gütern angeschlossen, damit die Kartoffeln nicht über weite Strecken befördert werden mussten, z.B. in Strehlow, Carmzow, Brüßow, Gollmitz, Blumenhagen, um nur einige zu nennen. Häufig handelte es sich um architektonisch interessante und handwerklich liebevoll ausgeführte Gebäude. Feldsteinmauerwerk wurde in Ziegelformsteinen gefasst. Von einem schlanken Schornstein überragt, prägten sie das Bild des Dorfes. Der Arbeitsgang der Destillation mit vier Arbeitsschritten war kompliziert. Entsprechend viele Räume waren vonnöten: Malztenne, Kartoffelkeller, Waschraum, Maischraum, Gärraum, Maschinenstube, Spirituskeller und weitere. Das Rohergebnis von nur 20% Alkohol musste erneut destilliert werden, bis ein Branntwein von 45% erreicht war. Die zahlreichen Rohre der Destille waren aus Kupfer geschmiedet und wurden vom Kupferschmied Wilhelm Zimmermann in Prenzlau hergestellt. Kartoffeln, aus denen der Schnaps gebrannt wurde, hiessen übrigens in der Uckermark «Nudeln». Für die Branntweinherstellung benötigte man eine Lizenz, denn es gab ein staatliches Branntweinmonopol. Die Produktion stand unter zollamtlicher Aufsicht.



Ermekr-Scheune in Schwedt

Die eiweisshaltigen Reste, «Schlempe» genannt, wurden als Futter für Rinder und Schafe verwendet. Aus einer Tonne Kartoffeln wurden ca. 117 Liter Alkohol gewonnen.²⁸

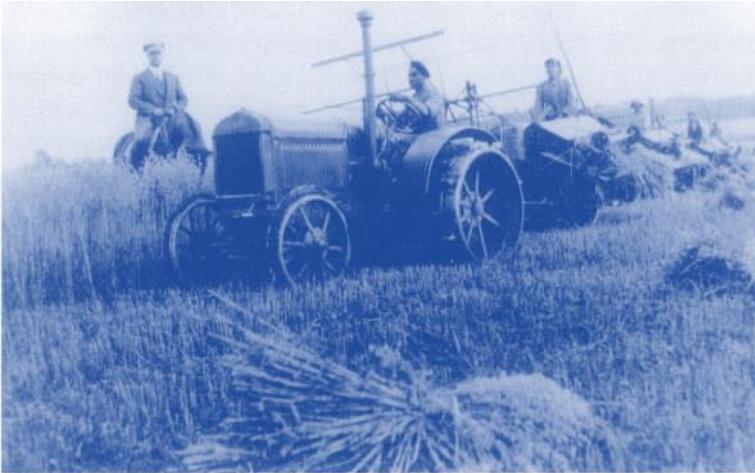
Die erste 1872 vom Landwirten und Fabrikanten Ludwig Weinrich errichtete Zuckerfabrik in Prenzlau litt noch unter einer mangelhaften Infrastruktur der Region und musste nach einer kurzen Operationsphase als Aktiengesellschaft 1884 Konkurs anmelden. Drei Jahre zuvor war ihr ein Konkurrent in Gestalt der neuen Strasburger Zuckerfabrik entstanden, einer Aktiengesellschaft, an der Bauern und Gutsbesitzer der Umgebung beteiligt waren. Im Aufsichtsrat sassen die Unternehmer und Gutsbesitzer. 1891 wurde die inzwischen modernisierte Prenzlauer Fabrik Teil der Strasburger Aktiengesellschaft.

Als ein besonderes Problem stellte sich die kostspielige Abwasserentsorgung der Prenzlauer Fabrik dar. Insgesamt aber hat die Zuckerindustrie für den Kreis Prenzlau grosse wirtschaftliche Vorteile gebracht. Während der sogenannten Rübenkampagne gab es weit über tausend Arbeitsplätze. Indirekt kam die Weiterverwertung der Hackfrüchte der Ernährung der Rinder zugute. Auf 7% des Bodens (1930) wurden Zuckerrüben angebaut. Aus der Uckermark war eine «Zuckermark» geworden. Die Dividenden bedeuteten für die an Bargeld armen Kleinaktionäre selbst bei einer Rendite von 3% ein willkommenes Zubrot.

Für den Anbau von Zuckerrüben benötigte man einen Dampfflug, der eine fünfmal höhere Leistung als der sonst übliche von einem Pferdegespann gezogene Pflug besass. Der schwere Lehm Boden musste tief gepflügt und kräftig mit Thomasmehl, Kainit und Chile-Salpeter gedüngt werden. Die Böden brachten so um die Hälfte höhere Erträge als bei Getreideanbau. Die Firma Horn in Holzendorf bei Gross Milzow verfügte über 19 Maschinen und stellte auch das Personal. Die Bestellung war arbeitsintensiv und erforderte viele Hände beim Hacken, Verziehen und Nachgehen. Dafür wurden vor allem Frauen und Kinder geworben. Geerntet wurde von Oktober bis Dezember mit dem Rübenheber. Im Jahr des Kriegsausbruchs 1914 wurden 540'000 Zentner Zucker im Wert von 5,4 Millionen Mark in der Strasburger Zuckerfabrik produziert.²⁹

Ein viertes Produkt, das vor Ort weiterverarbeitet wurde, war der Tabak, der wie übrigens auch der Weizen von Hugenotten eingeführt wurde. Die Pflanze hiessen darum auch «Planteur». Schon im 18. Jahrhundert war es eine beliebte Nutzpflanze. Tabak gedieh gut auf lockerem, mit Humus und Sand gemischtem Lehm Boden und auf möglichst ebenem Feld, Bedingungen, die es besonders in der Region um Schwedt-Rosow-Schmölln gab. Auch hier wurde tief gepflügt, mit Kali und Salpeter gedüngt. Die in Treibhäusern vorgetriebenen Pflanzen wurden im April nach dem Frost in die Erde gesetzt. Die Ernte erfolgte gewöhnlich bis zum 20. September. Die Blätter, die auf Schnüren in den grossen durchlüfteten Tabak-Scheunen trockneten, waren erntereif im November. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts lag die Vermarktung in der Hand jüdischer Händler. Um die Jahrhundertwende wurde eine Tabaksverwertungsgesellschaft der Tabakpflanze gegründet, um sich dieser Zwischenhändler zu entledigen. Auf zirka 1'400 Hektar wurden 45'000 Zentner Tabak geerntet.³⁰

Für eine Vieh- und Milchwirtschaft gab es in Brandenburg und somit auch in der Uckermark keine sehr guten Voraussetzungen. Das lag an den oft armen Böden und dem daraus resultierenden Mangel an Grünland. Stattdessen wurde Schafzucht favorisiert, zumal die Wollpreise günstig lagen. Erst mit dem Anbau von Futterpflanzen verbesserten sich die Bedingungen für die Viehhaltung, und die Entwässerung von Feuchtgebieten schuf neue Weide- und Grünflächen. In der Uckermark eigneten sich vor allem Wiesen entlang der Oder und die Ucker-Niederung bei Prenzlau für Weidewirtschaft. Die frühesten Anfänge der Tierzucht gingen auf das Jahr 1824 zurück. 1836 wurden erstmals auch Rinder auf einer Tierschau in Prenzlau vorgeführt. Zuchtbullen wurden aus den Niederlanden, Ostfriesland und dem Hannoverschen eingeführt. Erste Herden bauten die Landwirte Winterfeldt-Felchow, Fahrenwald, Battin und Müller-Polzow auf.



Mechanisierung der Landwirtschaft: der Binder

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde ein Herdkontrollbuchverband Uckermark gegründet, dem alle Züchter beitraten. Dieser Verband diente der Propagierung guter Zuchtergebnisse und der Leistungskontrolle/¹

Die Mechanisierung der Landwirtschaft ging langsam voran. Zuerst kam die Mähmaschine, dann der Binder, der Dampfpflug und in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts endlich der Mähdrescher. Doch die verschiedenen landwirtschaftlichen Berufe blieben noch sehr lange in ihrer Vielfalt erhalten. Die Arbeitsgänge in Land- und Viehwirtschaft und Dienstleistungen wurden von einer grossen Anzahl von Händen verrichtet. Fleischlieferant war ursprünglich das Schaf. Seine Wolle war ein geschätztes Nebenprodukt. Schäfereien, die zu den Gütern gehörten, wurden an Schäfer verpachtet. Für Gänse und Schweine und ihre Stallungen waren eigene Meister zuständig, Rinderhaltung erforderte Kenntnis und Erfahrung.

Die Melker hiessen Schweizer, weil sie wohl ursprünglich aus der Schweiz stammten. Die Milch deckte zunächst den Eigenbedarf in den Dörfern. Kälber wurden verkauft. Die Eisenbahn Prenzlau-Fürstenwerder (Schmalspur) wurde 1902 fertig, so dass die Milch von den anliegenden Dörfern nun nach Prenzlau in die Molkerei zur Weiterverarbeitung gefahren werden konnte. Morgens stellten die Bauern oder Schweizer ihre vollen Milchkannen an die Strecke, mittags kam der Zug mit den Leerkannen zurück. Erst 1937 erhielt Fürstenwerder eine eigene Molkerei.³²

Pferdeknechte versorgten Arbeits- und Reitpferde. Die Tiere wurden zum Pflügen, Holzrücken, zur Feldbestellung und als Reit- und Kutschpferde benötigt. Der Schmied beschlug ihre Hufe. Die Pflege und Nutzung des Waldes lag in der Obhut von Förstern und Jägern. Unverzichtbar waren Stellmacher und Fischer, Maschinenführer und Gespannführer, Holzfäller und Maurer. Die Arbeiter und Handwerker hielten auf ihrem eigenen Land Kleinvieh wie Enten, Kaninchen und Hühner, gelegentlich auch eine Kuh.

Die auf den Gütern geleistete Arbeit wurde regelmässig nach Stunden in ein Lohnbuch geschrieben, der Lohn wöchentlich ausgezahlt. Hinzu kam ein Deputat an Naturalien: Getreide, Kartoffeln, Brennmaterial, Heu und Stroh. Häufig wurde das Vieh der Landarbeiter in den Ställen des Gutes mitversorgt. Lebensmittel und andere Waren, die im Dorf nicht hergestellt wurden, brachte der Krämer auf seinem Fuhrwerk, auch der Bäckerwagen fuhr schon damals Kuchen und Brot übers Land.

Kleinstädte

Kleinstädte gab es in der Uckermark bereits im 13. Jahrhundert, sie besaßen ‚Stadtrecht‘ und nannten sich oppidum oder civitas. Diesen Status verdankten sie unterschiedlichen Umständen: Fürstenwerder mit seiner wehrhaften Stadtmauer war Grenz- und Zollstation, Jagow Sitz eines Propstes und Vogtes, Gramzow Marktmittelpunkt. Im Dreissigjährigen Krieg versiegte der Handel, Ämter wurden in andere Orte verlegt, Kleinstädte schrumpften zu Dörfern. Ein Städtchen wie Fürstenwerder wurde unter der Gutsherrschaft zu einem ‚Flecken‘.

Die Bevölkerung der Mark war auch Mitte des 19. Jahrhunderts noch weitgehend in der Landwirtschaft beschäftigt, auch viele Kleinstädter, Ackerbürger genannt. Nur 15 Städte Brandenburgs besaßen um 1850 mehr als 5‘000 Einwohner. Die neuen Städteordnungen von 1809 und 1831 stärkten den Unternehmergeist der Bürger, die sich um die Verschönerung ihrer Ortschaften bemühten, Wege pflastern und Parks anlegen liessen. Der Modernisierung fiel auch so manche Stadtmauer mit ihren Türmen und Toren zum Opfer, sie waren schadhaft geworden oder standen Neubauten oder Strassenverbreiterungen im Wege. Allenthalben begann ein neuer Wind zu wehen: Prenzlau erhielt 1823 neben dem alten Gymnasium ein städtisches Lyzeum für Mädchen! Gepflasterte Chausseen mit Mauthäusern am Wegrand wurden gebaut, Priorität hatten Verbindungen zwischen Städten der Uckermark (Angermünde, Schwedt, Garz) nach Stettin (182628) und zwischen Prenzlau und Berlin (1828). 1854 folgte die Chaussee von Strasburg nach Pasewalk, 1858 wurde sie bis zur mecklenburgischen Gren-



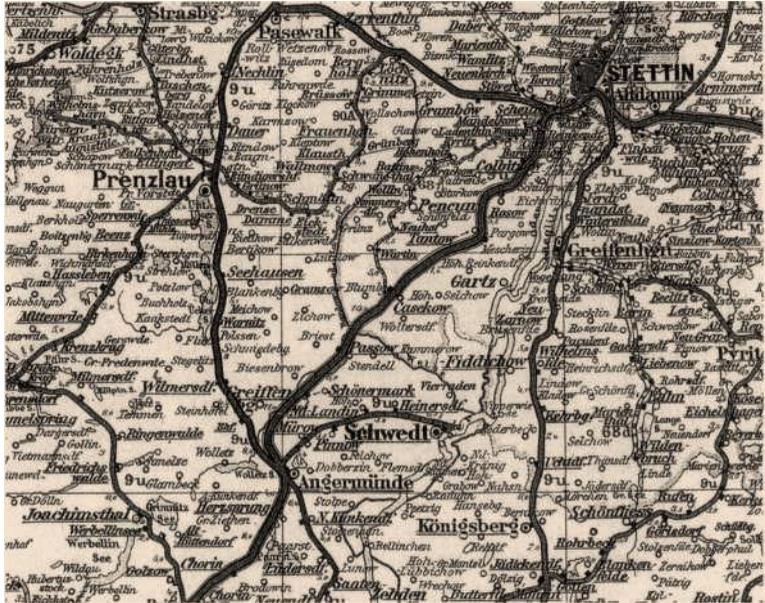
Kreis-Bahnhof in Fürstenwerder für den Transport nach Prenzlau

ze verlängert. Meilensteine aus Granit säumten ihren Verlauf. Über die Einziehung von Maut wurde der Unterhalt der Strassen finanziert. Die Mautstation bestand aus Chausseehaus und Schlagbaum. Einige dieser Bauten haben bis heute überdauert und dokumentieren die Baugeschichte jener Jahrzehnte.³³

Die Eisenbahn verband ab Mitte des Jahrhunderts die grösseren Ortschaften miteinander und mit den grossen Städten Stettin, Berlin und Hamburg. Am 15. August 1844 wurde das Teilstück Berlin-Stettin über Biesental und Angermünde eröffnet. Berlin und Stettin feierten dieses Ereignis. Prominenter Fahrgast des ersten Zuges war der preussische König Friedrich Wilhelm IV. (1840-1861), der von Alexander von Humboldt (1769-1859) begleitet wurde.

Eine Chronik von Jagow berichtet, wie der Bau der Eisenbahn von Prenzlau nach Strasburg (1902) «ein entscheidender Fortschritt zur Überwindung der wirtschaftlichen und kulturellen Rückständigkeit unserer Dörfer bedeutete. Dadurch wurden unsere Dörfer der ‚Grossen Welt‘ doch etwas nähergebracht, wenn auch der Hauptzweck des Haltepunktes oder auch ‚Bahnhofs Kutzerow‘ der Waren- und Güterverkehr gewesen ist.» Die Kleinbahnen transportierten auf ihrer Schmalspur vor allem Getreide in zentrale Silos und Zuckerrüben in die 1881 gegründete Strasburger Zuckerfabrik, ein überaus erfolgreiches Unternehmen.³⁴

Im Zuge der preussische Reformen war die Uckermark 1816 in drei Kreise eingeteilt worden, genannt nach ihren Kreisstädten Prenzlau, Angermün-

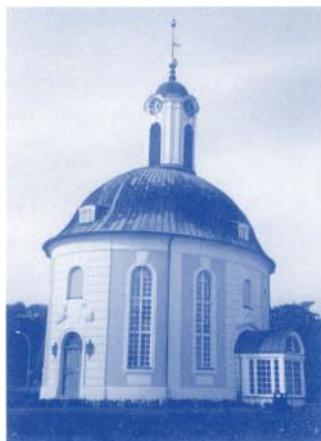
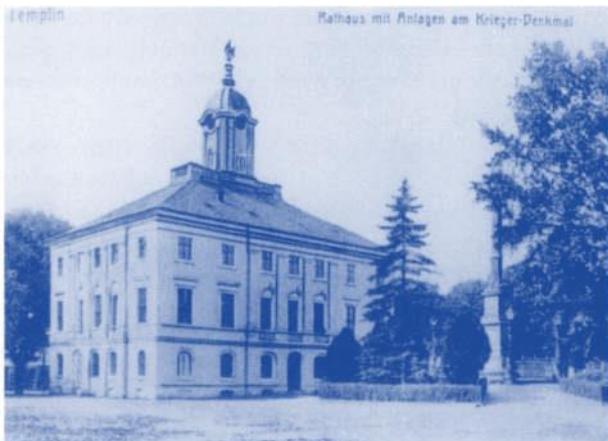


Staatliche und private Eisenbahnen in der Uckermark

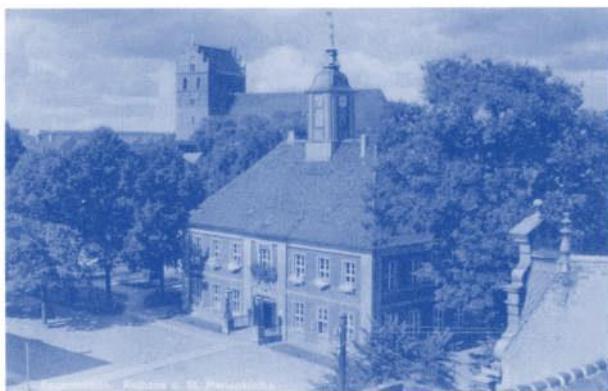
de und Templin. Im Prenzlauer Kreis gab es insgesamt drei Städte – Stralsburg, Brüssow und Prenzlau, 65 Landgemeinden und 100 Gutsbezirke. Ein Landrat stand an der Spitze der Kreisverwaltung. Als Organ der Staatsverwaltung nahm er die Aufgaben der allgemeinen Landesverwaltung, insbesondere polizeiliche Aufgaben im Kreis wahr, als Vorsitzender des Kreistages und des Kreisausschusses war er Leiter der Selbstverwaltung des Kreises.³⁵

Während der Zeit der Monarchie entstammten Landräte in der Uckermark dem grundbesitzenden Adel. Dies war gesetzlich vorgeschrieben. Dem Kreistag stand allerdings ein Vorschlagsrecht zu. Folgende Männer bekleideten bis zum Ende des Ersten Weltkriegs das Amt des Landrates im Kreis Prenzlau:

- Ludwig Adolph von Winterfeld (1803-1838),
- Carl von Stülpnagel-Dargitz (1838-1863),
- Ulrich von Winterfeld (1863-1896),
- Joachim von Winterfeldt-Menkin (1897-1903),
- Helmuth Freiherr von Maltzahn (1903-1914) und
- Hermann von Engelbrecht-Ilow (1914-1918).



oben rechts: Reformierte Kirche Schwedt
oben links: Rathaus Templin
Mitte: Marktplatz Prenzlau unten: Marktplatz Angermünde

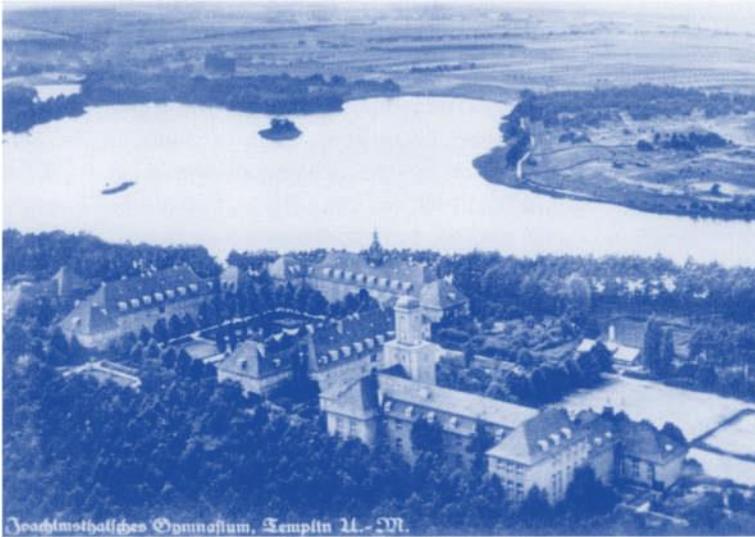


Mit dem wachsenden Umfang der Verwaltung wurde in Prenzlau der Neubau eines Kreishauses notwendig, das 1888 feierlich eingeweiht wurde. 1924 zerstörte ein Feuer Teile des Gebäudes, mit dem Wiederaufbau wurde es dann erweitert und aufgestockt.

Ein weit zentraleres Gebäude der Stadt war die alles überragende Marienkirche, die Mitte des 14. Jahrhunderts ihre jetzige äussere Gestalt erhielt. Anfang des 19. Jahrhunderts war vor allem das Innere der gotischen Kirche in einem jämmerlichen Zustand. «Die Raben schreien in ihren Fenstern, und manch schöner Zierrat ist heruntergefallen», klagte Bettina von Arnim (1785-1859) nach einem Besuch in der Stadt.³⁶ Um 1844 begann endlich unter dem regen Bürgermeister Grabow die Instandsetzung und Herrichtung des Inneren der Kirche. Die Orgel wurde vom Berliner Orgelbauer Buchholz gefertigt. Über den Stil der Restauration liess sich freilich streiten, da weniger Rücksicht auf den historischen Ursprung als auf den Zeitgeist und die neugotische Mode genommen wurde.

Prenzlau war mit 16 Volksschulen, Gymnasium (gegründet 1543) und Lyzeum Schulmittelpunkt des Kreises. Das Land-Schul-Reglement von 1763 sah eine Schulpflicht vom fünften bis zum dreizehnten Lebensjahr vor. Grundsätzlich bestand wohl ein Interesse in der Bevölkerung, und es gab sogar freie Schulpflicht. Doch wurde auch häufig die Schule geschwänzt, vor allem im Sommer. Es kam auch vor, dass der Lehrer trank oder unfähig war. Auf den Gütern wurden Kinder von Gutsbesitzern meist privat unterrichtet.

So genannte Gemeinnützige Blätter, ein Art Zeitung, ein Blatt stark und in geringer Auflage, gab es schon um 1770. 1836 erschien dann erstmals in der Buchdruckerei von C.Vincent in Prenzlau der Uckermärkische Curier, ein Anzeigenblatt, das auch ein wenig zu unterhalten trachtete. Am 6. Mai 1836 berichtete es z.B. von einer Tierschau in Prenzlau. Der Graf Schwerin auf Wolfshagen präsentierte u.a. drei Hengste und drei Stuten. Andere Aussteller waren die innovativen Landwirte Arnim-Neuensund und Holtzendorff auf Wilsikow. Das Pferderennen gewann Schwerins Stute Undine. Rittergutsbesitzer Gerlich aus Alt-Placht annoncierte «ergebenst, dass ich in diesem Jahr vorzüglich schönen und reinen Saatroggen zum Verkauf vorrätig» habe. Termine für Sitzungen der Chaussee-Gesellschaften wurden bekannt gegeben oder Kunden für die Anfertigung von Porträts in Öl- und Miniaturfarbe geworben. Ein Fortsetzungsroman hoffte auf das Interesse der weiblichen Leserschaft. Erst 1864 übernahm das Blatt auch politische Nachrichten. 1869 entstand dem Curier in der Prenzlauer Zeitung und Kreisblatt eine Konkurrenz. 1847 kam es – angeblich unter Mithilfe von Bismarck – zur Gründung des Angermünder Anzeigers. Die Uckermärki-



Luftbild des Joachimsthaler Gymnasiums in Templin

sche Zeitung des Berliner Buchdruckers Berthold Feistel (1834-1892), ebenfalls in Angermünde, vertrat in den Jahren 1867 bis 1875 eine erstaunlich liberale politische Linie. In Templin erschien 1848 erstmals das Templiner Kreisblatt in der Buchdruckerei von Friedrich Wassermann. Der Buchbinder und Verleger Wilhelm Bethke war ein Berliner «Zugereister» und gab als Liberaler die Templiner Zeitung heraus.³⁷

Entsprechend dem ländlichen Charakter der Region waren die Städte der Uckermark überschaubar in ihrer Einwohnerzahl und Ausdehnung. Sie sind rasch aufgezählt: Von Prenzlau, Strasburg, Angermünde und Templin war schon die Rede. Hinzukommen Schwedt, Gartz, Lychen und Oderberg. Sie alle waren einst befestigt. Schwedt wurde nach einem Stadtbrand um 1681 nach holländischem Vorbild neu angelegt und erhielt sogar noch 1722 eine neue Stadtmauer, eine Akzisemauer, die auch gleichzeitig die Desertion von Soldaten verhindern sollte. Teile ihrer Wehranlagen sind noch heute zu besichtigen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts siedelten sich die ersten Tabakmanufakturen in der Stadt an. Templin war kleinstädtischer Mittelpunkt der südwestlichen Uckermark mit einer alten intakten Stadtmauer, Bürgerhäusern, der spätgotischen Marien-Kirche und einem barocken Rathaus. Seit 1912 beherbergte es das berühmte Joachimsthaler Gymnasium mit Internat, das einst als Fürstenschule von Joachim Friedrich 1607 in Joachimsthal gegründet und nach ihrer Zerstörung im Dreissigjäh-

Akzise ist eine Verbrauchssteuer, die seit dem 13. Jahrhundert in den Städten auf Lebensmittel, Vieh und Handelsware wie ein Binnenzoll an den Stadttoren erhoben wurde.

rigen Krieg (1636) nach Berlin ins Schloss verlegt worden war. 1688 erhielt sie einen eigenen Gebäudekomplex und 1718 ein Internat. 1880 entstand das grosszügige Schulgebäude an der jetzigen Bundesallee in Berlin. 1912 wurde es verkauft, das Gymnasium nach Templin verlegt. Als Gründe für diesen Ortswechsel werden Finanznöte und die Verstärkung des Berliner Umfeldes genannt. Nach der Abdankung der Hohenzollern 1918 fiel die Familienstiftung an den deutschen Staat. Der humanistische Charakter der Schule konnte auch nach 1933 mit Zugeständnissen an den «Zeitgeist» bewahrt werden. Die Schüler des Gymnasiums stammten aus der näheren Umgebung und aus Berlin.

Der Grenzort Oderberg, das mit seinen ca. 4'000 Einwohnern (1885) ein wenig abseits an der Alten Oder und der Eisenbahnlinie Angermünde-Freienwalde lag, besass ein Schloss aus dem 14. Jahrhundert, eine nach Plänen von Friedrich August Stühler (1800-1865) erbaute Nikolaikirche und ein Amtsgericht. Das idyllische Lychen (ca. 2'500 Einwohner, 1885) inmitten seiner Seen war wohl mit Gartz die kleinste unter den Städten der Uckermark. Als Grenzort war Gartz mit einer im 13. Jahrhundert erbauten sieben Meter hohen Stadtmauer befestigt. Teile der Mauer und das Stettiner Tor sind noch erhalten. Durch dieses Tor ritt einst auch Ferdinand Schill, dem die Statur eines deutschen Robin Hood angedichtet wurde, als er 1809 seinen Rebellenzug gegen die Franzosen führte.

Niedergang und Wachstum der Städte hingen von Krieg und Frieden ab. Der Dreissigjährige Krieg hatte nicht nur eine stark reduzierte Einwohnerschaft hinterlassen, sondern auch die Wirtschaftsstruktur der Region zerstört, vor allem im Handwerk und Handel. Um 1800 hatte sie sich weitgehend erholt, ein lebhaftes Kleinstadtleben entwickelte sich. Auf dem Lande gab es wohlhabende Bauern. Prenzlau, das wieder an die 6'000 Einwohner zählte, schien nicht ohne intellektuelle Reize gewesen zu sein, was auch dem Gymnasium und der Hofhaltung des Prinzen Wilhelm von Braunschweig-Oels (1771-1813) zu verdanken war.

Von aussen betrachtet stellten sich die uckermärkischen Städte dem Baumeister Carl Friedrich Schinkel auf einer Durchreise jedoch eher wenig attraktiv dar: «Städte wie Prenzlau und Pasewalk», schrieb er 1834, «welche in den Bürgerwohnungen alles Altertümliche, auch alles Wohlhabende ziemlich verloren haben, aus recht gewöhnlichen holländischen Fachwerkhäusern bestehen, erzeugen, besonders wenn sie ziemlich breite Strassen haben, eine Wirkung des Dürftigen und Unheimlichen, wenn, wie es grösstenteils hier der Fall ist, diese breiten Strassen nichts oder wenig von Vegetation blicken lassen, sondern Wind und Sonne recht frei wirken kann.» Er empfahl, Bäume und Vorgärten zu pflanzen, die das Strassenbild der Stadt beleben und verschönern würden. Auch

die Zerstörung von Wallanlagen und Stadtmauern rügte Schinkel: «In Verbindung vollends mit einer Alten Stadtmauer wie in Prenzlau, die so schöne male- rische Mauertürme und Tortürme hat, ist es umso weniger zu begreifen, so ins charakterlose bei den gleichen Arbeiten zu verfallen.»³⁸ Der Magistrat der Stadt verweigerte sich anscheinend Schinkels Ratschlägen.

Bis 1945 konnten sich diese Städte dank idyllischer Lage, schmucker Rathäuser, Fachwerkbauten, See-Promenaden, alten Wehrtürmen und ein- drucksvollen Kirchen durchaus sehen lassen. Prenzlau, die Hauptstadt der Uckermark mit ihrer Marienkirche, einem Juwel der norddeutschen Backstein- gotik, zählte um 1890 17'000 Einwohner. Sie fanden Beschäftigung in der Zu- ckerfabrik, in Eisengiessereien, Wasser- und Dampfmühlen, in der Fischerei, im Korn- und Viehhandel. In der Residenzstadt Schwedt (9'700 Einwohner), das seit 1265 das Stadtrecht besass, hatten sich eine bedeutende Tabak- und Zigar- renfabrikation sowie Holzschneidemühlen und Kalkbrennereien angesiedelt. Ein besonders markantes Gebäude war der Tabakspeicher, den der vermögende Ber- liner Tabakhändler Wilhelm Ferdinand Ermeler (1784-1866) in Schwedt errich- ten liess. Angermünde mit St. Marien, einem attraktiven Marktplatz, Bürgerhäu- sern und Kasernen besass durchaus städtischen Charakter.

Dörfer der Uckermark

Und wie sahen die Dörfer aus? Joachim von Winterfeldt-Menkin (1865 bis 1945), Landrat der Uckermark, unternahm 1898 eine Rundreise durch seinen Kreis, um sich mit den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen vertraut zu machen. Er zeigte sich erschüttert von der uckermärkischen Dorfkultur. «Ich musste dabei feststellen,» erinnerte er sich später, «dass der Sinn der uckermär- kischen Bevölkerung für Ordnung und Sauberkeit, geschweige denn Schönheit, wenig ausgebildet war. Die Strassen starteten von Schmutz und waren bei schlechtem Wetter zu Fuss kaum passierbar. Kein Baum oder Strauch belebte das reizlose Bild, die Menschen hatten offenbar kein Bedürfnis, ihre tägliche Umgebung schön und freundlich zu machen.»³⁹ Winterfeldts Bemühungen um Veränderung blieben unerwidert. «Die süsse Macht der Gewohnheit und das Dogma, dass ‚es nicht gehe‘ und dass es ‚immer so gewesen sei‘ verbanden sich zu stillschweigender Passivität.» Ihm grauste vor den «modernen» Bauernhäu- sern, die in den grösseren Landgemeinden neu entstanden, «völlig traditionslo- se» an städtischen Haustypen orientierte Gebäude mit abgeflachten Dächern, Putzumrahmungen von Tür und Fenstern im Renaissancestil, billigen Kachelfas-



Joachim von Winterfeldt,
Landrat der Uckermark

saden und Zementziegeln, O Graus!

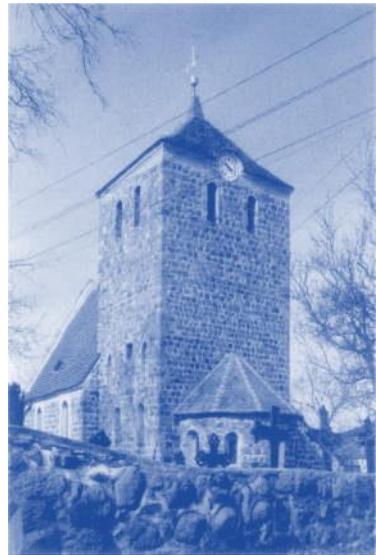
Wo war die schöne Tradition der Fachwerkbauten geblieben?

Auch Pfarrer Ohle konnte an den uckermärkischen Strassendörfern wenig Gefallen finden. Die Bauerngemeinden hätten nach ihrer politischen Befreiung nichts Eiligeres zu tun gehabt, als «ihren schönsten Schmuck, die alten Bäume der Dorfaue» abzuholzen. «Denn der Bauer ist der geborene Baum- und Waldfrevler. Trostloseres als die sonnenverbrannten Dorfstrassen» – und nun folgt eine lange Liste von Dorfnamen – «kann man sich nicht vorstellen.»⁴⁰ Der beklagte Baumfrevler gilt freilich nicht für die Gutsbesitzer. Sie pflanzten Bäume nicht nur

in ihren Parks, sondern entlang der Chausseen und Auffahrten zu ihren Häusern. Alte ehrwürdige Alleen durchziehen die Uckermark und machen aus Landstrassen im Sommer grüne gewölbte Tunnel.

Die Kirchen in der Mitte der Dörfer sind oft die einzigen historischen Bauwerke, denen eine besondere Bedeutung zukommt. Viele von ihnen stammen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Sicherlich haben sie seither mancherlei Veränderungen erfahren je nach der Mode der Zeit. So gehören zu den reizvollen Details in kräftigen Farben gehaltene Renaissance-Schnitzaltäre (Hetzdorf, Menkin, Gerswalde), barocke Kanzelaltäre (Blankensee, Neuenfeld) und lebensgrosse Taufengel, die ihren Ursprung in der evangelischen Kirchenbewegung des Pietismus hatten (Lübbenow, Kaakstedt, Taschenberg, Sternhagen). Gebaut wurden die Kirchen aus Feldsteinen, die es in der Moränenlandschaft der Region im Überfluss gibt, so dass mit ihnen auch noch die Strassen Berlins gepflastert werden konnten. Diese Steine wurden gespalten oder «gefeilt», wie die Steinarbeiter sagen. «Durch den Granit laufen nämlich wie durch den Sandstein Adern und Schichten, die freilich dem Geologen kaum erkennbar sind, die aber der fachkundige Arbeiter sofort herausfindet. In diese Adern meisselt er eine oder mehrere Vertiefungen von fünf bis zehn Zentimeter hinein, dann setzt er seinen Stahlkeil, ja oft einen Holzkeil in diese Vertiefungen und mit ein paar wuchtigen Schlägen treibt er nun auch den grössten Stein auseinander. In der Regel entstehen ganz glatte Bruchstellen, die nur einer geringen Nachbesserung bedürfen. Dann wurden sie viereckig behauen und nach der Grösse geordnet aufgeschichtet.»⁴¹

So entstanden einst die wuchtigen Kirchbauten mit ihren Türmen. Solange sie katholisch waren, gab es kein Gestühl. Erst die lange Predigt, die in einheimischer Sprache gehalten wurde und oft weit über eine Stunde dauerte, machte eine Sitzgelegenheit, nach Geschlechtern getrennt, notwendig. Brandenburg wurde im 16. Jahrhundert lutherisch. Der Wandel von Liturgie und Innenausstattung der Kirchen nach der Reformation war fließend. Neue Altäre ersetzten allmählich die Heiligen-Darstellungen. Schnitzer aus Lübeck und Stettin arbeiteten in den Dörfern und Städten. Damit die Gemeinde den Text der Bibel lesen konnte, wurden die schmalen Kirchenfenster vergrößert. Im Dreissigjährigen Krieg wurden viele dieser Bauten zerstört oder beschädigt.



Dorfkirche in Grünau

Die Pflege der Kirchen ist auch heute noch aufwändig und kostspielig. Winterfeldt versuchte Pfarrer und ihre Gemeinden zu motivieren, sich um ihre Kirchen zu kümmern. Auf manchem Kirchendachboden fand er Schätze, von denen der Pfarrer meinte «es war doch schon so alt» oder «es sah so katholisch aus». Er war es auch, der zusammen mit dem Verleger August Mieck (1848-1904) für die Gründung des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins verantwortlich zeichnete. 189g wurde das erste Uckermark-Museum in der Heiliggeistkirche zu Prenzlau eröffnet.

Guts- und Bauerndörfer entwickelten aufgrund der unterschiedlichen Besitzstrukturen einen jeweils deutlich eigenen Charakter. 1927 feierte die konservative Prenzlauer Zeitung das ostdeutsche Gutsdorf als das in seiner «am weitest verbreiteten typischen Ausprägung» als «eine ausserordentlich geschlossene Wirtschafts- und Lebenseinheit. Alle Gutsarbeiter wohnen in Gutshäusern und erhalten neben dieser Benutzung von Haus und Garten sowie von Weiden Winterfutter und Stallung für ihr Vieh und den grössten Teil ihrer sonstigen Lebensbedürfnisse unmittelbar vom Gute. Dazu gehört u.a. auch ein Arzt, Apotheke und Krankenpflege, kurz ungefähr alles bis auf Kleidung.»⁴² Diese Darstellung der sozialen Bedeutung des Gutsbezirkes mag in dem einen oder anderen Fall der Realität entsprochen haben, war aber wohl auch der damals üblichen Verklärung ländlicher Verhältnisse geschuldet. Lippert hielt den Begriff «Gutsdorf» für missverständlich; eigentlich müsse es «Tagelöhnerdorf» heissen. Es scheint aber unter der Bevölkerung eine stille Akzeptanz der sozialen Gegensätze vorgeherrscht zu haben. Selbst der kritische Vikar Günter Dehn im Pfarramt Boit-

zenburg gestand in seinen Erinnerungen: «Ich nahm es einfach hin, dass der Graf nun einmal die regierende Macht war.»⁴³ Die Ansprüche der Gutsarbeiter waren noch weit bescheidener.

Bescheidene bis ärmliche Katen für die Landarbeiter und sogenannte Schnitterkasernen für Saisonarbeiter bildeten das Gutsdorf. Zwischen Einheimischen und Schnittern bzw. Wanderarbeitern gab es ein Gefälle in Status und Lohn. Letztere wurden in den Schnitterhäusern «kaserniert», zum Teil kamen sie bereits im Frühjahr, aus Polen und Weissrussland, und gingen wieder im späten Herbst. Schnitter wurden vor allem zu ‚niedereren‘ Handarbeiten eingeteilt und im Akkord eingesetzt und erhielten wesentlich geringeren Lohn als die Einheimischen. Tagelöhner wohnten dagegen in gutseigenen Arbeiterkaten, pro Familie gab es eine Stube, eine Kammer sowie Küche. Mann und Frau arbeiteten meist beide auf dem Gut und versorgten nebenher Kinder und Kleinvieh in ihrem Haus und Garten. Die engen Wohnungen, hygienisch mangelhafte Gepflogenheiten, unsauberes Wasser, stehendes Abwasser, all dies machte die Menschen anfällig für Krankheiten. In den Jahren 1830 bis 1837 und 1852 bis 1866 forderten Cholera-Epidemien in der Region viele Opfer. Krankenhäuser gab es nicht. Die Ursache der Krankheiten war noch unbekannt. Erst viel später wurde in den Dörfern die Institution der Gemeindegewerkschaft geschaffen, leistete das Rote Kreuz erste Hilfe, wurden prophylaktische Impfaktionen durchgeführt. Geboren wurde zuhause, meist ohne ärztliche Hilfe.

Die Lebensbedingungen der abhängigen Bauern vor der Separation waren nicht günstiger. Wenn sie sich freigekauft hatten und ihr Dorf verliessen, verfielen ihre Höfe und Häuser. Dabei handelte es sich selten um grössere Gebäude oder stattliche Höfe, wie man sie aus Niedersachsen oder auch Schleswig-Holsteins Westküste kennt. «Es gibt keinen traurigeren Anblick als solch ein ausgekauftes Dorf, in dem noch die alten Bauernhäuser wie in Kutzerow stehen. Kein fröhliches, freies Leben spielt sich dort mehr ab, sondern nur verdriessliche Gestalten hasten daraus zum Gutshof, wenn die Glocke sie zur Arbeit ruft. Wo ist die bodenständige Bevölkerung von Jagow, Taschenberg oder Werbelow geblieben?», fragte sich der betrübte Pfarrer Rudolph Ohle (1857-1926).⁴⁴

Die Defizite der ländlichen Kultur blieben interessierten und besorgten Beobachtern nicht verborgen. Dies waren nicht selten eben die Pfarrer der Dörfer und Kleinstädte. Der Vikar Heinrich Seidel (1876-1945), der in Boitzenburg so manche Seele mit zu Grabe tragen musste, schrieb anlässlich der Beerdigung eines Kindes: «Wie gut, dass ich keine Leichenrede zu halten brauche, ich hätte wenig Trost und viele Anklagen zu sagen gehabt. Die Leute wussten auch ganz

gut, wie die Dinge lagen, denn als sie mir erzählten, dass in sieben Jahren sieben Kinder geboren und gestorben seien, verbanden sie diese Mitteilung mit hundert Entschuldigungen. Wie diese Kinder umgekommen sind, weiss ich durch den Doktor: durch einfache Verwahrlosung.»⁴⁵ Kaum ein Zeitzeuge nennt die konkreten Ursachen für die Verhältnisse beim Namen – Armut und Ignoranz. Man suchte sie eher im falschen Bewusstsein der Bevölkerung oder in anonymen Kräften wie einer ‚inneren Krankheit‘ oder dem Übel der Massengesellschaft und den verderblichen Einflüssen der Stadt oder im Alkohol. Das Gedicht von De Schulenknecht Heinrich des Heimatdichters Max Lindow (1875-1950) aus Fahrenwalde ist das drastische Exempel:

«He stüpt as een Loch
den Brantwein – un Kümmel, Likör –
Versopen, verspält is de Lohn van de Woch,
Un de Kröger, de schmidd em ut d’Dör!»⁴⁶

Auch Seidel fand in seinem Sprengel zahlreiche «Säufer» vor, «das Nachbardorf ist voll von ihnen, wie mir der Doktor mal erzählte, der ihnen in ihre ledernen Mägen hineinsehen muss. Das Schlimme ist, dass diese Menschen die ganze folgende Generation zu verderben pflegen, zu der sie immer am meisten beisteuern.»⁴⁷ Es war nicht irgendein Alkohol, der Sorge bereitete, es war der Brantwein oder Kartoffelschnaps, der eine wesentliche Einkommensquelle der Güter darstellte. Die Einführung des Bieres hielt Superintendent Johannes Funke darum für einen dem wirtschaftlichen Fortschritt geschuldete Verbesserung. Die Kreisbahnhofswirtschaft in Prenzlau liess sich 1928 wohlmeinend zu einem anderen Experiment hinreissen. Sie setzte edle Rhein- und Moselweine auf ihre Getränkekarte, die sich angeblich auch ‚der schlichte Mann aus dem Volke‘ leisten konnte. Ob er es denn auch wollte? «Leitend war bei dieser Einrichtung der Gedanke, dem Missbrauch des Alkohols, dem gesundheitsschädlichen Schnapsgenuss und dem übermässigen Biergenuss gegen zu steuern und den Wein zu einem Volksgetränk auch in unserer Gegend des deutschen Vaterlandes zu machen.»⁴⁸

Schlösser und Gutshäuser

Schlösser und Gutshäuser in gepflegten Parks beherrschten die Mitte vieler Dörfer. In nur wenigen Fällen kann allerdings von den repräsentativen Gebäuden des Adels als Schlössern gesprochen werden. In der Residenzstadt Schwedt gab es ein «richtiges» Schloss mit einer barocken Anlage (1670), in der eine Neben-

linie der Hohenzollern residierte. Das Renaissanceschloss in Wolfshagen war um 1740 abgerissen und durch ein Barockschloss ersetzt worden. 1839-43 liess sich Albert Graf Schlippenbach (1800-1886) in Ahrendsee ein Schloss nach Entwürfen von Friedrich August Stühler (1800-1865) errichten. Eduard Knoblauch (1801-1865) wurde in den 1840er Jahren von den Rederns und Arnims für Neubauten in Görldorf, Lanke und Kröchlendorff verpflichtet. Ansonsten handelte es sich um Schlösschen oder Gutshäuser, in denen es sich vermutlich nicht minder gut lebte. Vielfach waren sie erst im 19. Jahrhundert entstanden oder modernisiert worden. Ihr Stil war geprägt von den Moden der Zeit, klassizistisch und tudor-gotisch oder historistisch, von Stühler, Schinkel und Hitzig inspiriert oder gar gebaut, oft umgeben von Parks, an deren Gestaltung Peter Joseph Lenne mitgewirkt hatte, so in Boitzenburg, Suckow, Mürow, Görldorf und Wolfshagen. In den Augen der Dorfbewohner waren all diese Gebäude prächtig und mächtig. Der alte Stechlin Theodor Fontanes urteilte denn auch mit Blick auf das Seine: «Für die armen Leute ist es ein Schloss, aber sonst ist es ein alter Kasten, und weiter nichts.»

Schloss Boitzenburg zwischen Haussee und Schlossberg gelegen, war «kein alter Kasten». Es ist das älteste und imposanteste Schloss der Uckermark. Die Arnims wurden 1337 erstmals mit der landesherrlichen Vogtei Boitzenburg belehnt. 1539 gelang es dem Landvogt Hans von Arnim (1495-1552), mit dem Ankauf des säkularisierten Nonnenklosters

Boitzenburg seinen Besitz beträchtlich zu erweitern. Um 1850 umfasste der Gesamtbesitz der Herrschaft Boitzenburg 16'500 Hektar. Der barocke Turm von St. Marien auf dem Berge grüsst den Besucher, der sich dem Ort durch alte Alleen nähert, schon von ferne. Ein artenreicher Forst mit Jahrhunderte alten Eichen umgibt den Ort.



Schlossanlage Schwedt,
Residenz der Markgrafen
von Brandenburg Schwedt,
im 17. Jh.

Das sogenannte Oberhaus des Schlosses im Renaissancestil wurde im 19. Jahrhundert kaum mehr bewohnt. Man lebte im renovierten Unterhaus. Es enthielt eine Sammlung bedeutender Gemälde und eine wertvolle Bibliothek. Das Gebäude besass unendliche Flure mit unendlich vielen Fremdenzimmern, die Wände voller Jagdtrophäen, ausgestopften Raubvögeln, Wildschweinköpfen und Hirschgeweihen. Vom Rittersaal führte eine Treppe in die langgestreckte Bibliothek – «der schönste, gemütlichste und begehrenswerteste Teil des Schlosses, wie mir scheint», so der Vikar Seidel. «Die mit gelben Vorhängen ver-



Die Linden-Allee Boitzenburg-Weggun von 1796

hängten Fenster zur Rechten weisen auf den äusseren Schlosshof und den dahinter liegenden Park, das grosse Nischenfenster am hinteren Ende auf die grüne Wildnis. Eine gewaltige Literatur in schönen schweinsledernen Einbänden bergen die schweren, geschnitzten Bücherborte an den Wänden, über diesen hängen die Ahnenbilder.» Lauter Seltsamkeiten befanden sich in diesem Raum, ein Stuhl, dessen Lehne aus einem Schaufelgeweih gemacht war, ein altertümlicher Kamin, ein aus Silber und Gold geformtes Schachspiel, Glasschränke, in denen alte Münzen und Medaillen, Urnen und Steinbeile ausgestellt waren. Im Sommer wurden die Vorhänge aufgezogen, aus den Fenstern schweifte der Blick «in den Park, auf die Seen, die Quellbäche, die Rasenplätze und das Hügelland in der Ferne. Im Winter wird alles geschlossen, ein Riesenblock in den Kamin gewälzt und mit einbrechender Dunkelheit das Licherheer der Kronleuchter angezündet durch einen Druck auf den elektrischen Knopf. Und man sagt zum Diener: Bitte den Kaffee und die kleinen Zigarren – worauf man sich in ein schönes neues oder schöneres altes Werk vertieft.»⁴⁹

Die verschiedenen Zweige der Arnims und Familien wie die Rederns, Schwerins und andere pflegten Beziehungen nach Berlin, wo man Verwandte oder im Herrenhaus, der ständischen Vertretung, einen erblichen Sitz hatte, und wo sie nicht nur mit Mitgliedern des Adels verkehrten. Im Gesellschaftsleben spielten diese Beziehungen eine grosse Rolle. Man kannte sich, war oft sogar



Bibliothek der Grafen von Arnim im Schloss Boitzenburg

verwandt, Grund genug auch für Klatsch und Gerüchte: Wer war mit wem verlobt? Wer krank, wer jüngst verstorben? Wer hatte welchen neuen Posten? Wer hatte was gesagt? Und kam dafür vor ein Gericht! Ein Telefon gab es bekanntlich nicht, so schrieb man Briefe hin und her. Wirtschaftlich potente Rittergutsbesitzer stiegen in ihren eigenen Palais und Häusern ab. Natürlich war man dort auch gesellschaftlich präsent, am Hofe, auf Bällen und Empfängen. Malwine (1827-1908), die Lieblingsschwester des späteren Reichskanzlers Otto von Bismarck (1815-1898) hatte dessen Freund Oscar von Arnim (1813-1903) auf Kröchlendorff geheiratet. Arnim, «der Typ des alten märkischen Raubritters», war als Landrat von Angermünde, Mitglied des Herrenhauses und der Zweiten Kammer viel unterwegs. Seine Frau, «zierlich» und «weisshäutig mit rötlich blondem Haar und saphirblau-blitzenden Augen»⁵⁰ weilte als Liebling des Hofes häufig in Berlin. Bismarck liess sich auch gern auf offiziellen Anlässen von seiner Schwester begleiten. Hin und wieder besuchte er sie auch in ihrem neuen Schloss. Einmal hatten offenbar die Uckermärker davon Wind bekommen. «In Prenzlau überfielen mich die Konservativen auf dem Bahnhof mit Hurra und Reden,» schrieb er an seine Frau Johanna, «und in Kröchlendorff rückte vorgestern Abend ein Handwerkerverein mit Männerquartett in unsre Stille ein, von Prenzlau kommend! Nirgends hat man seine Ruh!»⁵¹

Aus der Sicht der Prenzlauer Bürger stellte sich die Begegnung etwas anders dar:

Als man von der Ankunft des preussischen Ministerpräsidenten erfuhr, fanden sich einige von ihnen am Bahnhof ein. Der Lehrer Friedrich Mangelsdorf (1802-1888) hielt eine kleine Ansprache: «Wir bewundern und verehren Sie hoch und von Herzen wegen Ihrer so überaus schwierigen und angefeindeten Stellung,» sprach er und fuhr fort: «Unsrer Sympathien und schwachen Unterstützung sind Sie gewiss.» Bismarck schüttelte dem Lehrer die Hand und erwiderte: «Ich bin ganz überrascht und freudig erstaunt, hier so freundlich und wohlwollend begrüßt zu werden, da ich gewohnt bin, mit Zischen und anderen Zeichen des Missfallens heimgesucht zu werden. Am wenigsten habe ich in Prenzlau einen so freudigen Empfang erwartet.» Diese letzte Bemerkung dürfte sich auf den Bismarck unbequemen Abgeordneten Grabow aus



Malwine von Arnim,
geb. von Bismarck

Prenzlau bezogen haben. Die Prenzlauer liessen König und Minister dreimal hochleben. Auch in Kröchlendorff fanden sich die Mitglieder des Gesangsvereins, darunter auch besagter Lehrer ein und wurden «freudig empfangen». Bismarck erbot sich sogar, den Sohn des Lehrers bei seiner Karriere im Postdienst zu befördern.⁵² Die königstreuen Prenzlauer Bürger besaßen offenbar ein gesundes Selbstvertrauen.

Mit seinen Sommerfesten lockte der Generalintendant der Königlichen Theater in Berlin und Komponist Friedrich Wilhelm Graf von Redern (1802-1883) nicht nur viele Künstler und Prominente wie den Gelehrten Alexander von Humboldt, den Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777-1857) oder Giacomo Meyerbeer (1791-1864), Generaldirektor der Berliner Oper, sondern selbst den König Friedrich Wilhelm IV. in die kultivierte Provinz von Görlsdorf (1846). Sie waren neugierig auf das entstehende ‚Gesamtkunstwerk‘ von Schloss und Parklandschaft, das zwischen zwei Eisenbahnlinien lag. Deren geschlängelten Verlauf, der einen günstigen Blick vom Fenster eines Coupes auf das Kunstwerk ermöglichte, durfte Peter Josef Lenne (1789-1866) selbst mitbestimmen. In einem eigenen Gestüt wurde hier ab 1882 englisches Vollblut gezüchtet. Auch damals gab es bereits eine Art Güter-Tourismus. Mit dem Zug fuhren Berliner Ausflügler nach Angermünde und von dort mit der Mietkutsche zu den Gütern

der Uckermark, nach Pommern und gar hinüber nach Mecklenburg. Maxe von Arnim, Bettina von Arnims Tochter, besuchte mit Berliner Freundinnen die jung vermählten Schwerins auf Schwerinsburg und Putzar in Vorpommern. Der Prinz von Preussen, der «eine Ronde durch die Uckermark machte», besuchte die Rederns in Görldorf, dann Graf Saldern auf Ringenwalde und schliesslich die Arnims auf Boitzenburg, die ihm ein rauschendes Fest gaben. «Nach dem Frühstück,» protokolliert Maxes Tagebuch, «fuhr die ganze Gesellschaft in wohl zwanzig vierspännigen Wagen mit Vorreitern durch den Park in den enorm grossen Tiergarten, in dem uns Hirsche und Rehe in grossen Rudeln begegneten und mitten im Wald immer wieder eingezäunte Gärten mit den herrlichsten seltenen Bäumen und Pflanzen das Auge überraschten. Bei einem Försterhause wurde unter lustiger Jägermusik das zweite Frühstück genommen und dann auf einer Wiese allerhand Kurzweil getrieben. Die Gräfin Rossi spielte mit grossem Geschick das damals sehr beliebte Boccia, andere spielten Fuchs aus dem Loch und Plumpsack, wobei Hermann Fürst Pückler (1785-1871) so gewaltig geprügelt wurde, dass er unter tausend Grimassen gestand, er habe sich sein Lebtage noch nicht so amüsiert.»⁵³ Auf dem Heimweg nach Berlin kehrte man noch ein bei allerlei Verwandtschaft, beim Bruder Friedmund in Blankensee, bei den Vettern in Gerswalde auf Schloss Suckow und schliesslich beim Landrat Arnim in Angermünde.

Die soziale Kluft zwischen Gutsherren und Dorfbewohnern war gross. Auch darüber gibt es einige Zeugnisse. «Was für eine Welt für sich ist das Schloss», bemerkte Vikar Seidel. Hier «wachsen die gräflichen Kinder auf, dürfen mit kleinen Dorfjungen spielen (...) Der Graf ist in seiner Art tüchtig und leistet viel Gutes, aber er ist doch eben ein Graf, d.h. ein Anachronismus erster Güte, dass er irgendein Verständnis für unsere demokratische oder besser, auf die Erziehung der einzelnen Persönlichkeit hinarbeitende Zeit besitzt, ist einfach ausgeschlossen. Alles entscheidet die Kaste, zu der einer gehört,» stellte er in seinem Brief an die Eltern in Berlin fest. «Das Wort Sozialdemokrat hat hier in U. [Boitzenburg] den einfachen, aber deutlichen Sinn von Idiot oder Totschläger und Betrüger.»⁵⁴

Seidels Nachfolger, Günther Dehn (1882-1970), ein später engagierter Sozialdemokrat, teilte Seidels Haltung: «Man lebte hier noch ganz im feudalistisch-patriarchalischen Zeitalter. Was für eine Idee, dass es an diesem Ort einen Sozialdemokraten hätte geben können! Nicht einmal bürgerlich-liberal konnte man sein. Man war einfach konservativ-königstreu und kirchlich dazu. Niemand musste hungern in Boitzenburg, für alle war gesorgt, im Alter erhielten die Diener Pension vom Schloss. Das zentrale Gesprächsthema im Dorf war begreifli-



Der Lenné-Park in Wolfshagen

cherweise ‚das Schloss‘.»⁵⁵ Das «System Boitzenburg» war jedoch nicht repräsentativ für die meist kleineren Güter der Uckermark.

Doch waren es nicht nur Bälle und Lustbarkeiten, die den Lebensrhythmus der Rittergutsbesitzer bestimmten. Sie waren in erster Linie Land- und Forstwirte und Manager von Betrieben mit einer umfangreichen Arbeiterschaft lange bevor sie ihre Söhne auf Universitäten zu diplomierten Landwirten ausbilden liessen. Wenn die Grossgrundbesitzer wie in zahlreichen Fällen politische Ämter bekleideten, verbrachten sie viel Zeit in den Sitzungen von Gremien und an ihrem Schreibtisch mit dem handschriftlichen Verfassen von Briefen und Reden. In den Gutsarchiven und Landesarchiven blieb manche Frucht dieser Arbeit erhalten.

Bibliotheken gehörten schon frühzeitig zur Standardeinrichtung einer auf Bildung bedachten Familie. Auch in den Häusern des uckermärkischen Adels befanden sich wertvolle Sammlungen. Von jener in Boitzenburg war bereits die Rede. Ihre Anfänge gehen auf den Landvogt Georg Dietloff von Arnim (1679-1753) zurück. Seine Nachfahren ergänzten sie kontinuierlich. Auch eine «schöne Kupferstichsammlung» erntete viel Lob. Hans Anton von Arnim-Neuensund (1754-1821) sammelte Werke über Kulturgeschichte, Reiseberichte, Naturwissenschaft, während sich ein Vetter in Gerswalde für Leichenpredigten interessierte. Die Familie von Buch, die den berühmten Geologen Leopold von Buch (1774-1853) hervorbrachte, unterhielt eine Bibliothek in Stolpe, die sich

auf französische Autoren der Aufklärung spezialisierte. Diese Vorliebe für die Franzosen des 18. Jahrhunderts teilten auch andere Familien wie die Winterfeldts in Menkin und Nieden. Ähnlich wie in Boitzenburg errichteten die Eulenburgs in Liebenberg ein eigenes Bibliotheksgebäude. Es war in diesen Häusern gute Praxis, dass Väter ihren Kindern am Abend aus geeigneten Kinderbüchern vorlasen. Auf diese Weise wurden die Söhne an die Kostbarkeiten der Bibliothek herangeführt und das Lesen ihnen selbst zur Gewohnheit. Immer wieder kam es allerdings auch zu Versteigerungen und Kriegsverlusten.

Die Bautätigkeit der Grossgrundbesitzer beschränkte sich nicht auf repräsentative Bauten. Die Ideenwelt und Architektur der Romantik fanden in einigen Dorfanlagen der Uckermark ihren Ausdruck, insbesondere in der Bebauung von Wolfshagen, seit Ende des 17. Jahrhunderts in der Hand der Grafen von Schwerin. 1738 entstand der Neubau eines barocken Schlosses. Zwischen 1826 und 1856 errichtete Hermann Graf von Schwerin (1776-1856) Nutzbauten wie Reithalle und Orangerie, Zollhaus, Schmiede, Gärtnerhaus und Scheunen im neugotischen Stil unter Verwendung von Feld- und Backsteinen. Die alte Blankenburg sowie Denkmäler, die an die Gesetzeswerke der Stein-Hardenbergschen Reformen und die Schlachten der Befreiungskriege erinnern, sind mit Bedacht in die von Peter Josef Lenne gestaltete Landschaft gestellt. Hermann Fürst Pückler, der Wolfshagen 1847 besuchte, schwärmte von diesem Kunstwerk, das er noch fast mehr schätze als das imposante Boitzenburg. Die neu-gotische Kirche, die 1856 geweiht wurde, weist deutliche Parallelen zur Schlosskirche in Neustrelitz auf, die von Friedrich Wilhelm Buttel, einem Schüler Carl Friedrich Schinkels, errichtet wurde. Wie Schinkel strebte auch er die Wiederbelebung der Gotik als einen Baustil deutscher Wesensart an.

Der Uckermärker im Spiegel der Zeit

Der Uckermärker scheint sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts einer robusten Gesundheit erfreut zu haben. Im Jahre 1790 kam der Prenzlauer Arzt Simon Herz zu folgender Diagnose seines gesundheitlichen Zustandes: «Ein blühendes und volles Aussehen, ein gutgestalteter, gesunder und dauerhafter Körper von mittelmässiger Grösse zeichnen den grossen Haufen der hiesigen Einwohner aus, die ihre Gesundheit durch unordentliches Leben nicht geschwächt haben. Es gibt hier Leute, die zu einem Alter von 70, 80 und mehr Jahren gelangen und dabei meistens noch viel Munterkeit und Stärke besitzen.»

Ein einheitliches Bild ihres besonderen Charakters mochte der Arzt allerdings nicht entwerfen, zu unterschiedlich seien Lebensart, Sitten und Gebräu-

che, nicht zuletzt auf Grund der Vermischung mit «Ausländern», worunter er vermutlich die zugezogenen Hugenotten verstand, die aus Frankreich nach Brandenburg gekommen waren. Bei den Einwohnern geringeren Standes, «die meistens einerlei Erziehung geniessen und einerlei Lebensart führen, und bei denen die Kunst nichts getan hat, (bleiben) Merkmale genug übrig, woran man das wesentliche unauslöschliche Temperament wohl erkennen und von den zufälligen unterscheiden kann.» Und er fuhr fort: Die hiesigen Einwohner neigten zu gemässiger Tätigkeit, «die leicht ins Langsame, aber selten ins Gefühllose ausartet. Zu weitläufigen Belehrungen und grossen Eigenschaften des Geistes zeigt sich bei ihnen zwar wenig Anlage, aber hingegen haben sie ein gesundes Urteil, sind friedsam, mitleidig gegen Arme und Notdürftige, und kennen keine Verstellung.» Weiterhin würden sie zwar nicht zu Zornausbrüchen neigen, jedoch zu Eigensinn und Hartnäckigkeit. Sie würden vor allem starke Getränke und feste Speise lieben, seien kräftig gebaut und würden sich geschickt in mühsamen, anhaltenden Arbeiten zeigen. Nur hin und wieder träfe man auf leichtsinnige, liederliche Menschen, die es ja schliesslich überall gäbe.⁵⁶

Das Urteil, das Superintendent Poppenburg aus Brüssow in seinem Bericht von 1853 für das Statistische Landbuch der Provinz Brandenburg abgab, fiel strenger aus. «Im Ganzen herrscht unter der hiesigen Bevölkerung eine Gleichgültigkeit, teilweise Abneigung gegen intellektuelle Bildung. Der Ackerbau und die damit verbundenen schweren körperlichen Arbeiten geben ihr eine überwiegend materielle Richtung.» Den Einfluss der Schule schätzte der Geistliche gering ein. «Gelesen wird im Ganzen wenig, nicht einmal Zeitungen. (...) Brüssow teilt das Missgeschick vieler kleiner Landstädte, ein Sammelplatz kleiner armer Handwerker und der aus den Dörfern entfernten Tagelöhner zu sein. Darum sind die sittlichen Zustände schlechter als auf den Dörfern.» Industrie gab es nicht, keinen Handel, kein blühendes Gewerbe. «Mitten in dem fruchtbarsten, ergiebigsten Teile der Uckermark liegt es arm und öde da; nicht einmal eine Chaussee führt durch diese reiche Gegend.»⁵⁷

Was das Lesen angeht, so muss darauf hingewiesen werden, dass es zumindest für städtische Bürger und Mitglieder der Garnisonen schon im 18. Jahrhundert Lesezirkel gab. Lehrer und Pfarrer warnten sogar vor jugendlicher Lesewut. Bei der Lektüre handelte es sich um Romane, also Liebesgeschichten, die sich damals wie heute grosser Beliebtheit erfreuten. Sie machten angeblich taub gegen alles, was Vernunft und Religion betraf. Die Schulen waren verständlicherweise an der Vermittlung anderer, nützlicher Wissensgebiete interessiert.

Diesem Zwecke dienten die Schulbibliotheken. Später kamen Leihbüchereien und städtische Bibliotheken dem Bedürfnis der Bürger nach Lektüre entgegen. Diese Entwicklung gab es in den Dörfern nicht.

Der Städter Seidel zeigte Humor in der Beurteilung der Stärken und Schwächen der Uckermärker. Ein besonderer Freund war ihm wohl Christian Müller aus Naugarten, der auf einer langwierigen Sitzung des Gemeindegemeinderates «sein Plattdeutsch mit der grössten Ungezwungenheit in einen dem Hochdeutschen angenäherten Dialekt überträgt und damit die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Rede erzielt, um die ich ihn fast beneide. In seinem Kopf hatte er augenblicklich nichts als Drainröhren, denn er war beauftragt worden, die Entwässerungskosten des Pfarrgutes ungefähr festzustellen, und hatte sich dieses Auftrages mit bekanntem Geschick entledigt. Dieser alte Bauer,» schloss der Vikar, «hält eigentlich sein ganzes Dorf in Ordnung – er redet für seine Flurnachbarn, er versöhnt sie, wenn sie sich zanken, und arbeitet dem Lehrer und Pfarrer ununterbrochen in die Hände.» Ein anderer Mann mit Bart hatte indes lautlos neben Seidel Platz genommen, mit einem unbewegten Gesicht wie «das Haupt von Johannes dem Täufer auf der Schüssel». Er schwieg, wohl deshalb so ausdauernd, «weil er sich eigentlich nur Plattdeutsch ausdrücken konnte.» Die Uckermärker, wenn auch der Rede nicht abgeneigt, seien eher fürs Praktische zu haben.⁵⁸

Ein Jahrhundert später erinnerte sich der Historiker und Journalist Gustav Mayer (1871-1948), einer der Söhne der Stadt Prenzlau an seine Mitschüler: «Der Menschenschlag in der Uckermark, vorwiegend eine Mischrasse zwischen Slawen und Germanen, war damals, wie vermutlich heute noch, von einer kaum zu übertreffenden Nüchternheit und Schwunglosigkeit. Er war roh und ungeformt, kräftig, aber doch nicht kraftvoll, ohne geistige, und in seiner Mehrzahl, wie mir schien, auch ohne echte religiöse Bedürfnisse. Moralischen Mut zeichnete ihn nicht aus, dagegen hatte er ein scharfes Auge für die Schwächen seiner Mitmenschen.»⁵⁹ Gustav Mayer schrieb dies gegen Ende seines Lebens, nachdem er Deutschland 1933 als Jude hatte verlassen müssen.

Ausländer und andere Uckermärker

Richtig ist, dass die Siedler der Uckermark aus vielen Regionen Europas stammten. Nicht alle Familien waren jedoch gleichermassen Opfer von Krieg und Vertreibung. Neuere genealogische Studien beschreiben Familien mit tiefen Wurzeln in der Region. Auch die Zuwanderung von Reformierten und Juden lässt sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen.



Gräber auf den Friedhöfen der Uckermark: Nachfahren von Hugenotten

Um 1680 kamen die ersten Hugenotten nach Prenzlau, Strasburg, Schwedt und in so manches Dorf. Sie erhielten Steuerfreiheit, um ihnen den Anfang ihrer Siedlung zu erleichtern. Sie waren reformierte Christen und hatten Anspruch auf einen eigenen Pfarrer. Darunter war auch Jean Collin, ein Kavallerieoberst aus St. Etienne. Er liess sich in Klaushagen nieder und wurde 1710 durch Landvogt Georg Dietloff von Arnim mit dem Gerichtsschulzenamt in Warthe belehnt. Sein Sohn hiess bereits Joachim, sein Enkel Friedrich. Der heiratete 1734 Dorothea Müller. Die Collins waren später auch Rittergutspächter und gehörten zu jenen «repräsentativen Landgeschlechtern der Uckermark, wie den Keibels, Flügges und Lindenburgs, die einander über familiäre Bindungen stützten».⁶⁰ Die Hugenotten pflegten ihre französischsprachigen Gottesdienste bis in das frühe 19. Jahrhundert. Erst als die Franzosen um 1806 die Uckermark besetzten, verzichteten sie wohl endgültig auf eine bewusst gepflegte separate Identität und Sprache. Sie heirateten wie die Collins in alteingesessene Familien hinein. Heirat ist immer der schnellste Weg zur Integration. Auf manchen der uckermärkischen Friedhöfe stösst man auf ihre Namen: Demaré, Ledoux, Battré, Maillefert, Hurtienne oder Sy. Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Strasburg noch zehn hugenottische Familien.

Die ersten jüdischen Siedler kamen vermutlich im 13. Jahrhundert in die Uckermark. In Prenzlau sind Juden seit 1309 nachweisbar, doch sie wurden immer wieder vertrieben. Eine dauerhafte Neubesiedlung wurde erst mit dem Edikt von 1671 eingeleitet, das die Niederlassung von 50 aus Wien vertriebenen jüdi-

schen Familien in Brandenburg ermöglichte. Isaak Levi kam 1673 nach Prenzlau. Sein Bruder Benedikt zog nach Schwedt. Seine Nachkommen lebten bis zur Machtergreifung Hitlers in der Uckermark.

Auf dem Lande, also in den Dörfern durften Juden sich nicht niederlassen. In den Städten spezialisierten sie sich auf den Handel oder Grosshandel. So übernahmen jüdische Kaufleute beispielsweise den Handel mit Tabak, den Hugenotten in der Uckermark einführten. 1742 war die Anzahl der Prenzlauer jüdischen Familien auf 23 angewachsen, obwohl sie strengen Beschränkungen unterlagen. Sie erhielten Land für ihre Friedhöfe zugeteilt. Im Jahr 1812 erhielten sie endlich das volle Bürgerrecht. 1832 wurde die Genehmigung für den Bau einer neuen Synagoge erteilt, die an der Tempelstrasse im schlichten Empirestil errichtet wurde. Die Gemeinde umfasste damals 380 Personen. In allen grösseren Orten gab es inzwischen jüdische Gemeinden und Synagogen. Gegen Ende des Jahrhunderts sank allerdings die Zahl jüdischer Bürger fast überall. Nur in Prenzlau wuchs die Gemeinde durch Zuzug osteuropäischer Juden, die vor Pogromen geflohen waren. Sie waren vorwiegend als Kaufleute, Händler oder Viehhändler und Kleinunternehmer tätig.

Im Mai 1801, so ist zu erfahren, traf sich im Hause des bereits zitierten Prenzlauer Arztes Simon Herz eine fröhliche Runde zum Punsch und Gesang. Simon Herz war verheiratet mit Johanna de Lemos, der Schwester von Henriette Herz, in deren Berliner Salon die interessantesten Köpfe jener Zeit verkehrten. Es war der Beginn der jüdischen Emanzipation.⁶¹ „Jette“ Herz, die ihre Schwester in Prenzlau besuchte, wurde von ihrem Freund, dem Theologen Friedrich Schleiermacher (1768-1834) begleitet, der im Prenzlauer Haus des jüdischen Arztes einen Kreis evangelischer Theologen kennen lernte. Diese Form der ungezwungenen Geselligkeit von Juden und Christen war wohl später eher ungewöhnlich. Der Integrationsoptimismus wich in der Mitte des Jahrhunderts einer skeptischen Haltung, die das Trennende anstelle der Gemeinsamkeiten betonte. Die jüdischen Familien im Prenzlau der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert pflegten im Allgemeinen ein eigenes von ihrer Religion und Kultur geprägtes Gesellschaftsleben.⁶²

Hugenotten und Juden haben für die wirtschaftlichen Entwicklung der Region eine wichtige innovative Rolle gespielt. Eine andere bedeutende und erfolgreiche Bevölkerungsgruppe waren Domänenpächter. Domänen waren Staatsgüter, die über die Pacht einen Beitrag zum Staatssäckel leisteten. Zu den Pächtern in der Uckermark gehörte auch die Grossfamilie Karbe: Johann Christian Karbe (1705-1770) hielt im Ruppiner Land einen Lehnschulzenhof im Ei-

gentum. Einer seiner Söhne (er hatte 15 Kinder), Philipp Heinrich Karbe, wurde Amtmann des Domänenamtes Chorin und Gramzow, heiratete die Tochter des benachbarten Pächters und bewirtschaftete nacheinander die Güter Sieversdorf (ab 1779) und Gramzow (1788). 1804 wurde Gramzow Karbescher Wohnsitz. Der Sohn Carl (1780-1852) studierte Natur- und Staatswissenschaften. Carl und auch wieder sein Sohn Hermann hielten das Amt ihrer Vorfäter. Die jungverstorbene Dichterin Anna Karbe (1852-1875) stammte aus dem Gramzower Haus. Sie schrieb Gedichte. Potzlow war ursprünglich Teil der Domäne Gramzow. 1888 pachtete es ein Karbe und betrieb dort Milch- und Fleischwirtschaft, die weniger krisenanfällig war als der Getreideanbau. Bis 1945 waren Karbes in Potzlow am Uckersee als Gutspächter ansässig, als sie vor den Russen fliehen mussten.⁶³

Der Adel

Von den alten Adelsfamilien hatten nicht alle die Zeit des Dreissigjährigen Krieges unbeschadet überstanden. Sie mussten ihren Besitz verkaufen, oder ihre Familien starben aus wie die Schulenburgs oder Blankenburgs. Bei den sogenannten Junkern der Uckermark mit ihren Rittergütern handelte es sich um die Überreste einer Geburts- und Dienstadelsschicht mit vergleichsweise begrenzten agrarischen Ressourcen. Eines ihrer Mitglieder sagt diesen Familien nach, dass sie «mit gewachsenen Geschichtsbibliotheken, mit einem über viele Krisen hinweg bewahrtm Kunstgut, mit dem häufig vererbten und auch anezogenen, fast nachwandlerischen Sinn für Mass und Form und Farbe, einfache und mächtige Häuser als Mittelpunkt einer in vielen Generationen erarbeiteten, mitunter auch in Militärdiensten erfochtenen Kultur» darstellten.⁶⁴ Diese Beurteilung mag für einige grosse Häuser und Familien gelten. Das literarische Portrait Theodor Fontanes vom märkischen Junker im Stechlin scheint fast ähnlich passend. «Denn heute», so heisst es dort einleitend, «waren die Stechliner Leute von schwachen Mitteln, die sich nur eben noch hielten und beständig bemüht waren, durch eine ‚gute Partie‘ sich wieder leidlich in die Höhe zu bringen». Dies galt für viele adlige landsässige Familien Brandenburgs.

Die wohl älteste und mächtigste Adelsfamilie der Uckermark waren die bereits erwähnten Arnims, deren zahlreichen Zweige mit dem Zusatz ihrer Dörfer bezeichnet wurden wie Arnim-Boitzenburg, Arnim-Suckow oder Arnim-Neuenfeld. Dies blieb so bis ins 20. Jahrhundert. Weitere Familien waren die von Buch, Eickstedt, Hagen, Hohenstein, Holtzendorff, Raven, Redern, Schwerin, Schlippenbach, Stülpnagel und Winterfeldt. Sie prägten die Gesellschaft und

Landschaft der Uckermark nachhaltig. Das Geld, mit dem sie Rittergüter kauften oder Häuser errichteten, stammte häufig aus der Ausübung von Ämtern. Aus ihren Familien wurden leitende Beamte und Offiziere rekrutiert, Landräte, Minister und Mitglieder im preussischen Herrenhaus und Abgeordnete in der Zweiten Kammer. Bis ins 20. Jahrhundert beschränkte sich ihre Berufswahl, lange gezwungenermaßen durch Tradition und Gesetz, auf die Landwirtschaft, das Militär und Beamtentum. Ihre Kinder wurden von Hauslehrern unterrichtet. Das Bewusstsein für die Bedeutung von Bildung und Erziehung wurde nicht zuletzt durch die Aufklärung und die populäre Rezeption eines Jean Jacques Rousseau gefordert. Der Kanon der Fächer umfasste die einfachen Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens bis hin zu Geschichte, Französisch, Literatur, Bibelkunde, Baukunst, je nach dem Anspruch des Hauses. Die Jungen verließen meist schon im Alter von 13 Jahren das Elternhaus, um in eines der preussischen Regimenter einzutreten. Junge Mädchen wurden manchmal schon mit 16 Jahren als Hofdamen nach Berlin vermittelt, wo sie, wenn sie Glück hatten, Zugang zu weiterer Bildung erhielten.

Über Heiraten verbanden sich die Familien regional und überregional und auch untereinander. So vernetzten sich agrarische Interessen mit der staatlichen Bürokratie und politischen Repräsentation. Ihre Basis blieb die Landwirtschaft auch noch zu einer Zeit, als ihre volkswirtschaftliche Bedeutung im Schwinden war und sich die Junker in Konkurrenz mit der Industrie der Gefahr einer wirtschaftlichen Deklassierung ausgesetzt sahen. Periodische Krisen, ausländische Konkurrenz, Landarbeitermangel und Verschuldung bedrohten ihre Betriebe. So setzten sie mit politischem Druck auf Berlin die Einführung von Zöllen durch, um gegen die Getreideeinfuhr aus Russland und Übersee zu bestehen. Während das Offizierscorps des preussischen Heeres eine Domäne des Adel blieb – 1909 entstammten noch 60% der Offiziere dem Adel, fand er sich im Beamtentum einer wachsenden bürgerlichen Konkurrenz ausgesetzt.⁶⁵ Nach der Reichsgründung 1871 sah man Preussen in die zweite Linie abgedrängt. Die Demokratie galt manchem auf dem uckermärkischen Lande (und nicht nur dem Adel) als Teufelswerk.



Familie des Grafen von Arnim, Grof-Sperrenwalde 1921

Die vergebliche Revolution von 1848

Eine erste Begegnung mit diesem «Teufelswerk» machte man 1848, als König Friedrich Wilhelm IV. (1840-1858) nach der Niederschlagung der März-Revolution in Berlin zu Wahlen aufrief. Spätestens seit dem Tod Friedrich Wilhelms III. (1840) wuchs die Unruhe über den erzkonservativen Kurs der preussischen Regierung. Die unbefriedigende personelle Besetzung der Ministerien und die mangelnde Entschlussfähigkeit des Königs frustrierten alle Hoffnung auf Reformen und gar eine Verfassung. Das Volk liebte seinen König nicht sonderlich.

Die revolutionäre Bewegung um 1848, die vom Bürgertum ausging, erfasste weite Teile Europas, insbesondere Frankreichs, Österreichs, Italiens und Ungarns. Schon lange rief man nach Reformen, nach Pressefreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, einer Verfassung und einem Parlament. Auch in Berlin gärrte es. «Man hatte hier die alte Wirtschaft satt», bemerkte Theodor Fontane über die Stimmung im Volk. «Nicht dass man sonderlich unter ihr gelitten hätte, nein, das war es nicht, aber man schämte sich ihrer. Aufs Politische hin angesehen, war in unserem gesamten Leben alles antiquiert, und dabei wurden Anstrengungen gemacht, noch viel weiter zurückliegende Dinge heranzuholen und all dies Gerümpel mit einer Art Heiligenschein zu umgeben, immer unter der Vorgabe, «wahrer Freiheit und gesundem Fortschritt dienen zu wollen.»⁶⁶ Fontane irrte, was das Leiden der Bevölkerung betraf. Die Intellektuellen litten an einem Mangel an Freiheit, an der Zensur, an der Scheinheiligkeit der Politik: «Leider bewegt uns jetzt hier nichts als die Fortschritte der Frömmeler, der blinden Verfolgungswut, der niedrigen Partheiungen und Schmeichelei,» verzeichnete 1842 Karl August Varnhagen von Ense in seinem Tagebuch.⁶⁷ Es gab eine wirtschaftliche Rezession, Missernten und Teuerung, so dass es zu Hungerkrawallen unter Arbeitern und Armen in Industriestandorten, auch in Berlin kam. Bettina von Arnim schrieb an ihren Sohn Friedmund nach Blankensee, dass der Industrielle August Borsig die Hälfte seiner Belegschaft, an die 1'000 Arbeiter entlassen müsse! «Kleine Geschäftsleute haben fast gar nichts mehr zu thun.»⁶⁸

Vom 13. bis zum 17. März 1848 fanden in Berlin kleinere Strassenkrawalle statt. Der 18. März war ein Samstag. Es sprach sich herum, dass der König «alles bewilligt» habe (u.a. die Pressefreiheit). Menschen strömten zum Schlossplatz, wo der König auf dem Balkon des Schlosses erschien und mit Unbehagen das Anschwellen der Massen betrachtete. Bis er dem General von Prittwitz den Befehl gab, diese Leute dort unten fortzuschaffen. Das Volk stellte sich den Dragonern entgegen, es fielen Schüsse. Die Menschen liefen davon. Der Schlossplatz leerte sich. Wenig später begannen Berliner Bürger mit dem Bau von Barrikaden. Am Abend des 18. März kam es zu blutigen Strassenkämpfen. Viele Menschen kamen dabei ums Leben, die sogenannten Märzgefallenen.

Der König zog die Truppen ab und gab am 20. März eine Proklamation an «meine lieben Berliner» ab. Er schob die Schuld für die Exzesse auf fremde Unruhestifter. Das wiederum erboste die Berliner. Dann sah es so aus, als kapitulierte der König vor der Revolution. Friedrich Wilhelm IV. musste sich vor den in den Schlosshof gebrachten Leichen der gefallenen Kämpfer verneigen. Zwei Tage später ritt er, begleitet von seinen Ministern, Generälen und Prinzen durch die Stadt. Sein Aufruf «an mein Volk und die deutsche Nation» war ein Versuch, sich an die Spitze der Bewegung zu setzen. Das wirkte wiederum unglaubwürdig, war doch bekannt, dass er nichts von einer Verfassung hielt.

Die Turbulenzen waren nicht auf die grossen Städte beschränkt. Vieler Orts machten die Menschen ihrer ganz konkreten Unzufriedenheit mit Personen und Zuständen Luft. Auch auf den uckermärkischen Gütern kam es zu «feindlichsten Szenen». «Eine Gemeinde weigerte sich, den Prediger anzunehmen, dem die Stelle zugesagt, eine andere forderte ihn, um sich des bisherigen zu entledigen; eine andere misshandelte den unliebsamen Inspektor, und nicht ohne Sorge sah man allenthalben den Wahltagen mitten in dieser Aufregung der Gemüter entgegen, besonders bei der Schwierigkeit, den Landleuten nur irgendwie begreiflich zu machen, worum es sich dabei handle.»⁶⁹ Hier ging es nicht um grosse Politik, sondern um lokale Ärgernisse. Doch man schaute auch nach Berlin und nach Frankfurt am Main.

In der Frankfurter Paulskirche trat im Mai ein aus Mitgliedern deutscher Ständeversammlungen bestehendes Vor-Parlament zusammen, das eine deutsche Nationalversammlung zur Entwicklung einer Reichsverfassung beschliessen sollte. Was musste man aber in den Gazetten Furchtbares lesen: «Ich stürzte gestern über die Zeitungen und konnte über die Frankfurter Angelegenheiten nicht zu Atem und Besinnung kommen!» notierte Sophie Gräfin Schwerin. Die Mitglieder der Nationalversammlung Oberst Auerswald und Fürst Lichnowsky wa-

ren am 18. September vom aufgebrachten Volk wegen ihrer «revolutionären» Gesinnung erschlagen worden. «O Grauen und Schmerz für Deutschland, für die Christenheit, für das neunzehnte Jahrhundert! Die deutsche Parole ist: ‚Tod den Preussen!‘ Preussische Abgeordnete werden mit kannibalischer Wut gemordet, und Preussen sollte dabeibleiben, mit diesen wütenden Feinden eins zu sein, sich ihnen zu opfern?» Die Wege Gottes waren wahrhaftig unverständlich. Und so betete man:

«Hilf Deinem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder,
Und lass Dich, Gott, mit Heil und Rat
Auf unsern König nieder!»⁷⁰

Im März 1849 bot die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt dem preussischen König die Kaiserkrone an. Friedrich Wilhelm IV. lehnte jedoch mit drastischen Worten ab: Dieser Krone haften noch «der Ludergeruch der Revolution» an. Wenig später lehnte er auch den Verfassungsentwurf ab. Österreichs Abgeordnete verließen Frankfurt. Das so genannte «Rumpfparlament», das unter den Einfluss der «Linken» geriet, zog im Juni 1849 nach Stuttgart um und wurde dort vom württembergischen Militär aufgelöst. In Baden, Sachsen und der Pfalz kam es erneut zum Aufstand. Preussische Truppen unter des Königs Bruder, dem Prinzen Wilhelm, dem sogenannten Kartätschen-Prinzen und späteren König/Kaiser, warfen den Aufstand, an dem sich auch Intellektuelle und Flüchtlinge aus Polen, Frankreich und der Schweiz beteiligten, nieder. Die «Reaktion», so sahen es die Aufständischen und viele andere Bürger, hatte erneut gesiegt. Das Scheitern der Revolution von 1848 hatte entscheidende Folgen für die langfristige Entwicklung des deutschen politischen Systems!

Die preussische Nationalversammlung in Berlin beschloss die Versammlungsfreiheit, die Pressefreiheit und indirekte Wahlen für den 8. Mai 1848: Die Wahlmänner aus Prenzlau stimmten für Carl Friedrich Grabow (1802-1874) und die aus Templin nicht etwa für Adolf Heinrich Graf Arnim-Boitzenburg (1803-1868), sondern den Berliner Rechtsanwalt Lüdicke. Arnim delegierten die Prenzlauer zu der von ihm ungeliebten Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt. Dort liess er sich von seinem Stellvertreter Wilhelm Gysae vertreten. Hermann Graf Schwerin-Wolfshagen hatte statt Arnim den Gelehrten Alexander von Humboldt vorgeschlagen, der im Rufe eines Liberalen und «Hofdemokraten» stand. Humboldt hatte sich am 22. März der Beisetzung der 183 Särge der

gefallenen Barrikadenkämpfer angeschlossen. Zwei Jahre später erwies er allerdings auch den gefallenen sogenannten konterrevolutionären Soldaten Respekt.

Die Berliner Bürger verfolgten die Verhandlungen der Preussischen Nationalversammlung mit Argwohn und Zorn, die Reden der Mitglieder, u.a. auch die Ablehnung einer öffentlichen Anerkennung der Revolutionskämpfer. Dem Aussenminister Heinrich Alexander von Arnim-Suckow, der die Menschenansammlung vor der Singakademie «in einem offenbar verletzenden Ton» provozierte, «schlug man den Hut über die Augen und dann gabs Schläge. Die Studenten retteten ihn.»⁷¹ Die Preussische Nationalversammlung, deren Wirken den Neigungen des Königs nicht entsprach, wurde von ihm am 9. November 1848 zunächst vertagt. Als Unruhen ausbrachen, wurde am 11. November über Berlin der Belagerungszustand verhängt. Am 5. Dezember 1848 löste man die Nationalversammlung auf. Der König «oktroyierte» dem Volk eine eigene preussische Verfassung: Das Parlament bestand aus zwei Kammern, dem Herrenhaus und dem mit einem Dreiklassenwahlrecht gewählten Abgeordnetenhaus. Im Februar 1849 f^{am} den in der Prenzlauer Marienkirche die Wahlen zur Zweiten Kammer statt. Gewählt wurden der Oberbürgermeister Carl Friedrich Grabow und Minister a. D. Adolf Heinrich Graf Arnim-Boitzenburg.

Die Wellen der Berliner Erschütterungen erreichten rasch die Gesellschaft der Uckermark, der für ihr Verhalten in diesen Tagen eine erstaunliche politische Reife attestiert wurde. Die Nüchternheit und der Realitätssinn bewährten sich. Man neigte wohl zu religiösem Sektierertum, nicht aber zu politischer Schwärmerei.⁷² Diese Bemerkung Arnim-Boitzenburgs, der die Uckermärker für perfide hielt, weil sie aussprächen, was viele andere dächten, war vielleicht sogar als Kompliment gemeint. Briefe gingen hin und her, Flugblätter und Zeitungen gab es auch in der Provinz. Bettina von Arnim in Berlin zum Beispiel unterrichtete ihren Sohn Friedmund, der seine Landwirtschaft in Blankensee in der Uckermark nicht im Stich lassen konnte, regelmässig über das Berliner Drama. Friedmund galt seinen Freunden als «communistischer Royalist», der anti-demokratische und religiös-philosophische Traktate verfasste.

Das Jahr 1849 mit seinen Wahlen war geprägt von einer politisierten Öffentlichkeit. Vereine verschiedener Couleur wurden gegründet, um «ihre» Kandidaten durchzusetzen. Waren sie gewählt worden, wurden sie mit Demonstration und Fackelzug gefeiert. Während es in anderen Regionen Deutschlands und Österreichs zu blutigen Kämpfen kam, blieb es aber in der Uckermark verhältnismässig ruhig. In Templin sass Graf Arnim-Boitzenburg dem Patriotischen Verein vor, der die Interessen der Konservativen vertrat. Dort hatten kritische

Bürger bereits 1847 darauf gedrängt, in den Sitzungen der Stadtverordneten die Öffentlichkeit zuzulassen. In Angermünde und Lychen war dies gerade eingeführt worden. Beschlossen wurde es wohl, aber erst nach einem Jahr unter dem Druck der Ereignisse praktiziert. Die in der Versammlung vertretenen Honoratioren der Stadt fürchteten den Autoritätsverlust durch die Schmälerung ihres Informationsmonopols, und sie fürchteten den «Pöbel».

Es ist deutlich, dass sich die Bevölkerung in jenen Tagen nach Ständen organisierte und ihre spezifischen Interessen öffentlich vertrat. In Templin forderte der Landwirtschaftliche Verein seine Mitglieder, freie Ackerbürger und Eigentumsbauern, auf zu beraten, wie sie sich zu den neuen Wahlgesetzen stellen, durch welche die Berliner Nationalversammlung einberufen wurde. In diesem Aufruf vom 1. Juli 1848 wurden Fragen gestellt:

«Wie ist das Verfassungsgesetz für den Preussischen Staat im Interesse der Landwirtschaft zu beurteilen?» oder «Wie ist dem Nothstande der unbeschränkt gewerbefreien Handwerker in Städten und in Bauerndörfern abzuhelfen»? oder «Was können Ackerwirte in Land- und Stadtgemeinden für Handwerker und Tagelöhner thun, welche mit ihrer ärmlichen Wohnung wenig oder gar kein Land zu den nöthigsten Lebensbedürfnissen sich zu miethen im Stande sind?» Und schliesslich: «Welche neue Veranstaltungen der Volksbildung sind zu treffen, um in Landgemeinden Aufklärung über das Staatsleben und thatkräftiges Vorwärtstreben mit Gott für König und Vaterland nachhaltig zu befördern?»⁷³

Bauern, Kossäten, Handwerker, Arbeiter und Lehrer aus den Dörfern rund um den Uckersee gründeten im Revolutionsjahr den Uckermärkischen Volksverein, der sich zwar zur Monarchie, aber auch zur Demokratisierung staatlicher Einrichtungen (allgemeines Wahlrecht) bekannte, um – wie es im Gründungsprotokoll hiess – «der von Tag zu Tag kecker werdenden Aristokratie entgegenzutreten.» In Potzlow gedachten am 18. März 1849 an die 3'000 Menschen der «Märzgefallenen» des Vorjahres. Da der Templiner Landrat von Haas die Versammlung auf dem Potzlower Werder verboten hatte, zogen die Demonstranten auf ein freies Feld und stimmten die Lieder Jesu meine Zuversicht und Einfeste Burg an.⁷⁴

In Prenzlau war es nach den Unruhen in Berlin ebenfalls zur «Ruhestörung» gekommen, wie der Magistrat am 24. März 1848 bedauerte. Vier Tage später erschien ein öffentliches Bekenntnis der Bewohner der Uckermark, die sich «als Preussen und als Deutsche» fühlten, zur konstitutionellen Monarchie:

Sie dankten dem König für die in Aussicht gestellten umfassenden Reformen, traten aber auch ein für den Erhalt von Ruhe und Ordnung. Unterzeichnet wurde das Blatt von Adligen, Handwerkern, Lehrern, Kaufleuten, Beamten, Vertretern der jüdischen Gemeinde, kurz einem Durchschnitt der gehobenen bürgerlichen Schicht. Auf Seiten des Adels zeichneten Arnim (Gross-Sperrenwalde), Hagen (Schmiedeberg), Holtzendorff (Pinnow), Schlippenbach (Ahrendsee), Schwerin (Wolfshagen), Stülpnagel (Rollwitz), Wedell (Malchow) und Winterfeld (Damerow, Kutzerow).⁷⁵ Zu jener Zeit war Carl Friedrich Grabow Bürgermeister von Prenzlau, ein Mann liberaler Gesinnung, der allgemein ein hohes Ansehen genoss. 1848 war er für einige Monate Präsident der Preussischen Nationalversammlung. 1849 wurde er in die Zweite Kammer des Preussischen Abgeordnetenhauses gewählt, dessen Präsident er in den Jahren 1862 bis 1866 war.

Nach Prenzlau wollten übrigens auch die Bürger von Gerswalde in einem «Revolutionszug» marschieren, doch fand das Unternehmen im Potzlower Krug wohl ein vorzeitiges Ende.⁷⁶

In Angermünde tobte eine erregte Kontroverse im Angermünder Anzeiger zwischen Konservativen und Revolutionärem. In der Kritik der Konservativen stand besonders der Abgeordnete des Kreises in der Frankfurter Nationalversammlung, der linksliberale Gutsbesitzer von Rappard aus Glambeck, der die Republik favorisierte. Liberale Parteigänger dagegen priesen seine gute Arbeit in Frankfurt. Seinen Gegnern, «Aristokraten, Bürokraten und Rittergutsbesitzern» warfen sie vor, nur von persönlichen Interessen getrieben zu sein. Im Angermünder Anzeiger wehrten sich die so Angesprochenen, unter ihnen der Landrat Oscar von Arnim-Kröchlendorff, gegen diesen Vorwurf, sprachen jedoch vom «Phantom Volkssouveränität» und von «Pöbelherrschaft». Arnim-Kröchlendorff zog im Januar 1849 für Angermünde in die Zweite Kammer ein. Rappard, der sich geweigert hatte, die Nationalversammlung in Frankfurt, dann Stuttgart auf Anordnung des Königs zu verlassen, ging ins Exil. Er wurde in Abwesenheit zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.⁷⁷

Unterstützung für ihr Anliegen erhielten die «Demokraten» auch von Franz von Holtzendorff (1804-1871) aus Vietmannsdorf, genannt der «rote» Holtzendorff. Holtzendorff, dessen Portrait eine sensible, intellektuelle Persönlichkeit vermuten lässt, war mit einer Gastwirtstochter aus Wriezen verheiratet. Schon 1843 hatte er für Pressefreiheit plädiert und eine stärkere Mitsprache der Volksvertretungen bei Gesetzgebung und Budget verlangt. Eine von vierzig Bauern unterzeichnete Petition an den König wurde scharf gerügt. Holtzendorff verlor seine ständischen Rechte und wurde wegen Majestätsbeleidigung ver-

folgt. Fortan galt er als «enfant terrible» unter seinen Standesgenossen. Von sich sagte er «nicht ohne Stolz: Ich war ein Volksmann und bin es noch».⁷⁸ Gemeinsam mit Holtzendorff-Bruchhagen und Winterfeld-Nieden schlug er im Juli 1848 vor, die Uckermärkischen Kreisstände aufzulösen und auf die Geburtsprivilegien des Adels zu verzichten. Dieser Vorschlag stiess bei seinen Standesgenossen auf wenig Gegenliebe. Auf Holtzendorffs Hof fand im Mai 1849 eine private Versammlung statt, auf der vor allem die Dorflehrer zu Wort kamen. Es gab prompt eine Dienstaufsichtsbeschwerde von Seiten des Kreisschulinspektors, Pastor Karl Friedrich August Schultze (1804-1864) aus Boitzenburg, einem aktiven Mitglied des dortigen Patriotischen Vereins. Pastor Schultze war auch der lange Vollbart des Fliether Lehrers Matthiolus ein Dorn im Auge, die Haartracht der 48er Revolutionäre. Lehrer Belitz aus Seehausen wurde nach einem Verfahren der Schwedter Staatsanwaltschaft aus dem Schuldienst entlassen, er wanderte mit einer Gruppe von Seehausenern nach Amerika aus. Dem Arzt Dr. Samuelson aus Zehdenick, der auch die als «sehr gefährlich» eingestufte Bibliothek der Demokraten in seiner Obhut hatte, wurde Berufsverbot erteilt, dem er sich durch Emigration entzog.

In Patriotischen Vereinen sahen sich die Konservativen an vielen Orten vertreten. Die Brüder August und Hermann Karbe engagierten sich im Patriotischen Volksverein für Gramzow und Umgebung, indem sie Treuebekennnisse an den Monarchen verfassten und der Presse zuleiteten. Mit ähnlicher Absicht reisten 1862 «Deputationen» von loyalen Bauern und Handwerkern unter Leitung von Gutsbesitzern und Pfarrern nach Berlin.⁷⁹ Diese Aktionen auf dem Lande waren kurzlebig, die Vereinsfreiheit wurde wieder eingeschränkt. Versammlungen mussten bei der Polizei angemeldet werden. Das Vereinsleben schief ein.

In Brüssow hatte sich 1848 der Unmut der Demokraten und «Kommunisten» insbesondere gegen den «Priester», Superintendent Hohlfeld Luft gemacht. Er war der Gründer des örtlichen Preussenvereins. Der Konflikt setzte ihm offenbar so sehr zu, dass er 1849 im Alter von nur 47 Jahren verstarb.⁸⁰

100 Jahre Revolution

Am 18. März 1948 beging die Gemeinde Prenzlau die Jahrhundertfeier der gescheiterten Revolution von 1848 mit Aufmarsch, Ansprache des Bürgermeister Schulz auf dem ehemaligen Marktplatz und einem «Marsch» zum Grabow-Denkmal im Park. Der Rat des Kreises hatte zu diesem denkwürdigen Tag folgende Resolution verabschiedet:

«Zurückblickend auf die vergangenen 100 Jahre deutscher Geschichte gedenken wir in wenigen Tagen der heldenhaften Kämpfer, die für Deutschlands Einheit und demokratische Freiheiten einen glorreichen Sieg über die monarchistisch-feudalistische Gesellschaftsklasse errangen. 183 Tote in Berlin und viele Tausende in allen deutschen Gauen waren die ersten Blutopfer auf dem Altar für ein einiges, freies und demokratisches Deutschland. Aber statt den Sieg auszunützen und die geschichtliche Mission zu erfüllen, wurde die Nationalversammlung in Frankfurt einberufen. Durch Unentschlossenheit und ergebnisloses Verhandeln gingen alle unter grossen Opfern erkämpften Rechte verloren und Deutschland ging unter der neuerstarkten Reaktion im Bündnis mit der Bourgeoisie einen einhundertjährigen Irrweg, der uns zu der heutigen Katastrophe bis fast zur Vernichtung des Deutschen Reiches und der Nation in den tiefsten Abgrund führte.» Brüssow, den 6. März 1948

Der Rat des Kreises verurteilte die Zerstückelung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg und alle jene Politiker, die ihr zugestimmt und damit am deutschen Volk Verrat geübt hätten.⁸¹

Lehrer und Pfarrer

Interessant am demokratischen Zwischenspiel von 1848/49 ist die Polarisierung zwischen Lehrern und Pfarrern. Lehrer und Pfarrer werden oft in einem Atemzug genannt. «Der Dorfschullehrer und der Pfarrer bilden das eigentliche verbindende Mittelglied zwischen der verfeinerten Gesellschaftsschicht und dem Naturstamm der Bauern.» Ein programmatischer Satz aus der Zeitung «Die Dorfkirche».⁸² Lehrer und Pfarrer nahmen in der ländlichen Gesellschaft eine exponierte Stellung ein. Sie hatten studiert, sie verfügten über einen gewissen Bildungsstand, sie wirkten öffentlich und hatten Gelegenheit, die Meinung ihrer Klientel in Kirche und Schule nachhaltig zu beeinflussen. Wenn der Pfarrer am Sonntag auf der Kanzel stand, dauerte seine Predigt nicht selten zwei volle Stunden. Darin fanden nicht nur Bibelworte Platz. In Gutsbezirken wurden Pfarrer

vom Kirchenpatron, dem Rittergutsbesitzer bestellt. Vikar Seidel berichtet, wie in Boitzenburg Graf Arnim mit notwendigen Neubesetzungen umging: «Wenn eine Lehrervakanz von vier Wochen kommt, so hat der Graf schlaflose Nächte, und für die Besetzung der Pfarrstelle W. wühlt er sich schon seit längerer Zeit durch Zeugnisse und Empfehlungsbriefe durch, zieht überall Nachrichten ein und wird im Februar voraussichtlich bis zur Ermattung Probepredigten anhören.»⁸³ Pfarrer waren also vom Wohlwollen ihres Dienstherrn abhängig, dem sie auch oft das ihrer Pfarre zugehörige Land verpachtet hatten. «Meines Vater Amt,» erinnerte sich Johannes Funke (1841), «war nicht leicht. Neben der Mutterkirche (in Fürstenwerder) umfasste es noch zwei ziemlich entfernte Filialen und eine Anzahl von Vorwerken, Besitzungen des Reichsgrafen von Schwerin-Wolfshagen, der zugleich Kirchenpatron in Fürstenwerder war und meinen Vater, der in Zernikow Hauslehrer gewesen war, berufen hatte.» Sein Einkommen war gering und wurde noch geschmälert durch das nach geltendem Recht dem Vorgänger als Pension zustehende Drittel dieses Einkommens.⁸⁴ Einer wirtschaftlichen Abhängigkeit hätte es jedoch nicht einmal bedurft, denn im Verständnis des lutherischen Pfarrers war er ohnehin der Obrigkeit zu Gehorsam verpflichtet.

Nicht anders stand es grundsätzlich mit den Lehrern. Doch gab es zwischen Pfarrer und Lehrer ein deutliches hierarchisches Gefälle. Während der Pfarrer predigte, sass der Lehrer an der Orgel. Der Pfarrer war so etwas wie ein Vorgesetzter für den Lehrer. Er übte bis 1918 die Aufsicht über die Schulen seiner Gemeinden aus, die selbstverständlich konfessionell geprägt waren. Die Qualität der Schulen liess häufig sehr zu wünschen übrig.

Hier zeigten sich besonders deutlich die Unterschiede zwischen Stadt und Land. Während Schüler in Prenzlau oder Strasburg schon im 18. Jahrhundert Latein, Geographie und Geschichte studieren konnten, beschränkte sich der Unterricht in den Dörfern meist auf das Erlernen von Lesen und Rechnen. Das Schreiben wurde häufig als nicht notwendig erachtet. Zu viel Bildung konnte auch schaden, glaubte man. «Der ganze Bücherkram» war nichts für diese handwerklich arbeitende Klasse, vor allem nichts fürs weibliche Geschlecht. Die Kenntnisse reichten darum oft kaum aus, um eine dauerhafte Alphabetisierung zu etablieren. Im 18. Jahrhundert rekrutierten sich Lehrer und Küster aus den Handwerkerberufen, das Amt bedurfte keiner besonderen Ausbildung. Disziplin wurde mit drakonischen Strafen erzwungen. Kinder nahm man noch lange nicht als schutzwürdig wahr. Sie wurden sehr frühzeitig in den Arbeitsprozess eingegliedert.



Das neue Schulhaus in Boitzenburg, 1906

Mit der Einführung einer Schulpflicht (1717/1763) änderte sich die Ausbildung der Lehrer allmählich. Die Zustände und Bedingungen an den jeweiligen Schulen blieben jedoch lange mangelhaft und primitiv. Dorfschullehrer Bergemann, «gelernter» Pädagoge, unterrichtete Schüler aller Altersgruppen üblicherweise in einem Raum gemeinsam. «Die Schüler verstanden meine Sprache nicht, konnten weder lesen noch schreiben noch rechnen, wussten weder einen biblischen noch sonst einen Namen, ich musste mit den Grössten ganz von vorn anfangen». Die Dorflehrerstelle war seit Längerem vakant gewesen. Wurden zu Hause zwei weitere Hände zur Arbeit benötigt, blieben die Kinder der Schule fern. In Thomsdorf unter dem Patronat des Grafen Arnim ging es Bergemann besser. Er erhielt drei Morgen Land, damit er sich für seine Kinderschar eine Kuh halten konnte.⁸⁵ Lehrer wurden im Allgemeinen vom Gut wie Deputatsarbeiter entlohnt, sie erhielten Wohnung, einen Garten, Brennholz und oft nur geringes Bargeld von den Schulkindern. Wenn sich Dorfschullehrer politisch liberal oder kritisch äusserten, wie es in der Revolution von 1848 geschah, so war dies besonders bemerkenswert! Doch blieb es wohl generell die Ausnahme.

Obwohl Lehrer und Pastor also einiges gemeinsam hatten, war ihr Verhältnis doch selten harmonisch. «Da haben wir wieder die alte Geschichte,» bemerkte Fontanes Stechlin im Gespräch mit Pastor Lorenzen zu diesem Thema. «Jeder Schulmeister schulmeistert an seinem Pfarrer herum, und jeder Pastor pastort über seinen Schulmeister. Ewige Rivalität.»

Vereine in der Uckermark

Das 19. Jahrhundert wird auch das bürgerliche genannt. Die Entstehung und Prägung des mitteleuropäischen Bürgertums hat seine Wurzeln in den Stadtverfassungen des Mittelalters, ihre Kultur und ihr Lebensstil ist ein Produkt der Aufklärung und Romantik. Während sich das private Leben in der Familie abspielte, waren die Vereine der Ausdruck öffentlicher Betätigung. Sie waren das Rückgrat gemeindlichen Lebens. Schützenvereine gehören zu den frühesten Gründungen. Im 18. Jahrhundert entstanden, ausgehend von England, die Freimaurer-Logen. Sie gehörten zu den Männervereinen, «die seit Urzeiten bei fast allen Völkern jeweils sich herausgebildet haben, um einem Ideal, das unter den Mitgliedern Gültigkeit hatte, nachzuleben.» Dieses Ideal war ein «sittlich-religiöses». Die Mitglieder bekannten sich zum Christentum und zur Verantwortung für Volk und Vaterland. Ritus und Brauchtum wurden geheim gehalten. Zweck, Lehre und Geschichte jedoch waren öffentlich. «Denn der Bund ist kein Geheimbund», hiess es in der Geschichte der Logen. Sie waren Orte, an denen Klassenunterschiede aufgehoben waren.

Die erste Loge in Preussen wurde von Friedrich II. gegründet. Logen gab es dann in Prenzlau (seit 1796), Schwedt (seit 1778), Ueckermünde (1860), Passow (1845) und Angermünde (nach dem Ersten Weltkrieg). Sie nannten sich Minerva zu den drei Palmen im Orient, Zur gekrönten Hoffnung, Zur Palme oder Tempel der Tugend. Die Symbole waren dem Bauhandwerk entliehen: Die Mitglieder waren Adlige, Beamte, Handwerker, Ärzte, Lehrer und Pfarrer, Kaufleute und Militärs. In den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts zog sich der Adel zurück, nachdem der beliebte Landrat von Stülpnagel lange Vorsitzender der Loge gewesen war. Sie wanderten teils in die Berliner Logen ab. Das Bildungsbürgertum begann, in die Logen hineinzudrängen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahm die Kirche an ihnen Anstoss, sie wurden als «Teufelswerk» bezeichnet.

Mit dem Einzug nationalistischen Gedankenguts in die Logen wurde auch das Verhältnis zu den jüdischen Mitbürgern definiert. In Süddeutschland war die Beziehung zu ihnen liberaler als in Preussen, wo besonders die Grosse Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln, zu der auch Prenzlau gehörte, für eine Mitgliedschaft strikt auf der Zugehörigkeit zum Christentum bestand. Einige Juden erhielten allerdings das Gastrecht. Jüdische Prenzlauer fanden sich stattdessen in einem Hilfsverein Jur Prenzlauer zusammen, in dem die Mitgliedschaft auf jüdische Bürger beschränkt blieb.

Im 20. Jahrhundert machten Wirtschaftsbürger, kleine Beamte und Angestellte die stärkste Gruppe in Prenzlau aus. Im Ersten Weltkrieg ging das Ideal

des ‚Weltbürgers‘ unter. Auf einen späteren Zeitpunkt vorgehend sei bemerkt, dass sich die Freimaurer dem Nationalsozialismus zunächst bereitwillig öffneten. Die Logenbezirke, zu denen auch Prenzlau gehörte, gaben sich folgende Definition: «Glauben an die Kraft des deutschen Volkstums und die Erziehung zum deutschen Volksbewusstsein – das ist ‚Völkisch-Sein‘ im freien Sinne. Nur durch unser deutsches Volk geht für uns, deutsche Freimaurer, der Weg zur Menschheit. Nur deutsch kann unsere Freimaurerei sein.» Dennoch verboten die Nationalsozialisten die Logen wie alle eigenständigen Vereine.⁸⁶

Auch das kulturelle Leben fand vorwiegend in Vereinen wie dem bereits erwähnten Uckermärkischen Geschichts- und Museumsverein zu Prenzlau statt. In Brandenburg war das Interesse an Lokalgeschichte allgemein gross. 1914 gab es 40 Geschichts- und 50 Museumsvereine. Im Prenzlauer Geschichtsverein engagierten sich 1901 neben städtischen Bürgern, Handwerkern, Beamten, Lehrern, Ärzten, auch zahlreiche Gutsbesitzer, allen voran acht Arnims, drei Schlippenbachs, drei Flügges, drei Winterfeldts, vier Holtzendorffs, drei Collins und jeweils ein Mitglied der Familien Buch, Buchwald, Hagen, Keibel, Maltzahn und Stülpnagel.

Der Prenzlauer Musikverein war 1827 gegründet worden und veranstaltete öffentliche Konzerte in verschiedenen Orten. Der Prenzlauer Gesangsverein wurde ab 1830 von einem Schüler Zelters, Gustav Bemann geleitet, er war auch Kantor und Organist von St. Marien. Carl Friedrich Zelter (1758-1832), ein Maurermeister, trat 1791 in die von C.F. Fasch gegründete Singakademie ein, 1809 gründete er die erste Berliner Liedertafel und legte damit den Grundstein für die Tradition der deutschen Gesangsvereine. Einer der Höhepunkte dieser Tradition war das 5. Volksgesangsfest des Ueckermünder Kreissängerbundes im Juli 1897 in Strasburg. 1875 wurde in Angermünde der Männerturnverein gegründet. Initiator war «Turnvater» Rudolf Hoff (1855-1941). 1910 wurden erstmals Frauen auch als Turnerinnen zugelassen. Die Prenzlauer unterhielten Kontakte zum Turnvater Jahn.

Die Freiwillige Feuerwehr entstand um 1883. Neben den notwendigen Löschübungen und Einsätzen wurden sie an manchen Orten zur zentralen gesellschaftlichen Einrichtung: Es gab Feuerwehrröcke und sogar Theateraufführungen. Häufig musste man sich im Ernstfall mit noch recht einfachen Methoden behelfen. Wie diese aussahen, kann man den Klagen von 1930 anlässlich einer «Feuerschutzwoche» entnehmen. Die Dörfer wurden aufgerufen, ihre Feuerwehren zu modernisieren. Der altmodische Standard wurde beklagt: «Prähistorische Kastenspritzen ohne Saugwerk, die darauf angewiesen sind, dass das Löschwasser erst durch Eimer in ihren verhältnismässig sehr kleinen Bauch hin-



Die Feuerwehr in Fürstenwerder

eingegossen wird, machen sich heute auf der Brandstätte lächerlich. Was wir auf unseren Dörfern brauchen als Gerät zur Bekämpfung des Brandes, das ist eine Kleinmotorspritze, eine richtige, womöglich ausziehbare Anstellleiter, keine Hakenleiter, und zur Beförderung einiger Bedienungsmannschaften einen Wagen, an den die Motorspritze angehängt werden kann.»

Ein Löschteich musste her. Der Dorfteich mit seinem Federvieh hatte ausgedient.⁸⁷ 1934 gab es schliesslich einheitliche Verfassungen für lokale Feuerwehren.

Zahlreiche kirchliche Vereine bemühten sich um ein intensives Gemeindeleben. Dazu gehörten der Brandenburgische Hauptverein des Evangelischen Bundes, der Hoffnungsbund, der dem Alkohol-Missbrauch den Kampf ansagte, der Gustav-Adolf-Verein und Missionsvereine. Hausfrauen- und Jungfrauenvereine vermittelten landwirtschaftliche Kenntnisse und dienten der dörflichen Geselligkeit. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts ging es dann vor allem auf dem Lande um die Belebung des Dorfes durch Fortbildung, Reformen, eine Art moralischer Aufrüstung, «Krieg dem Alkohol» und um Heimat und Volkstum. Und schliesslich gab es zahlreiche Veteranen-, Krieger- und Schützenvereine, die vergangener Schlachten gedachten. In Strassburg wurde 1896 der Militärverein Kamerad gegründet. Der Stolz eines jeden Schützen- oder Militärvereins war seine Fahne. In Strassburg bestand sie auf der einen Seite aus schwarz-weiss-roter Seide. «In dem weissen Felde ist der deutsche Reichsadler mit einem fliegenden Bande über dem Kopf eingestickt mit der Inschrift ‚Militärverein Kamerad‘. Unter dem Adler befindet sich die Jahreszahl des Vereins ‚1896‘. Die andere ist aus blauer Seide mit der inmitten in bunter Seide eingestickten Germania und der Losung des Vereins ‚Mit Gott, für König und Vaterland‘».⁸⁸

Armen- und Krankenhäuser

Die Versorgung von Bedürftigen, Armen und Kranken war im Allgemeinen eine Angelegenheit der Kommunen. Mit Armen und Bettlern wurde häufig streng verfahren. Armut und Kriminalität gingen oft einher. Aus der Not wurde gestohlen und geraubt. Unter den Delinquenten waren auch viele Frauen und Kinder. Sie wurden in die Uckermärkische Landarmenanstalt, die es seit 1797 in Prenz-

lau gab, eingewiesen, wo sie arbeiteten. Strafen und Züchtigungen gehörten zum Alltag. Eine einheitliche Anstaltskleidung wies sie als Insassen der Anstalt aus. Die Institution finanzierte sich über eine Steuer. Im Jahr 1887 brachte der Kreis Prenzlau 28'000 Mark für den Unterhalt der Anstalt auf.

Daneben gab es ein Stadtarmenhaus, das seit 1829 im Dominikaner-Kloster untergebracht war (später Stadtkrankenhaus). Im Jahre 1868 wurden hier 53'000 Mahlzeiten ausgegeben. Ein besonderes Ereignis war die Weihnachtsbescherung für die Kinder in den Armenhäusern und für andere mittellose Bürger. Vier grosse Weihnachtsbäume wurden aufgestellt, lange Tische mit Süßigkeiten, Äpfeln, Stollen, Spielzeug und anderen nützlichen Geschenken beladen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Versorgung der Bedürftigen verbürokratisiert. Ein Anspruch auf Unterstützung konnte erst nach Bewilligung eines entsprechenden Antrages gewährt werden. Eine Neuerung war die 1856 eingerichtete General-Gesellen-Krankenkasse. Erst mit der Einführung der Bismarckschen Sozialgesetzgebung Ende des 19. Jahrhunderts verbesserte sich die Kranken- und Altersversorgung der Bürger.

Die ersten Hospitäler gehen auf das 14. Jahrhundert zurück. Teils stammte das Geld für den Unterhalt aus Stiftungen, Grundbesitz, Sammlungen oder städtischen Zuschüssen. Knapp war es immer, die Versorgung karg bis ärmlich. Wie in vielen anderen deutschen Städten gab es in Prenzlau ein Heilig-Geist-Hospital. In neuerer Zeit hinterliessen Bürger der Stadt ihr Vermögen in Form von Stiftungen mit der Auflage, damit Hospitäler zu errichten oder deren Insassen zu versorgen. Aus der Mühlmann-Stiftung von 1780 ging das Mühlmannsche Hospital in Prenzlau hervor. 1842 legte Bürgermeister Grabow den Grundstein für diesen Neubau mit 16 Wohnungen. Wegen des weichen Untergrunds entschied man sich für einen zweigeschossigen Fachwerkbau mit Feldsteinfundament. Fast 100 Jahre tat dieser schicke Bau seinen Dienst. Erst in der Zeit der DDR wurde er sich selbst überlassen. Die alte Bausubstanz konnte bei einer Sanierung im Jahre 1994 in Teilen erhalten werden.⁸⁹

Auch Vereine waren «zuständig» für Wohltätigkeit, Betreuung von Hilfsbedürftigen und Kranken. 1879 wurde der Vaterländische Frauenverein gegründet. Frau von Wedell leitete ihn zwanzig Jahre lang. Es gelang, ein Diakonissenheim in der Prenzlauer Klosterstrasse zu errichten, in dem die für den Dienst an Hilfsbedürftigen angestellten Schwestern lebten und Kranke aufnehmen und pflegen konnten. Innerhalb nur eines Jahres machten die drei Schwestern 5'400 Besuche, darunter 3'600 Krankenbesuche. Die Herberge zur Heimat organisierte im Winter einen Kaffee-Ausschank, die Tasse 3 Pf.

1894 kaufte der Verein das Haus Schulzenstrasse für eine Siechenstation, in der sechs Pflegerinnen arbeiteten. Weitere Pflegestationen wurden in Bergholz, Fürstenwerder, Brüssow etc. eingerichtet. 1904 schliesslich stellten sämtliche Gemeinden eigene Gemeindeschwestern ein. Während des Weltkrieges arbeiteten die Frauen des Vereins eng mit dem Roten Kreuz zusammen, sie kümmerten sich um die durchreisenden Soldaten auf dem Bahnhof, um Flüchtlinge und die Betreuung der Verwundeten in den Feldlazaretten. Diese Arbeit war selbstverständlich ehrenamtlich.⁹⁰

Eine alte Volksseuche neben Cholera, Typhus u.a. war die Tuberkulose, auch Schwindsucht genannt. Eine Medizin gegen diese Krankheit war damals nicht bekannt. Aufenthalt in sauberer Luft in hohen Lagen, d.h. im Gebirge galt als erfolgversprechende Therapie. Uckermärker in die Schweiz zu schicken war aber ein unerschwinglicher Luxus. Saubere Luft hatte man selbst im Übermass. So wurde 1902 in Hohenlychen bei Templin ein grosses DRK-Krankenhaus für Kinder und Frauen mit Hotel, Ärztesiedlung, Kindererholungsheim, Sanatorium und Helferinnenschule gegründet. Am Ende des Weltkrieges war es vorübergehend Lazarett.

Das im Dominikaner-Kloster in Prenzlau eingerichtete Krankenhaus erwies sich trotz der Umbauten als zu klein. Patienten mussten in andere Städte, nach Greifswald oder Stettin ausweichen. So entschloss sich der Stadtrat Ende 1924, ein neues modernes Kreiskrankenhaus zu bauen. Nach einer Bauzeit von nur 18 Monaten konnte es eingeweiht werden. Es war eines der modernsten Krankenhäuser in Deutschland.

Die soziale Frage

Soziale Probleme liessen sich kaum durch Mildtätigkeit allein lösen. Im 19. Jahrhundert setzte in den Städten Europas die Industrialisierung ein und veränderte das Leben der Menschen, vor allem in den Städten. Die Fabriken benötigten Arbeitskräfte, die vom Land in die Städte wanderten. Die Städte wuchsen, Häuser mussten gebaut werden für die Arbeiter, für die Werkstätten und Fabriken. Die technische und soziale Infrastruktur der Städte, d.h. Wasserversorgung, Abwasser, Licht, aber auch Verkehr, Märkte, Schulen, Kirchen und vieles mehr musste den neuen Bedingungen angepasst werden. Eine grosse Aufgabe für eine städtische Selbstverwaltung. In Berlin wurden in grossem Umfang sogenannte Mietskasernen nach dem Bauplan von Stadtbaurat James Hobrecht (1858) für die Arbeiterbevölkerung errichtet. Zu diesen Arbeitern gehörten auch Uckermärker, die in die Stadt abgewandert waren.

Die Arbeits- und Lebensbedingungen in den Fabriken und auf dem Bau waren noch nicht durch Gesetze geregelt. In Preussen hatte man allerdings schon frühzeitig einen Schutz der Kinder und jugendlichen Arbeiter verfügt (1839). Gearbeitet wurde allgemein zehn und mehr Stunden am Tag, der Lohn war extrem niedrig. Arbeitsschutz oder Versicherungen gab es nicht. Die Arbeiterfamilien lebten auf engstem Raum unter oft primitivsten hygienischen Verhältnissen. In den sogenannten Gründerjahren entstanden viele neue Unternehmen. Ganze Stadtteile wurden ‚über Nacht‘ errichtet. 1871 wohnten zwei Drittel der Berliner, d.h. 600‘000 Einwohner in Kleinwohnungen mit einem oder höchstens zwei Räumen mit durchschnittlich 7 Personen. 120‘000 Berliner lebten in Kellerwohnungen. Tuberkulose grassierte. Der Bevölkerungsdruck führte zu Mietwucher und Obdachlosigkeit. Als das Gründungsfieber verebte, wurden Arbeiter ins Elend entlassen.

Die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Arbeitern und Bürgertum wuchs. Die Spannungen machten sich Luft in Revolutionen, Unruhen und Streiks. Im Februar 1848 wurde das Manifest der Kommunistischen Partei von Karl Marx (1818-1883) veröffentlicht, in dem es hiess: «Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus.» Auf den Barrikaden von 1848 standen Handwerker und Arbeiter in vorderster Front. Sie organisierten sich in Arbeitervereinen und kämpften für den Achtstundentag.

Die ‚soziale Frage‘ nahm jedoch einen immer wichtigeren Platz in der Politik und öffentlichen Debatte ein. In den Reichstagswahlen, die nach dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht abgehalten wurden, wuchs der 1863 von Ferdinand Lassalle (1825-1864) gegründete Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV) von 3,2% (1871) auf 9,1% (1877). Die Agitation war aggressiv und fordernd. Für das Bundeslied des ADAV formulierte der Dichter Georg Herwegh:

«Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne Deine Macht!
Alle Räder stehen still,
wenn Dein starker Arm es will.
Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Not der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Not!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot.»

1871 kam es zu einem sechswöchigen Berliner Maurerstreik. Ein Zehnstunden-Tag war das Resultat. Im Herbst folgten die Zimmerleute diesem Beispiel.

Die bürgerlichen Parteien waren alarmiert. Im Oktober 1878 wurde das sogenannte Sozialistengesetz verabschiedet, das bis 1890 die Aktivitäten der Sozialdemokraten scharf kontrollierte bzw. verbot. Die Parteiorganisation und die Gewerkschaften wurden aufgelöst, ihre Zeitungen verboten, Tausende von Mitgliedern aus der Heimat vertrieben. Nach dem Ende des Verbotes wuchs die Bewegung rasch an. Mit dem Erfurter Programm (1891) erhielt sie ihren Namen: Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD). 1891 war die SPD mit 19,7% die stärkste Partei Deutschlands, 1912 mit 34,8% die grösste Fraktion im Reichstag. Neben der gemässigten parlamentarischen Fraktion der SPD gab es radikalere und gewalttätige Strömungen, die die Ängste und Vorbehalte der Konservativen nährten. Die ostentative Zurschaustellung von Reichtum durch die politisch und wirtschaftlich führenden Eliten wurden von diesen Gruppierungen als Provokation empfunden.

Auf den Druck dieser Bewegung reagierte der Reichskanzler Otto von Bismarck mit der Einführung des Krankenversicherungsgesetzes (1883), des Unfallversicherungsgesetzes (1884) und des Invaliditäts- und Alterssicherungsgesetzes (1889). Doch konnte das Einlenken Bismarcks die Bitterkeit über Verfolgung und Verketzerung der Sozialdemokraten nicht vergessen machen. Der autoritäre Staat war zum Feind geworden, das Verhältnis zu ihm und seinen Unterdrückungsorganen blieb von Misstrauen geprägt. Die Partei war auch in den Landtagen der Länder vertreten, nur in Preussen mit seinem nach dem Steueraufkommen gestaffelten Dreiklassenwahlrecht zog sie erst 1908 ins Abgeordnetenhaus ein.⁹¹

Deutschland wandelte sich von einem Agrar- zu einem Industrieland. Der landwirtschaftliche Sektor sank von 47% (1850) auf 23% (1913). Die Bevölkerung Deutschlands wuchs von 40 Millionen (1871) auf 67 Millionen (1914). Einen Beitrag zur Entwicklung der Wirtschaftskraft Berlins leistete auch die Uckermark. Sie lieferte z.B. die Ziegel, in langen nächtlichen Kolonnen führen schwer beladene Ochsespanne von den Ziegeleien aus allen Teilen der Mark in die Hauptstadt. Aus der agrarisch geprägten Uckermark wanderten die Männer in die grossen Städte, als Bauarbeiter, Zimmerleute oder ungelernete Arbeiter. Junge Frauen arbeiteten als Hausmädchen, Amme oder Marktfrau. Die jungen Männer, die allein kamen, hiessen Schlafburschen. Sie teilten sich mit anderen ein Bett, in dem sie umschichtig schliefen. Wenn sie sich in den Gewerkschaften oder in der Partei organisierten, gewannen sie an Selbstbewusst-

sein und bildeten sich fort in Abendschulen und Vereinen. Es gab eine proletarische Kulturbewegung mit eigenen Theatern und Bibliotheken. Arbeiter wählten sozialdemokratisch.

Der Gegensatz von Stadt und Land in Lebensform und Bewusstsein wuchs. Neuerungen aus der Stadt wurden in den Dörfern und Kleinstädten der Mark mit Misstrauen beäugt und abgelehnt. Alle schlechten Sitten kamen anscheinend aus der Stadt. Eine neue Mode war das Kino. «Auch bei uns in den Kleinstädten und auf den Dörfern ist es bald ebenso,» klagte 1913 das Evangelische Gemeindeblatt für Templin. «Zu uns kommen die wandernden Kinos, und was sie bringen, ist zumeist Schund- und Schandkunst. Man höre nur die ‚Schlager‘, wie sie in Templin und Lychen in den letzten Wochen zu sehen waren. Die Braut des Todes, Mädchen-Art, Im Strudel des Lebens (am Totensonntag!), Das gefährliche Alter. Das sagt doch genug. Wer wagt zu behaupten, dass diese Spiele bilden oder auch nur unterhalten wollen? Sie wenden sich an die niedrigsten Triebe der Menschen, sie zerstören das Gefühl für das Gute und Schöne, sie wecken die Lust am Gemeinen.»

Als Bismarck auf dem Lande eine Selbstverwaltung nach städtischem Vorbild einführen wollte, protestierten die Junker im Herrenhaus. Die gutsherrliche Polizeigewalt galt noch immer auf den Dörfern und sollte nun durch gewählte Dorfschulzen und Schöffen abgelöst werden. Die neue Ordnung entspräche nicht den Bedürfnissen des platten Landes, hiess es. Doch der Kaiser setzte sich durch, indem er das Herrenhaus durch zwanzig neue Mitglieder erweiterte. Für eine echte Selbstverwaltung waren die Dörfer allerdings oft zu klein. Der Unterschied zwischen Stadt und Land blieb bestehen. Die Kreistagswahlen fielen wie vordem nach den Wünschen der Gutsbesitzer aus. Der Landarbeiter galt als obrigkeitgläubig, und «gegen den Landrat, den Oberpräsidenten oder gar einen königlichen Prinzen zu stimmen, sind Unternehmungen, die ihm auch bei geheimer Abstimmung respektwidrig erscheinen».⁹² Auch die Arbeitsverfassung blieb erhalten. Tarifliche Lohnabsprachen gab es erst sehr viel später. Der Lohn des Landarbeiters bestand im Wesentlichen aus Deputaten, freier Wohnung und geringem Bargeld. Gegen ihren Dienstherrn hätten sie sich nicht gestellt. Noch lange galt auf dem Land das Wort Sozialdemokrat als Schimpfwort.

Natur und Heimat

«Von meiner Reise lässt sich diesmal nichts sagen», schrieb der Dichter Heinrich von Kleist (1777-1811) seiner Braut Wilhelmine von Zenge aus Pasewalk. «Ich bin durch Oranienburg, Templin und Prenzlau hierhergekommen, ohne dass sich von dieser ganzen Gegend etwas Interessanteres sagen liesse, als dieses, dass sie ohne Interesse ist. Da ist nichts als Korn auf Sand, oder Fichten auf Sand, die Dörfer elend, die Städte wie mit dem Besen auf ein Häufchen zusammengekehrt.»⁹³ Das war im Jahre 1800. Hat sich unsere Wahrnehmung verändert? Hat sich die Uckermark verändert?

Landschaft ist ein Hauptwort in der Uckermark. Manche Ausblicke in die uckermärkische Landschaft erwecken den Eindruck, als habe auch hier – wie in Görldorf – der Landschaftsgestalter Peter Josef Lenne seine Hand im Spiel gehabt. Die ganze Uckermark ein Park. Neuerdings spricht man von der sommerlichen Uckermark sogar als der Toskana Deutschlands. Grosse Teile des Kreises sind nach 1990 zu Naturparks erklärt worden, die eine «sanfte» Nutzung garantieren sollen.

Die uckermärkische Landschaft ist vielgestaltig und abwechslungsreich. In ihrer Mitte verläuft von Süd nach Nord das Uckertal mit seinen langgestreckten Seen. Der Nordwesten, das sogenannte Strasburger Stufenland, mit bewaldeten Höhen von über einhundert Metern, erstreckt sich mit Seen über Parmen und die Zerwliner Heide zum Prenzlauer Stadforst. Sehr viel fruchtbarer ist der Brüssower Schild nördlich von Prenzlau Richtung Stettin mit seinen Lehmböden, die sich für Zuckerrüben, Weizen und Tabak eignen. Das eigentliche Tabak-Anbaugebiet liegt um Löcknitz, Gartz und Schwedt. Weiter südlich von Schwedt finden wir die Angermünder und Grimnitzer Seenplatte, die bis in die Schorfheide hineinreicht. Die Schorfheide, eine «der herrlichsten und wildreichsten Wälder unseres Vaterlandes», wie der Heimatautor Heuer schreibt, war und ist ein bevorzugtes Jagdrevier von Königen, Politikern und anderen Prominenten. Wildreich ist es auch deshalb, weil es eingezäunt war und weil das Wild gefüttert wurde. Westlich der Schorfheide liegt die besonders reizvolle walddreiche Tempeliner Seenplatte, die an Mecklenburg grenzt.

Die Oder ist die östliche Grenze des Kreises und heute auch der Republik, jenseits liegt heute Polen. Bevor das Oderbruch im 18. Jahrhundert entwässert wurde, floss die Oder in vielen Armen am Ostrand der Angermünder Seenplatte durch ihr Urstromtal. Es war wie das Randowbruch östlich von Brüssow und Löcknitz eine fast unzugängliche Sumpflandschaft und ein Paradies für Tiere aller Art. An seinen Ufern liegen heute fruchtbare Felder, geschützt hinter Deichen. Oder und Havel liess bereits Joachim Friedrich 1606 durch einen Kanal, der die natürliche Finow-Senke nutzte, verbinden. Im Verlauf des Dreissig-



Landschaft Uckermark

jährigen Krieges verfiel er. Nach mehreren Versuchen, das Problem des Gefälles zwischen Oder und Havel durch Schleusen zu lösen, konnte 1880 ein Kanal in der heutigen Gestalt eröffnet werden. Ein gigantisches Schiffshebewerk überbrückt den steilen Abstieg des Kanals zur Oder bei Hohenfinow.

Uckermärkische «Heimat» und «Heimatliebe» spielte seit dem späten 19. Jahrhundert in der Lokalpolitik, im öffentlichen Bewusstsein, in Publikationen und Pamphleten eine wachsende Rolle. Der Drucker und Mitbegründer des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins in Prenzlau August Mieck z.B. forderte eine stärkere Einbindung von Heimatkunde in den Schulunterricht, «denn die Kenntnis der Geschichte der Heimat bildet die Voraussetzung für das Gefühl der Zugehörigkeit zum Staatsganzen.»⁹⁴ Es gab da offensichtlich ein Defizit, das die Druckerei Mieck mit ihren Schriften kompensieren wollte. So erschienen hier u.a.: E.Weitland, *Blicke in das Volksleben der Uckermark*. Ein Beitrag zur Pflge der ländlichen Eigenart und des Heimathgefühls. Prenzlau 1912. Das Monatsblatt der evangelischen Kirchengemeinde Thomsdorf hiess *Heimatklänge* (1908-1911). Die Propagierung von «Heimatliebe» wollte die Abwanderung vom Lande verhindern, angesichts von Industrialisierung und Verstädterung das «gesunde» Landleben aufwerten, das Zusammengehörigkeitsgefühl der «Bauern» stärken und die Wiederbelebung von dörflicher Eigenart und Volkstum fördern.

Der Uckermärker bedurfte und bedarf in dieser Frage jedoch nicht wirklich einer Belehrung, er liebt seine Heimat, aber er macht nicht viele Worte. Max Lindow sagt im Uckermärker Lied, was er von seiner Heimat hält, knapp und auf Platt:

«Wat is't för'n Land!
Böm an de Kant,
Eeken in d'Heid,
Veh up de Weid!
Schön is un stolt un stark.
uns leev oll Uckermark!

Un sin wi krank?
Nä, Gott sei Dank,
deep in den Grund,
sind wi gesund!
Jeder geht gern an't Wark
För uns's leev Uckermark!

Grön steiht de Soot!
'tgiffwedder Brot!
Hinner den Gor'n
Ruscht ball dat Kor'n.
Nehmt Plog un Seiss un Hark,
Arbeit't in d' Uckermark.

Plattdütsches Woort!
Olldütsche Ort!
Ehrlich un trü – So blieven wi,
Bet wi in unsen Sark
Schlopen in d' Uckermark!»⁹⁵

Kirchliche Kreise, denen Landflucht, Sittenverfall, Alkoholismus und andere ländliche «Krankheiten» grosse Sorgen bereiteten, waren auch im Rahmen der Inneren Mission bemüht, diese Heimatliebe noch zu fördern. In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg entstand eine neue Bewegung um Die Dorfkirche, die auch in den Pfarrhäusern der Uckermark Anhänger fand. Eine Zeitung gleichen Namens sowie Sonderdrucke zu Fragen des kirchlichen Dorflebens stellten Themen wie Heimatverbundenheit, ländliche Sitte und Kirchenarbeit in den Mittel-

punkt der dort veröffentlichten Aufsätze und Predigten. Ähnlich formulierten Pfarrer ihre Beiträge in ihrem *Evangelischen Gemeindeblatt* 4, 1914, wie z.B. im Kirchenkreis Templin: «Uns Deutschen aber liegt die Liebe zur Heimat im Blut.» In Vereinen für Jungfrauen und Jungmänner wurde Heimatliches gepflegt, im Hoffungsbund dem frühen Genuss von Alkohol unter Kindern und Jugendlichen entgegengewirkt. Das Thema der Kreissynode im Sommer 1914 hiess «Kirche und Vaterland». Es wurde beschlossen: «Die Kirche muss Heimatliebe wecken und pflegen, auf das gesamte Volk einwirken durch Jugendpflege, Predigt, Familienabende, gute Bücher und Zeitungen, Beeinflussung der Vaterländischen Vereine, Gründung von Arbeitervereinen und Unterstützung von Vereinen, welche die grossen Volksnöte Unzucht und Trunksucht bekämpfen.» Darüber hinaus wurde die Pflege der deutschen Sprache, die Vermeidung von Fremdwörtern und die Erhaltung des Volkstums angemahnt. In derselben Diskussion wurde die Ablehnung der genossenschaftlicher Raiffeisenkassen in den Dörfern bemängelt. «Das alte dörfliche Misstrauen, der Neid, der anderen Besseres nicht gönnt, ist noch nicht überwunden. Hier liegt auch mit ein Grund für die beklagenswerte Landflucht, die strebsame Leute fortreibt.» Heimat und Volkstum gehörten auch bevorzugt zum Sprachgebrauch völkischer Literatur noch bevor es die NSDAP gab. Sie griff diese Tendenz auf und pervertierte sie in der «Blut und Boden»-Theorie.

Der Erste Weltkrieg (1914-1918)

Im Vorfeld des Krieges war viel die Rede von ihm, in Briefen, Reden, Zeitungsartikeln: Der Krieg sei «die hehrste und heiligste Äusserung menschlichen Handelns» und «der Heilbringer»: «Verlachen wir also aus vollem Halse alte Weiber in Männerhosen, die den Krieg fürchten und darum jammern, er sei grausig oder hässlich. Nein, der Krieg ist schön. Seine hehre Grösse hebt das Menschenherz hoch über Irdisches, Alltägliches hinaus.(...) Auch uns erwarten solche Stunden. Wir wollen ihnen entgegengehen mit dem männlichen Wissen, dass es schöner, herrlicher ist, nach ihrem Verklingen auf der Heldentafel in der Kirche ewig fortzuleben als namenlos den Strohtod im Bett zu sterben. (...) Deutschland allein muss nach einem Krieg leben, blühen und gedeihen.» Gegen wen sollte es gehen? Gegen England, Frankreich oder Russland? Der Friede hatte schon zu lange gewährt. Auf diesen Krieg wollte die Regierung vorbereitet sein, indem sie aufrüstete. Der Presse aber wurde der Auftrag erteilt, den Krieg «volkstümlich» zu machen, damit «die Nation einmütig und begeistert zu den Waffen greift».⁹⁶ Diese Strategie der militärischen Führung des Heeres zahlte sich aus.

Die Menschen in der Uckermark begrüsst im August und September 1914 den Krieg nicht anders als in anderen Teilen Deutschlands. Auch sie jubelten und eilten zu den Fahnen. Der Anlass zum Krieg war die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand durch einen Serben in Sarajewo. Österreich erklärte Serbien, Russland Österreich den Krieg. Der Kaiser hielt zum Bündnispartner Österreich. Angesichts der Feinde des Deutschen Reiches, die – wie es hiess – «mit Tücke, Hass und Hochmut» deutschen Wohlstand und deutsche Kultur für immer vernichten wollten, musste es angeblich so kommen. «Unser geliebter Kaiser hat getan, was er konnte, dem Krieg zu wehren», schrieb im September der Superintendent Schuchardt ins Templiner Gemeindeblatt. «Es war nicht möglich. Da ist er vor sein Volk hingetreten und hat es aufgerufen: Ihr deutschen Stämme, waret eure heiligen Güter. Und was kaum einer zu hoffen gewagt hatte, das ist geschehen: das ganze Deutschland, Hoch und Niedrig, Arm

und Reich steht hinter seinem Kaiser. Eine Begeisterung lodert durch das ganze Volk. Der Geist der Väter von 1812/1813 ist wieder erwacht.» Es war sogar wieder die Rede von einem «heiligen Krieg».

Die ersten Gefallenen vom 6. August 1914 waren der Leutnant Walter Mayer und der Fahnenjunker Adolf Heinrich Graf von Arnim, ältester Sohn und Erbe von Boitzenburg. In Hohenlychen und im Kreiskrankenhaus von Templin wurden Lazarette eingerichtet. Zu Weihnachten 1914 war die Liste der Gefallenen lang. Im Februar 1915 hiess es im selben Blatt: «Wann ist der Krieg zuende? (...) Wir haben ja alle Sehnsucht nach dem Frieden. Die Opfer werden immer schwerer, jeder Tag bringt neue Verluste. Wie eine schwere Wolke liegt die Trauer über unserem Vaterlande. So viele der Besten sind dahingesunken.» Im August 1915 waren es 1'050 Gefallene im Kirchenkreis Templin! Es sollten noch viel mehr werden.



Prenzlau; 64er Soldaten des Ersten Weltkrieges

Das Elend des Krieges mobilisierte nicht nur die Kräfte des Staates und seiner Bürokratie, sondern auch die von Bürgern, die helfen wollten, das Elend zu lindern und Abhilfe zu schaffen. Das Rote Kreuz spielte hier eine besonders aktive Rolle. Joachim von Winterfeldt-Menkin übernahm 1902 zunächst den Männerzweigverein des Roten Kreuzes in Prenzlau, von 1904-1912 war er Stellvertretender Vorsitzender des Provinzialvereins für die Provinz Brandenburg. Besonders verdient machte er sich dann um die Kriegsbeschädigtenfürsorge, eine Aufgabe, die angesichts der Verletzung von Kriegsoffizieren bereits im ersten Kriegsjahr aktuell wurde. Im September 1915 wurde ein Reichsausschuss der Kriegsbeschädigtenfürsorge gegründet, der sich über Unterausschüsse mit den vielfältigen Problemen von Kriegsversehrten befasste. Er sorgte dafür, dass die verletzten und erkrankten Männer mit Arm- und Beinprothesen, ärztlichen Behandlungen und Kuren versorgt wurden. Erst dann konnte den Versehrten eine Rückkehr ins Berufs- und Arbeitsleben ermöglicht werden. Das Modell wurde von Preussen auf das ganze Reich ausgedehnt. In einem Vortrag vor der Deutschen Gesellschaft betonte Winterfeldt, «dass der ganze amtliche Fürsorgeapparat sich auf Freiwilligkeit aufbaut». Diese wichtige Leistung wurde in Selbstverwaltung der Kommunen erbracht.⁹⁷1921 wirkte er massgeblich an der Vereini-



Auf Wanderschaft:
Der Landstreicher
'Hunde-Wilhelm', 1922

sammelten. In Prenzlau wurde 1919 anstelle der Korrigendenanstalt ein solches Wanderarbeiterheim vom Landesdirektor eingerichtet. Die Anstalt verfügte über 128 Hektar Land, das Provinzialgut Leistenhof, das 40 Arbeiter gemeinsam bewirtschafteten.

Die Junker

Mit dem Ende des Krieges kam auch das Ende der Monarchie, des deutschen Kaiserreiches. Schon lange vor dem Fall der Monarchie hatten Kritiker den zu starken politischen Einfluss der ostelbischen Junker auf die Politik der Regierung beklagt. Die Bezeichnung Junker bedeutete ursprünglich «junger Edelmann». Im Vormärz wurde sie von Liberalen spöttisch auf reaktionäre Grossgrundbesitzer gemünzt. «Junker» oder «Landjunker» meint aber auch jenes Klischee eines Grundbesitzers, der nach einer meist kurzen militärischen Karriere auf sein Gut zurückkehrte, dessen mittelgrosser Betrieb krisenanfällig und verschuldet war, dessen Söhne ebenfalls eine militärische Laufbahn und eine möglichst wohlhabende Gattin anstrebten, Männer also mit einem beschränkten Horizont und politisch konservativer Einstellung. «Der durchschnittliche Landjunker war geistig nie sehr anspruchsvoll gewesen. Eine landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Spezialausbildung war meist unüblich gewesen.» Er las kaum mal ein Buch, wohl eher eine Jagdzeitschrift. Selten die Bibel. So urteilt Görlitz.⁹⁹

Während die wirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft allmählich zurückging, blieb die politische Macht der preussischen adligen Grossgrundbesitzer, die ihren ursprünglich ethischen Charakter weitgehend eingebüsst hatten, überproportional erhalten. Im Verständnis der Nachkriegszeit wurde «das Junkertum» für die ausgebliebene Modernisierung und Demokratisierung des deutschen politischen Systems verantwortlich gemacht. Dem schloss sich der Vorwurf an, die enge Verzahnung ihrer Interessen und ihre Identifikation mit der Monarchie und deren Kriegszielen habe den Untergang des deutschen Reiches mit zu verantworten. Schon im 19. Jahrhundert standen die Junker in der Kritik. Verglichen mit dem dünnelhaften sächsischen Adel besäßen die Ostelbier nach Theodor Fontane zwar «eigentlich einen flotten, fidelen Zug». Aber sie hätten die neue Zeit nicht begriffen. «Anachronismus innerhalb der gesamten Anschauungswelt.» Man kannte das von 1848.¹⁰⁰ Gegen Ende des Jahrhunderts fand er sogar, dass man auch ganz gut ohne ihn auskommen könne. Der Adel sei museumsreif.¹⁰¹

Nachdem 1945 mit der Besetzung Osteubiens durch die Rote Armee auch das Ende «der Junker» gekommen war, wurde diese Gruppe von Grundbesitzern zu einem zentralen Gegenstand der sozialistischen Geschichtsschreibung. In Filmen und Schulbüchern der DDR entstand im ‚Junker‘ ein Feindbild, das vor Vereinfachung und Geschichtsfälschung nicht zurückschreckte. Sie wurden als eine geschlossene Gruppe von adligen Ausbeutern und Reaktionären dargestellt.¹⁰² Neuere Studien haben inzwischen ein differenzierteres Bild des Adels und «der Junker» entworfen.

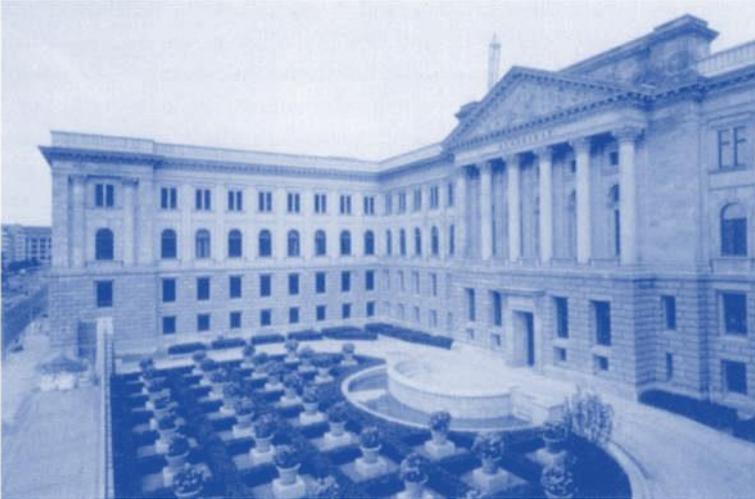
Auch in der Uckermark gab es sie – als Mitglieder des Herrenhauses, als Grundbesitzer und Arbeitgeber und als Patrone ihrer Dorfkirchen. Sie waren als Einzelne und als soziale Gruppe sichtbar, sie agierten nicht nur als Unternehmer auf ihren Gütern, sie vertraten deutlich ihre Interessen in politischen Vereinen und Gremien. Nicht alle Junker waren adlig, als Junker bezeichneten sich auch bürgerliche Grossgrundbesitzer konservativer Einstellung. Der Anteil des Adels in der Uckermark machte Ende des 19. Jahrhunderts etwa ein Drittel der Grossgrundbesitzer aus.

Anders als in Teilen der öffentlichen Wahrnehmung fiel das Selbstverständnis des Adels aus, für das ein Brief des Grafen von der Schulenburg aus dem Jahr 1911 an seinen Vetter Dietlof Graf Arnim-Boitzenburg stehen mag. Angesichts einer ungewissen Zukunft schreibt er: «Umso mehr werden wir darauf angewiesen sein, dass Männer Deiner Art ihren festen streng konservativen Standpunkt nicht nur unten (d.h. in Boitzenburg), sondern vor allem auch Oben

[in Berlin, Anm. K. S.] zum Ausdruck bringen. Die Regierung eines grossen Volkes kann in ihren Grundzügen nur konservativ sein, wenn nicht die alte Pietät und die Jahrhunderte langen Traditionen christlicher und monarchischer Gesinnung ganz verloren gehen sollen. Das allmähliche Rutschen nach links führt zunächst zu einer liberalen Gesetzgebung, dann zum Umsturz der Autorität, zur Entsittlichung und Verwilderung des Gefühls und schliesslich zur Revolution und Republik.»¹⁰³

Dass gerade die Aussenpolitik des Monarchen und ein daraus resultierender Krieg das Land in diesen Abgrund führen würde, daran hätte wohl niemand zu diesem Zeitpunkt glauben mögen. Der kollektive Vorwurf trifft insbesondere die Mitglieder des Preussischen Herrenhauses, den ständischen Vertretern des Adels, die nach 1854 in der Mehrheit dem Grundadel, verstärkt von den sogenannten Grand Seigneurs des Hochadels, entstammten. Das bürgerliche Element aus Städtevertretern und Universitätsprofessoren befand sich in der Minderheit: Von den ca. 1'300 Mitgliedern (1854-1918) waren 66,5% altadelig und 25,5% bürgerlich. Den Kern des Herrenhauses bildete der ritterschaftliche Grundadel (Junker). Bürgerliche, die erst seit 1807 Güter erwerben konnten, blieben bis 1865 ganz ausgeschlossen vom Kreis der Wahlberechtigten. Der Kreis der Mitglieder des Herrenhauses war über verwandtschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen eng mit dem höheren Beamtentum und dem Offizierskorps verbunden. Die Nähe zum Militär definierte das «heroische» Selbstverständnis des Adels. Im Unterschied zu schwer verschuldeten Gütern, die unter Agrarkrisen deutlich litten und häufig ihren Besitzer wechselten, galt der Besitz von Mitgliedern des Herrenhauses als wirtschaftlich gefestigt und aufgrund einer Fideikommiss-Verfassung als nicht verschuldbar. Die Verschuldung dieser Güter resultierte weniger aus mangelhafter Bewirtschaftung als aus Kauf- oder Erbschulden.

Zukunfts- und Verlustängste waren also weniger einer persönlichen Wirtschaftsmisere geschuldet als gesamtgesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen. Verstärkung und damit die verbundene Landflucht und wachsender Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft, ein freier Gütermarkt, schwankende Preise, schwindende Steuerprivilegien und der sichtbare Aufstieg von bürgerlichen Berufsgruppen in Technik und Wirtschaft beunruhigten die in ihrem Denken verharrende, ländlichkonservativ orientierte Elite. Die jahrhundertalte privilegierte politische Machtposition des preussischen Adels drohte ins Wanken zu geraten. Diese Ängste unterstützten eine kastenartige Abschottung in exklusiven Clubs, Salons und Vereinen und eine Politik, die Veränderungen und Modernisierung blockierte. Dem Herrenhaus wird darum die Rolle



Das Preussische Herrenhaus in Berlin

einer «Vetomacht» angelastet, die eine Demokratisierung der deutschen Gesellschaft nach dem Muster anderer europäischer Nationen (z.B. England) verhinderte.¹⁰⁴

Eine wichtige Rolle spielte der Bund der Landwirte (BdL), der die Interessen der Agrarwirtschaft vertrat. Zu 75% bestand die Mitgliedschaft des Vereins aus Kleinbauern, nur 1% machten die ostelbischen Grossagrarien aus. Durch sie wurde der BdL zu einem antisozialistischen Agitationsverein mit wirkungsvoller Presse- und Parlamentsarbeit. 1898 waren z.B. 118 der 397 Reichstagsabgeordneten aus fünf Parteien dem BdL verpflichtet, 76 waren selbst Mitglieder. Im Preussischen Abgeordnetenhaus (1908) waren ein Drittel bis mehr als die Hälfte der Abgeordneten dieser Lobby verbunden. Über seine ideologischen Inhalte vermochte der BdL weite Kreise des Mittelstands zu integrieren. Diese Ideologie verband einen militanten Neokonservatismus mit einem Sozialdarwinismus und einem «modernem Antisemitismus».¹⁰⁵ «Die landwirtschaftliche Notlage» war die Grundlage für die Forderungen nach immer neuen Subventionen, bzw. garantierten Getreidepreisen und Einfuhrzöllen, «öffentlichen Wohlfahrtsleistungen, die der Landwirtschaft als dem ersten und wichtigsten Stand in einem organisch und berufsständisch begriffenen Wirtschaftsgefüge» zugute kamen.¹⁰⁶ Diese umstrittenen Schutzzölle (1880), die stetig erhöht wurden, betrafen Getreide, Vieh, Tabak, Eisen etc. und kamen auch der Schwerindustrie zugute. Schutzzölle waren allerdings nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Staaten Europas üblich. Sie blieben auch nach einer Erholung der Wirt-

schaft erhalten. Diese Politik richtete sich gegen die Städte und den Liberalismus, der verantwortlich gemacht wurde für all das, was die Konservativen fürchteten: Demokratie, Freihandel, die Arbeiterbewegung, «das internationale Judentum» und eine städtische Kultur. An der Schutzzollpolitik wurde auch dann noch festgehalten, als 1911 aufgrund einer schlechten Ernte nur eine Einfuhr billiger Auslandsprodukte eine Notlage verhindern konnte. Es kam zu einer Lebensmittelteuerung und zu deutlicher Missstimmung in der Bevölkerung. Die Sprache der Konservativen war «höllisch scharf» und polarisierte die deutsche Gesellschaft der Vorkriegszeit. In der Aussenpolitik wurde der Ton grossspurig und aggressiv. Das Wort ‚Krieg‘ wurde mit demagogischer Leichtfertigkeit im Munde geführt. Ein Krieg könne die «hinreissende vaterländische Begeisterung» schaffen, um die Krise – d.h. die Wahlschlappe der Konservativen von 1912 – zu überwinden. Er wurde geradezu herbeigeredet.¹⁰⁷

Der Bund der Landwirte verlor im Weltkrieg an Boden. Mit dem Reichslandbund (RLB) (1920) wurde die Tradition und das politische Programm wieder aufgenommen. Im Unterschied zum zentralistisch organisierten BdL erhielt der RLB eine föderative Struktur. Die hier gepflegte antidemokratische Haltung ihrer Führung prägte das politische Klima der Weimarer Republik.¹⁰⁸

Malinowski weist in seiner Studie darauf hin, dass die politische adlige Elite weder geeint noch stark war und dass gerade ihre Schwäche und Unfähigkeit, einen kompromissfähigen Konservativismus zu entwickeln und diesen der völkischen Radikalisierung von Politik und Gesellschaft wirksam entgegenzustellen, ihr eigentliches Versagen ausmacht. Der militärisch geprägte preussische Adel hatte bereits im 19. Jahrhundert einen durch Krieg und Revolution beschleunigten sozialen Abstieg erfahren und in seiner politischen Radikalisierung die Tradition des Adels ausgehöhlt und zerstört. Nicht anders als weite Teile des Bürgertums öffneten sich die Mitglieder dieser desorientierten sozialen Gruppen dem Werben der Nationalsozialisten.¹⁰⁹

Die Nachkriegszeit

An der Heimatfront kam es im Laufe des letzten Kriegsjahres 1918 zu Auflösungsanzeichen: Streiks brachen aus, die Matrosen in den Kriegshäfen rebellierten, eine Revolution zeichnete sich ab. Der Reichskanzler Maximilian Prinz von Baden (1867-1929) drängte den Kaiser zum Rücktritt, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, und erklärte diesen an seiner Statt am 9. November 1918, als der



Friedrich Ebert vor dem Reichstag

Kaiser noch immer zögerte. Damit kam das 1871 gegründete Deutsche Kaiserreich und die Herrschaft der Hohenzollern zu einem unrühmlichen Ende. Am selben Nachmittag rief Philipp Scheidemann (SPD) die «Deutsche Republik» aus. Der Sozialdemokrat Friedrich Ebert (1871-1925) wurde ihr erster Reichskanzler, der aber schon am 10. November die Regierungsmacht an den «Rat der Volksbeauftragten» übergab, einer paritätisch aus Vertretern der Mehrheitssozialdemokratie und der abgespaltenen Unabhängigen Sozialdemokratie zusammengesetzten revolutionären Regierung. Die Leitung übernahmen gleichberechtigt Friedrich Ebert (MSPD) und Hugo Haase (USPD). Am 11. November wurde der Waffenstillstand mit den Siegermächten unterzeichnet. Per Proklamation gab der Rat der Volksbeauftragten am 12. November der deutschen Bevölkerung eine Garantie politischer Freiheiten wie freies Wahlrecht und freie Meinungsäußerung und die Aussicht auf eine sozialistische Sozialpolitik bekannt. Vom 16.-19. Dezember 1918 tagte ein Reichskongress der im ganzen Reich gewählten Arbeiter- und Soldatenräte, in deren Verlauf sich die politische Zielsetzung der SPD, ein demokratischer Rechtsstaat, gegen die von einer Minderheit Radikaler propagierte Räterepublik durchsetzte. Ende Dezember wurde die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) gegründet. Die Unruhen im Lande, die Meuterei der Matrosen und der bewaffnete Spartakus-Aufstand Anfang Januar 1919 zwangen

die «Reichsregierung» Ebert, wie sich der Rat der Volksbeauftragten nach dem Bruch der Zusammenarbeit durch die USPD am 28./29. Dezember nannte, die Armee zur Hilfe zu rufen, wollte sie nicht den Sturz der Regierung riskieren. Das aus Prenzlau nach Berlin beorderte Regiment Nr. 64 wurde schon unterwegs entwaffnet. Im Zusammenhang mit der Besetzung Berlins durch das Militär wurden die Vertreter der KPD, Rosa Luxemburg (1871-1919) und Karl Liebknecht (1871-1919), nach ihrer Verhaftung durch Offiziere am 15. Januar 1915 brutal ermordet.

Am 19. Januar 1919 fand die Wahl zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung statt. Die SPD erhielt 37,9% der Stimmen. Sie war damit zwar die stärkste Fraktion, hatte aber keine Mehrheit. Friedrich Ebert wurde zum vorläufigen Reichspräsidenten gewählt, Philipp Scheidemann (1865-1939) zum Reichskanzler.

Der erste Ministerpräsident (SPD) des Freistaates Preussen war der Prenzlauer Paul Hirsch (1868-1940). Von 1908 bis 1933 war der Journalist Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses, ab 1911 Fraktionsvorsitzender der Sozialdemokraten. Als preussischer Ministerpräsident war er auch für das Innenressort verantwortlich und damit für Ruhe und Ordnung in den schwierigen Nachkriegsjahren. Nach dem Kapp-Putsch 1920 musste er zurücktreten. Schon am 15. November 1918 wurde das Preussische Herrenhaus abgeschafft. An seine Stelle trat der Staatsrat, deren Mitglieder von den Provinziallandtagen bestellt wurden. Ende 1920 erhielt Preussen eine neue Verfassung, mit der das ungeliebte Dreiklassenwahlrecht abgeschafft wurde.

Am 6. Februar 1919 trat die Verfassungsgebende Deutsche Nationalversammlung in Weimar, fern der unruhigen, ja bedrohlichen Hauptstadt Berlin, zusammen. Das Ergebnis war nach heftigem Streit die Verfassung von Weimar (31. Juli 1919). Sie sah u.a. eine Direktwahl des Reichspräsidenten vor. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht mit dem Verhältniswahlrecht wurde eingeführt. Damit war den Gründern der Republik die Demokratisierung des deutschen Staates, wenn auch nicht der Gesellschaft gelungen.

Währenddessen wurde der Versailler Friedensvertrag in Paris ohne Mitwirkung Deutschlands verhandelt und der deutschen Reichsregierung im Juni 1919 zur Unterschrift vorgelegt. Er enthielt den so genannten «Kriegsschuldartikel», der Deutschland für den Ausbruch des Krieges allein verantwortlich machte. Weiterhin forderte er die Abtretung von Gebieten an Belgien, Dänemark, Frankreich, Litauen und Polen, im Wesentlichen ohne Abstimmung der betroffenen Bevölkerungen, den Verlust der Kolonien, Reduzierung des Heeres und Verbot der Rüstung, und schliesslich die Zahlung hoher Reparationen für

die Schäden der Siegermächte. Die Stadt Danzig wurde dem Völkerbund unterstellt. Diese Forderungen lösten einen Sturm der Entrüstung nicht nur unter national-konservativen Politikern, sondern auch unter Sozialdemokraten aus, die gehofft hatten, mildere Bedingungen für die Errichtung einer Republik zu erhalten. Philipp Scheidemann weigerte sich zu unterschreiben und trat zurück. Nach Ablauf eines Ultimatums wurde der Vertrag am 28. Juni 1919 von Reichsauswärtigenminister Hermann Müller (1876-1931) unterzeichnet.

Auch in der Uckermark war man über das Verfahren und das Ergebnis der Versailler Verhandlungen empört. Der Unmut machte sich in der lokalen Presse Luft. Der Vertrag wurde als Diktat verstanden und vehement als Demütigung abgelehnt. Er verstärkte die Ressentiments und Vorurteile gegenüber den deutschen Nachbarn, vor allem gegen Franzosen und Polen, aber auch gegen die eigene Regierung, der man die Verantwortung dafür zuschob.

Die Deutsch-Konservativen, für die die Abdankung und Flucht des Kaisers, die Abschaffung des Adels und seiner ständischen Vertretung im Preussischen Herrenhaus ein Trauma bedeutete, sahen den Augenblick für die Gründung einer konservativen Volkspartei gekommen. Ihre zentrale Forderung war die Wiedereinführung der Monarchie. Der Reichstagsabgeordnete Hermann Dietrich-Metzeltin (1856-1930) und der Landesdirektor Brandenburgs Joachim von Winterfeldt-Menkin waren unter den Gründungsmitgliedern der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP). Die SPD bildete zwar die stärkste Fraktion im Reichstag und stellte mit Friedrich Ebert den Reichspräsidenten, mit Philipp Scheidemann den Ministerpräsidenten (wenig später in Reichskanzler umbenannt), dies jedoch zu einer Zeit, als geordnete Verhältnisse im Nachkriegsdeutschland noch nicht gegeben waren. Während der Rebellion von Arbeiterräten war die demokratisch gewählte Regierung auf den Schutz des konservativ autoritären Militärs angewiesen. Im Gegeneinander fanatisierter Gruppen von Links und Rechts wurde sie zerrieben. Eine weitere schwerste Belastung war der Friedensvertrag zu Versailles. Der Einfluss der Rechtsparteien in den Landkreisen wuchs aufgrund einer aktiven Hetze gegen «Zwangswirtschaft», «Sozialisierung» und den «jüdisch-marxistischen Klassenkampf». Die anti-gewerkschaftliche Propaganda war häufig durchsetzt mit antisemitischen Losungen. 1919 und in den folgenden Jahren kam es in vielen Orten Brandenburgs, Mecklenburgs und Pommerns zu Streiks, die durch Arbeitszwang, Versammlungsverbote und Verbot von Zeitungen gebrochen wurden. In Mecklenburg wurden Gutсарbeiter, die Streiks anführten, von privaten Milizen ermordet.¹¹⁰

Während sich in den Städten und einigen Dörfern die Industrie- und Landarbeiter organisierten, herrschte in Gutsdörfern jedoch oft noch der alte Geist. So in Kröchlendorff, wo das Dorf mit dem Gutsherrn gemeinsam das Dienstjubiläum von lang gedienten Arbeitern feierte. «In seiner schlichten herz-wärmenden Art begrüßte Arnim seine Leute und wies auf das gute Einvernehmen hin, das das langjährige Arbeitsverhältnis beseelt habe.»¹¹¹ Er dankte für all die Treue in den vergangenen Jahren. Die Landwirtschaftskammer stiftete den Jubilaren Medaillen und Diplome. Danach sang das Damenquartett mit Pfarrer Peters Lieder.

Unter der Bauernschaft war anderenorts die Rolle des Grossgrundbesitzes umstritten, man wollte sich auf Kreisebene nicht mehr von ihm vertreten sehen. Im Provinziallandtag sass z.B. bis 1926 kein Arnim mehr. Die Grossgrundbesitzer verschwanden natürlich nicht aus der Politik der Republik, aber ihre Vormachtstellung war gebrochen. Einige der Organe, in denen sie ihre Interessen zu vertreten suchten, waren die Landbünde und die Kreistage. In Templin kam es 1921 zu einem beispielhaften Konflikt innerhalb des Kreislandbundes um die Kandidatur von Dietlof Graf Arnim-Boitzenburg. 85% seiner Mitglieder bestanden aus Klein- und Mittelbauern, nur 7% aus Grossgrundbesitzern. Der angesehene und altgediente Politiker und ehemalige Präsident des Preussischen Herrenhauses wurde nicht mehr als Vertreter «der Landwirtschaft» für die Kreistagswahl aufgestellt und trat aus Protest gegen diese «Ungeheuerlichkeit» aus dem Templiner Landbund aus. Arnim schien fest davon überzeugt, dass die Rettung Deutschlands nur durch einen «Hoheitsstaat» erfolgen konnte, «und der ist nach Einstellung des deutschen Charakters nur unter der Monarchie möglich», wie er in einem Brief an von Brüneck-Trebnitz, dem Vorsitzenden des Brandenburgischen Landbundes, am 4.5.1926 schrieb.¹¹² Adlige und auch Teile des Bürgertums verstanden sich im Allgemeinen nach wie vor als Monarchisten, sie unterstützten die Deutschnationale Volkspartei (DNVP), waren Mitglied im Stahlhelm und im Brandenburgischen Landbund. Die DNVP lehnte «das System», d.h. die Weimarer Republik, ab und trug mit ihrer Politik auch zu ihrem Scheitern bei.

Ein verlorener mörderischer Krieg, die Abschaffung der Monarchie, die Gründung einer ungeliebten Republik, eine Inflation unbekanntes Ausmasses – Ereignisse, die viele Menschen in Deutschland aus der Bahn warfen. Manche suchten ihr Heil in der Glorifizierung des Krieges und des Militärs, andere in den Werten einer christlich-konservativen Gesellschaft. Die Sehnsucht nach Ordnung und Autorität kam dem Führer-Modell der NSDAP zugute. Arbeitern und Intellektuellen schien die russische Revolution einen neuen vielversprechenden Weg zu weisen. Teile des liberalen Bürgertums waren froh, den Kaiser los zu

sein und bejahten eine parlamentarische Demokratie. Und es gab die Nihilisten und Terroristen, die glaubten, zunächst alles zerstören zu müssen, damit Neues entstehen könne. «Vielleicht kommt vom Monde oder vom Mars eine neue Rasse; her damit, die Welt soll wieder einen Sinn bekommen», ein Zitat von Ernst von Salomon.¹¹³ Mord wurde als politische Waffe eingesetzt: Die Minister Matthias Erzberger (1875-1921) und Walther Rathenau (1867-1922) waren die ersten prominenten Opfer des rechten Terrors.

Im März 1920 kam es zum so genannten Kapp-Putsch, einem ersten Versuch, die Weimarer Republik gewaltsam «zu kippen». In Prenzlau verloren in diesem Zusammenhang vier Menschen ihr Leben. Hinter diesem Putschversuch standen hochrangige Vertreter des Militärs und Mitglieder der DNVP, die im Oktober 1919 die sog. «Nationale Vereinigung» gegründet hatten. Getragen wurde der Plan eines Staatsstreichs von dem «konservativen Milieu Osteubiens, das sich im März 1920 gegen seine Entmachtung auflehnte: Grossgrundbesitzer, Offiziere und Angehörige des beamteten Bildungsbürgertums in den altpreussischen Gebieten».¹¹⁴ Ziel war die Errichtung eines autoritären Regimes, das sich auf die Armee stützte. In diesem Zusammenhang ist auch die so genannte ‚Dolchstoss-Legende‘ von Feldmarschall Paul von Hindenburg (1847-1934) und dem preussischen General Erich Ludendorff (1865-1937) propagiert worden. Sie besagte, dass das Heer, im Felde unbesiegt, von der Heimat im Stich gelassen worden sei. Der Putsch, nach dem ostpreussischen Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp (1858-1922) benannt, der als künftiger Regierungschef vorgesehen war, scheiterte u.a. an zahlreichen Pannen und an der mangelnden öffentlichen Unterstützung. Einen wichtigen Beitrag zum Misserfolg leistete der von den Gewerkschaften organisierte Generalstreik. (Allerdings kam es in der Folge zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen der sog. Roten Ruhrarmee und Reichswehr.) Langfristig hat dieser Anschlag auf die parlamentarische Demokratie zu einer engeren Zusammenarbeit der Demokraten im Preussischen Landtag beigetragen. An die Spitze der preussischen Regierung trat nun der Sozialdemokrat Otto Braun (1872-1955), der nach dem sogenannten «Preussenschlag» Franz von Papens (1879-1969) 1932 die politische Bühne verlassen musste. Auf Reichsebene brachten die ersten Wahlen am 6. Juni 1920 einen Rechtsruck. Die SPD, obwohl stärkste Partei, ging in die Opposition.

In der Uckermark, fernab der grossen Politik, gab es wohl oft nur ein schwaches Echo auf diese Ereignisse im Reich und in Berlin. Einen Einfluss auf die politischen Verhältnisse der Region hatten sie dennoch. Die autoritäre Orientierung der Deutsch-Konservativen, vertreten durch Organisationen wie den

Stahlhelm und den Reichslandbund, und ihr persönlicher und politischer Habitus besaßen eine destruktive Wirkung und trugen dazu bei, dass die ländliche Region keine positiven Erfahrungen mit der Demokratie machte und «beinahe widerstandslos» dem Sog der nationalsozialistischen Propaganda erlag.¹¹⁵

Der Brandenburgische Provinziallandtag

Die Kreise und Provinzen Preussens hatten in den Reformen nach den Befreiungskriegen (1813/15) weitere Organe der Selbstverwaltung erhalten: die Kreistage und den Provinziallandtag. Abgeordnete zum Provinziallandtag wurden bis 1919 in indirekter Wahl über die Stadt- und Kreistage gewählt. Er tagte nur einmal im Jahr, meist im Frühjahr. Das ausführende Organ war der Landtagsausschuss mit 12 Mitgliedern, dem der auf 6 bis 12 Jahre gewählte Landesdirektor als Leiter der Verwaltung vorstand. Dies war von 1911 bis 1930 der ehemalige Landrat der Uckermark Joachim von Winterfeldt-Menkin, von dem schon in anderem Zusammenhang die Rede war. Seine Aufgaben waren vor allem wirtschaftlicher und sozialpolitischer Natur: Armenpflege, Fürsorge, Wasserwirtschaft, Wegebau, das Landesarbeitsamt, Kredit- und Versicherungswesen, Energieversorgung und Kultur.

Im Jahr 1921 erfolgte die erste Wahl zum Provinziallandtag nach dem neuen Wahlgesetz, einer Direktwahl nach allgemeinem und gleichem Wahlrecht ab dem 21. Lebensalter. Inzwischen hatten sich Brandenburg und Berlin in ihrer Selbstverwaltung getrennt, so dass der Brandenburgische Provinziallandtag von 147 auf 96 Abgeordnete schrumpfte. Die vorwiegend ländliche Region hatte so ein deutliches Übergewicht der Konservativen mit 45 Sitzen, SPD und KPD erlangen 29 bzw. vier Sitze. In den folgenden Wahlen 1925 und 1929 konnte die SPD ihren Anteil auf 32 und 34 Abgeordnete, die KPD auf neun Abgeordnete steigern. Die KPD machte durch destruktive Missachtung der parlamentarischen Spielregeln auf sich aufmerksam, indem sie die Arbeit durch eine Flut von Anträgen blockierte. Die NSDAP mit ihren sechs Abgeordneten (1929) verfolgte eine ähnliche Strategie. Die preussische Staatsregierung beschloss im Juni 1930, dass KPD und NSDAP als Organisationen anzusehen seien, «deren Ziel der gewaltsame Umsturz der bestehenden Staatsordnung ist». Den preussischen Beamten war eine Mitgliedschaft oder Unterstützung dieser Parteien verboten. Das Reich übernahm diese Regelung nicht. Diese Massnahme hätte wohl auch nicht verhindert, dass es bei den Reichstagswahlen im September 1930 einen erdschütternden Wahlsieg der NSDAP gab.

Die letzten Wahlen zum Brandenburgischen Provinziallandtag fanden am 12. März 1933 statt. Fast 81% der Wahlberechtigten Brandenburgs beteiligten sich an den Wahlen. Von den 1,5 Millionen Stimmen entfielen allein mehr als 800'000 auf die NSDAP, die damit die absolute Mehrheit der Sitze (52) erhielt. Die SPD folgte mit 21, die KPD mit acht Sitzen. Ein rechtes Wahlbündnis Kampffront Schwarz-Weiss-Rot errang 15 Sitze. Zu diesem Zeitpunkt war jedoch das Ende der Demokratie in Deutschland bereits besiegelt. Am 17. Juli 1933 wurde die Beseitigung der provinziellen Selbstverwaltung per Gesetz eingeleitet.

Der Provinziallandtag war, anders als der Preussische Landtag, kein gesetzgebendes Organ. Er war eine kommunale Vertretungskörperschaft. Die Sitzungen wurden vom Oberpräsidenten der Provinz eröffnet und geschlossen. In der Öffentlichkeit wurde nur selten von diesem Gremium Notiz genommen.¹¹⁶

Der Geist der Demokratie hatte es recht schwer in der Weimarer Republik. Das Motto war eher «Wir wollen unsern Kaiser Wilhelm wieder haben!» Der Strasburger Bürgermeister Hermann Merk, der dieses Amt 33 Jahre lang innehatte (1896-1929), zog statt der vorgeschriebenen Staatsflagge Schwarz-Rot-Gold auch 1919 noch die Schwarz-Weiss-Rote auf. Und bis 1922 dachte er nicht daran, dem Erlass des Unterrichtsministers zu folgen, der vorsah, dass die Bilder des Kaisers, der Kaiserin und des Kronprinzen aus den Schulräumen zu entfernen seien.¹¹⁷ Das neue Wahlrecht, das auch Frauen erlaubte, ihre Stimme abzugeben, wurde von vielen Bürgern abgelehnt.

Aus uckermärkischen Zeitungen (1920-1933)

Die Stimmung in der Uckermark war nach dem Krieg so verzweifelt wie überall in Deutschland. «Niemand im Lande hat mehr Vertrauen in die Zukunft,» schrieb die Prenzlauer Zeitung «Niemand glaubt mehr an einen Aufstieg aus dem jetzigen Elend des Landes ... Eigensucht, Missgunst und Misstrauen haben heute die Oberhand in Deutschland gewonnen.»¹¹⁸

- Parteipolitische Agitation erreichte nach den Unruhen von 1918/1919 auch die Uckermark. Landarbeiter wurden aufgefordert, sich im Deutschen Landarbeiterverband zu organisieren. Die alte Gesindeordnung von 1810 sollte aufgehoben, die Vorrechte der Grundbesitzer eingeschränkt werden. Eine progressive Lohnpolitik mit einer Anpassung der Landarbeiterlöhne an die der Industriearbeiter war das Ziel.

- Die Grundbesitzer wiederum fürchteten eine Radikalisierung der Tagelöhner und Landarbeiter und eine Gefährdung des Wirtschaftsfriedens in der

Region. Streiks wurden mit Repression beantwortet. Eine allgemeine Politisierung der Landarbeiter blieb jedoch weitgehend aus. 1920 kam es zur Gründung des gemäßigten Brandenburgischen Landarbeiter-Bundes, der sich um eine stärkere Verankerung in den Dörfern und Gütern bemühte. Ziel war es, die Tagelöhner gegen «politische Verhetzung» zu immunisieren.¹¹⁹ Die Arbeitersekretäre wurden zum Teil direkt vom Grundbesitzer bezahlt. Eine eigenständige Dorfkultur und Dorfgemeinschaft wurde idealisiert, der städtische Einfluss verurteilt. Diese Strategie hatte Tradition.

- Sozialdemokratische Einflüsse wurden gefürchtet, denn sie entfremdeten «die Arbeiterschaft dem Vaterlande und dem Christentum».¹²⁰ Man fürchtete überdies die Einrichtung säkularer, religionsloser Schulen. Im Februar 1920 kam es infolge der Kündigung des Werkmeisters Ludwig zum Generalstreik in Prenzlau mit höheren Lohnforderungen.¹²¹ Versammlungen aller Art mit Vorträgen über die Lage der Landwirtschaft, die Entwicklung des Handwerkes, die gebotene Wahl von Frauen in die landwirtschaftliche Berufsvertretung fanden in den Dörfern statt.

- Ende März 1923 kam es bei Ellingen zwischen Mitgliedern von Einwohnerwehren und bewaffneten Zivilisten (ca. 40 bis 50 Burschen) zu Toten und Schwerverletzten. Diebstahl war an der Tagesordnung. In Rittgarten montierten zwei Diebe aus Prenzlau im vollen Mondlicht die Kupferleitung des Blitzableiters von der Ziegelei ab. Es handelte sich offenbar um Kletterkünstler. Die nicht ganz lautlose Arbeit machte die Hunde wild. In Ellingen wurden die Diebe schliesslich von Landjägern gefasst.¹²² In Prenzlau standen zwei Männer aus Wallmow wegen Raubmordes und zahlloser Einbrüche vor dem Schwurgericht. Einer von ihnen wurde zum Tode verurteilt.¹²³

- Ende der Zwanziger konnten die Zeitungsleser die Verhandlung des sogenannten Gattenmordprozesses in Schwedt vor dem Prenzlauer Schwurgericht verfolgen. «Es handelte sich um eine Sensation!»¹²⁴ und um eine schaurige Geschichte: Der Zahnarzt Dr. Fritz Gutmann war angeklagt, seine Ehefrau Rosi im November 1929 vergiftet zu haben. Der Sohn eines angesehenen Berliner Zahnarztes liess sich 1919 in Schwedt nieder. Bereits seine erste Ehefrau war eines plötzlichen Todes gestorben. Gutmann lebte über seine Verhältnisse, er verschuldete sich. Die zweite Ehefrau Rosi brachte nicht das erhoffte Geld. Als Zahlungsvollstreckung und Räumung der Wohnung drohten, besorgte der Angeklagte sich in einer Apotheke Gift und täuschte einen Unfall vor, der aber offenbar so stümperhaft arrangiert war, dass sofort Verdacht auf Mord bestand. Der Gutachter hielt ihn für einen notorischen Schwindler. Am 25. Juni 1930 wurde Gutmann zum Tode verurteilt.

Ein anderes Drama, das alle Menschen betraf, ereignete sich in den frühen Zwanzigern: die Inflation. Von November bis Dezember 1922 stiegen die Lebenshaltungskosten von 44'610 Mark auf 68'500 Mark. Ein Ei kostete 77 Mark, ein Liter Vollmilch 158 Mark, ein Kilo Rindfleisch 1'975 Mark. Für einen Dollar zahlte man 8'525 Mark.¹²⁵ Die vermögende Mittelschicht verlor ihr Ersparnis. Wer Immobilien besaß, die womöglich mit Hypotheken belastet waren, wurde schuldenfrei. Inflationsgewinner waren auch jene Grossgrundbesitzer, die hoch verschuldet waren. Sie wurden durch die Geldentwertung ihrer Schulden ledig wie der Staat.¹²⁶ Am 15. November 1923 wurde die neue Währung, die Rentenmark ausgegeben. Das Umtauschverhältnis war 1 Billion Papiermark gleich 1 Rentenmark. Ein gutes halbes Jahr später, im August 1924 folgte dann die Reichsmark. Mit der Einführung der Rentenmark kam wieder Ruhe und Ordnung ins Wirtschaftsleben. Begleitet wurde diese Massnahme allerdings von der Entlassung von 400'000 Angestellten, Arbeitern und Beamten. 1924 ging es aber mit der Wirtschaft dank amerikanischer Kredite (Dawesplan) endlich wieder aufwärts.

- Im Januar 1923 besetzten die Franzosen das Ruhrgebiet. Die Regierung Cuno (22.11.1922-12.8.1923) antwortete mit «passivem Widerstand», der jedoch im September aufgegeben werden musste. «Volksgenossen!» schrieb die Prenzlauer Zeitung.¹²⁷ «Die ungeheure neue Schmach, die uns der Erb- und Todfeind Frankreich zugefügt hat, lässt unser aller Herzen in glühender Empörung aufflammen. Mitten im Frieden, und wenn es selbst der Schandfrieden von Versailles ist, sind die Banden Frankreichs in neue Gebiete unseres wehrlosen Vaterlandes eingebrochen in der klaren Absicht, unser Land zu zerstückeln, unser Wirtschaftsleben zu vernichten und Deutschland in den Zustand der Ohnmacht zurückzuwerfen.» Am 23. Januar 1923 fand gegen Mittag am Prenzlauer Rathaus eine Grossdemonstration zur Unterstützung der Reichsregierung mit «überwältigender Teilnahme der Bevölkerung» statt: Glockengeläut und Trauerflor auf der Rednerbühne gaben der Veranstaltung ein passendes Pathos. Mehrere tausend Teilnehmer waren in Sonderzügen der Kreisbahn aus den Dörfern in die Kreisstadt gekommen. Wie bei den Versammlungen im Jahre 1848 sang man *Ein feste Burg ist unser Gott*, laschte den Rednern aus Köln und Düsseldorf und schloss mit dem Deutschlandlied.¹²⁸ Erstmals fühlten sich die Uckermärker so recht wieder als Teil von Deutschland.

- Die zehnjährige Wiederkehr des Kriegsbeginns nahte. Man gedachte der Gefallenen des Weltkrieges, errichtete Denkmäler: «Zehn Jahre. Und wer kann den August 1914 vergessen? Grösser, stolzer, herrlicher, frommer ist das deutsche Volk nie gewesen: es wuchs über die weitesten Masse seiner grossen

glorreichen Geschichte voll Kampf und Sieg riesenhaft und reckenhaft weit hinaus. Ein Land und ein Volk, ein Glaube, ein Gott. Eine solche Armee siegte, blieb unbesiegt und musste unbesiegt bleiben. Unsere Feldgrauen waren Helden, wie sie die Welt noch nie gesehen. Jeder Mann, ja jeder Zoll ein Held.»¹²⁹

Wer hätte wohl sagen mögen: «Umsonst gestorben»?

Der Geist von 1914

Dieser gesamtdeutschen Feier des Kriegsausbruchs 1914 war eine Kontroverse auf höchster Ebene vorausgegangen. Anfang 1924 hatte der Reichskunstwart Edwin Redslob gefordert, «den Geist von 1914» zum Symbol der Republik zu machen. Der Begriff «Geist von 1914» wurde schon 1918 von der DNVP im Wahlkampf eingeführt. Der Preussische Innenminister Carl Severing (SPD) lehnte Redslobs Vorschlag ab mit dem Argument, «eine Politik der Symbole sei nicht imstande, etwas zu schaffen, das nicht existiere.» Darin irrte er jedoch. Die Feiern im Reich, Berlin eingeschlossen, wurden mit Militärparaden, Kirche und Reden voller Pathos gefeiert. «Der Geist von 1914» hatte nun einen festen Platz in der Symbolik der Republik. Er sollte das Volk, das so zerrissen war von Parteigezänk und Fanatismus, zu einer nationalen Volksgemeinschaft eien. Während die Linken (SPD und KPD) der Schrecken des Krieges gedachten, feierten die Rechten «Langemarck», auf dessen Feldern eine Generation deutscher Jugendlicher für das Vaterland geopfert worden war.¹³⁰

Der Kreis Prenzlau unterstützte im Jahre 1926

1'052 Halb- und Voll-Waisen

547 Kriegsbeschädigte

300 Kriegswitwen

222 Kriegseltern u.a. mit ca. 520'000 Rentenmark.¹³¹

- Nachdem eine erste Sammlung für ein Denkmal für die Gefallenen des Weltkrieges von der Inflation aufgezehrt worden war, wurde am 21. September 1924 in Prenzlau schliesslich ein Kriegerdenkmal errichtet für die 6'200 Gefallenen der in Prenzlau stationierten Einheiten, des 64er Infanterieregimentes (Prinz Friedrich Karl) und des Reserve-Infanterieregimentes 207. Professor Fritz Klimsch aus Berlin-Charlottenburg war für die Gestaltung verantwortlich. «Auf dem Altar des Vaterlandes lodert die Flamme der Liebe und Treue, die sich opfert für die Erhaltung und Freiheit dieses heiligen und hehren Gutes», hiess es im Prenzlauer Heimatkalender von 1926.

○ Im Oktober 1927 gab es wieder etwas zu feiern. Die konservative, deutsch-nationale Prenzlauer Zeitung forderte im Namen der Vorstände der vereinigten Militärverbände: «Schwarz-weiss-rote Fahnen heraus!» Am 2. Oktober wurde Reichspräsident Hindenburg 80 Jahre alt. Das Antreten aller in Prenzlau anwesenden Kameraden wurde erwartet: Im schwarzen Anzug, weisser Binde, hohem Hut und mit Orden im Original. Ein Meer von Fahnen «wogt in den Strassen der uckermärkischen Hauptstadt. Stolz wehen die alten heiligen deutschen Farben im herbstlichen Winde. Es sind die Farben, in deren Zeichen wir vor zwei Jahren den Generalfeldmarschall zum Reichspräsidenten wählten.» Lästig nur «die läppischen Störungsversuche eines Häufleins Roter, denen volksfremde Verführer eingebläut haben, das Heilige in den Schmutz zu ziehen.»¹³²

○ Im vorweihnachtlichen Feuilleton wurde wieder einmal der Verfall der guten Volksbräuche beklagt. Jazzmusik verdränge die alte volksgeborene deutsche Musik, deutsche Musik aber war Militärmusik. «Ihr straffer Rhythmus, ihre unerreichbare Klangwirkung haben ihr einen dauernden Erfolg gesichert.» Das Stahlhelmorechester war im Kreise sehr beliebt und spielte zu Feiern und Jubiläen aller Art auf, nun auch zur deutschen Weihnachtsfeier in Grünow, Zerrenthin und Hetzdorf. Im Kino lief Metropolis.

○ Max Schmeling aus Klein Luckow wurde am 14. Juni 1930 Box-Weltmeister in New York. Der gasbetriebene Kühlschrank wurde auf der Prenzlauer Fachaussstellung von Gastwirts- und Hotelgewerbe vorgeführt. Schüler der Berufsschule bauten eine Hochzeitstafel auf. Werbematerial der Sparkasse Prenzlau «Alles neu macht Persil» durfte nicht fehlen.¹³³

Politik und Landwirtschaft

Nach dem Weltkrieg sahen sich die Landwirte in der Uckermark zunächst grossen Schwierigkeiten gegenüber. Viele Väter und Söhne waren gefallen. Es herrschte nach wie vor Arbeitskräftemangel, die Löhne waren niedrig. Die Gesindeordnung war aufgehoben worden, Tarifabschlüsse mit Landarbeiterverbänden waren vorgesehen. Doch in der Praxis lief es anders. Wohnelend, Tuberkulose, hohe Säuglingssterblichkeit grassierten. Landarbeiter streikten. Kapital für Investitionen oder Maschinen fehlte. Seuchen und Futtermangel setzten der Viehwirtschaft zu. Hinzu kamen schlechte Wetterbedingungen. Die erhoffte Bodenreform blieb aus. Die Produktivität der Landwirtschaft war rückläufig. Im August 1924 organisierte der Brandenburgische Landbund so genannte Notkundgebungen der Landwirtschaft und verlangte Schutzzölle und Steuererlass.

Ab 1924 mit dem Ende der Inflation ging es aufwärts. Doch erwies sich dieser Fortschritt als trügerische Scheinblüte. Die Betriebe waren für Neuerungen offen. «Erfahrene Landwirte füttern ihr Vieh nur unter Beimengung von Nährsalz», warb eine Anzeige in der Kreiszeitung, «um den Appetit anzuregen, das Wachsen zu fordern, eine starke Knochenbildung zu erzielen, die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten wesentlich zu erhöhen.»¹³⁴ Der Einsatz von Maschinen, insbesondere der Dieselmotor, diente der Rationalisierung und Produktionssteigerung. Das Landwirtschaftsministerium führte Rübenerntemaschinen vor. Mercedes-Benz lud ein zum «Schaupflügen» mit Dieselschleppern auf dem Alexanderhof. Fachleute standen Rede und Antwort.¹³⁵ Der landwirtschaftliche Nachwuchs besuchte zunehmend Hochschulen. «Die Wissenschaft hielt Einzug auf den Gütern».¹³⁶ All dies verhinderte nicht eine beunruhigende Steigerung der Verschuldung der Güter, im Gegenteil. Viele Landwirte erlagen der Versuchung einer Technisierung ihrer Betriebe, sie nahmen Kredite zu hohen Zinssätzen auf. Klima und teils schlechte Böden trugen ihren Teil zu schlechten Ernten bei. Die Jahre 1926, 1927 und 1930 waren Unwetterjahre. Es regnete und regnete. Regen traf auf Schneeschmelze im November. Es kam zu Überschwemmungen. Im August erneut Regen, Flüsse traten über die Ufer. Eine jammervolle Getreideernte!

Die Probleme waren teils selbstverschuldet, teils Folge von globalen Veränderungen: Importe aus Übersee, vor allem aus Nord- und Südamerika veränderten das Preisgefüge. Die Grosserzeuger von Getreide und Vieh arbeiteten mit ihrer Massenproduktion wesentlich rentabler als die europäischen Landwirte. Die Preise fielen, die Lagerbestände wuchsen an. Dieser Trend setzte sich fort.¹³⁷

Die Interessensverbände der Landwirtschaft erneuerten angesichts ihrer Probleme immer wieder ihre Forderungen nach Schutzzöllen und staatlicher Subvention. Viel wichtiger wären jedoch Strukturveränderungen in der landwirtschaftlichen Produktion gewesen. Zu grundlegenden Veränderungen waren jedoch weder Politik, Verwaltung noch Grundbesitzer bereit und imstande. Gegen Ende des Jahrzehnts hatte die Weltwirtschaftskrise auch den letzten Winkel der Uckermark erreicht. Bargeld war äusserst knapp, die Verschuldung und die Arbeitslosenzahl nahmen ein beängstigendes Mass an. Die politischen Auseinandersetzungen in der Hauptstadt mit ihren Strassenkämpfen färbten auf die Provinz ab. In Zehdenick griffen Kommunisten Polizisten an! Das grosse Bauernsterben begann. «Die Bauern eines Dorfes kamen, wenn wieder einmal ein Hof zur Versteigerung kommen sollte, in Massen auf den Hof und verhinderten durch ihre Masse die Versteigerung. Jeder von ihnen konnte am nächsten Tag dran

sein. Die Güter in der ganzen Umgebung mussten ihre Zahlungen einstellen, weil sie nicht genug Einnahmen hatten.»¹³⁸

Der junge Landwirt Ulrich-Wilhelm Graf Schwerin-Göhren (1902-1944) entschloss sich schweren Herzens, einen lang gedienten Angestellten seines Hauses zu entlassen, weil er ihn nicht mehr entlohnen konnte. Schwuchow, so hiess er, der fast zur Familie gehörte, ignorierte diese Mitteilung und erschien am anderen Morgen wie gewohnt zur Arbeit. Auch Detlev von Arnim-Kröchlendorff (*1907) und seine Familie mussten sich etwas einfallen lassen, um an Bargeld zu kommen. Sie konnten ihre Arbeiter nicht mehr bezahlen. Bertha von Arnim (1885-1946), seine Mutter, stellte also «beste Schweinewurst» her und trug sie jede Woche auf den Prenzlauer Wochenmarkt.



Bertha von Arnim-Kröchlendorff

Arnim-Kröchlendorff produzierte Saatgut für Lochow-Petkus, das 15% mehr Geld als Brotgetreide einbrachte. Andere Betriebe verlegten sich auf Pferde- und Rinderzucht. Tierzucht hatte eine lange Tradition in der Uckermark. Der Verein für Tierzucht und Landeskultur wurde 1923 100 Jahre alt. «Bei uns hat man niemals vergessen,» hiess es in der Festrede, «dass alle die gewaltigen Fortschritte der Agrarwissenschaft, wie wir sie von Liebig und Thier zu verzeichnen haben, zum Vorteil der grossen Allgemeinheit und zum Nutzen des einzelnen Landbauers, mag er Grossgrundbesitzer oder Landarbeiter sein, nur durch die Praxis nutzbar gemacht werden können.» Diese fortschrittlichen Erkenntnisse in Ackerbau und Viehzucht aber hat

ten seit eh und je die Vereine an ihre Mitglieder vermittelt, über Fachzeitschriften und Lehranstalten. Der Pferdezuchtverein Falkenhagen erfasste die Region nordwestlich von Prenzlau (Güstow, Naugarten, Fürstenwerder, Schönermark, Ellingen, Hetzdorf, Dedelowetc.) Das Zuchtziel war das dänisch-schleswigsche Kaltblut-Pferd, Zugtiere für die Zuckerrübenenernte. Unterstützt wurden die Uckermärker von Züchtern aus Nordfriesland. Der Zuchthengst Bruno stammte aus Glückstadt in Dithmarschen.¹³⁹ Die Landfrauen suchten ihr Einkommen über die Geflügelzucht aufzubessern. Frau von Arnim-Kröchlendorff lud über Jahre regelmässig zu Geflügelschau, Vorträgen und Anleitung zur Geflügelzucht ein.¹⁴⁰

Trotz einer allmählichen Mechanisierung benötigte die Landwirtschaft nach wie vor besonders während der Erntezeit viele helfende Hände.

Seit alters gab es die sogenannten Schnitter, polnische und ukrainische Arbeiter und Arbeiterinnen, die für die Monate intensiver landwirtschaftlicher Arbeit auf die Güter kamen. Eine Statistik über Anzahl der Arbeitskräfte führt das Verhältnis von ansässigen und auswärtigen Arbeitskräften auf. Hier einige Beispiele¹⁴¹:

	ansässige Arbeiter	Schnitter
Wolfshagen	59	70
Strasburg Wil- sikow Schlep- kow	197 60 60	238 55 80

Wegen der schwierigen wirtschaftlichen Lage vieler Familien wurde der «Import» von Arbeitskräften aus dem östlichen Ausland als unangebracht kritisiert. «Das unerträgliche Missverhältnis, dass Hunderttausende Deutscher in ihrem Vaterland erwerbslos sind, während Ausländer in grosser Zahl als ländliche Saisonarbeiter in unserem Land Arbeit und Verdienst finden, wird in der Hauptsache nur dadurch beseitigt werden können, dass gesundheitlich und kulturell für deutsche Landarbeiter geeignete Wohnungen auf dem Lande geschaffen werden,» hiess es im Heimatkalender für Prenzlau 1926. Im Kreis Prenzlau fehlten allein 960 Landarbeiterwohnungen. Rund 1'750 Familien lebten jeweils in nur einem Raum. 200 Wohnungen besaßen keine Küche. Die klägliche Gesundheit der Menschen, Folge von schlechten Wohn- und Lebensbedingungen, wurde für die geringe Leistungsfähigkeit deutscher Landarbeiter verantwortlich gemacht. Ein Neubauprogramm sollte durch zinslose Darlehen mit einer Laufzeit von 15 Jahren angeschoben werden. Modellhäuser für sog. Werkwohnungen von 60 qm mit Stallgebäude wurden entworfen. In vielen Dörfern sind diese Katen noch heute bewohnt.¹⁴² Ab 1928 mussten Betriebe Genehmigungen für ausländische Erntehelfer beim Kreisarbeitsnachweis beantragen. Man hoffte, dass der Zustrom fremder Arbeitskräfte eingedämmt werden würde.

Ein weiterer Schritt zur Belebung der Region sollte mit dem Reichssiedlungsgesetz (1919) eingeleitet werden. Private Siedlungsgesellschaften unter Aufsicht preussischer Kulturämter sollten Siedler auf Stellen anwerben, auf Land, das oft aus insolventen Gütern stammte. Erst im Herbst 1930 einigten sich Preussen und das Reich auf Richtlinien für landwirtschaftliche Siedlungen, genannt Aufbau- und Gruppensiedlungen. «Dem Siedlungsbewerber wurde eine vollkommen ausgebaute Bauernstelle übergeben, aber er wurde nur für den drin-



Schnitterinnen bei der Landarbeit

genden Wirtschaftsbedarf der ersten Jahre gesichert.»¹⁴³ Bis 1931 wurden im Kreis Prenzlau u.a. 14 Neusiedlerverfahren mit 315 neuen Stellen durchgeführt. Dörfer wie Schönwerder, Damme, Kraatz und Parmen erhielten zahlreiche Neusiedlerstellen und damit auch Bevölkerungszuwachs. In der Werbung hiess es: «Sie erhalten friedensmässige Gebäude mit Anschluss an die Wasserleitung und Elektrizität und werden mit komplettem lebendem und totem Inventar sowie mit voller Ernte ausgestattet.» Um eine solche Stelle zu erhalten, mussten 10'000 Reichsmark aufgebracht werden.¹⁴⁴

«Ende der Zwanziger Jahre ist das hier so richtig in Gang gekommen», berichtet Ute Bleich über die Aufsiedlung von Kraatz. Siedler kamen aus der Altmark, Thüringen und aus anderen Orten der Uckermark. «Viele grosse Güter haben unrentable Teile auf diese Weise abgestossen. Da kam vieles dazu. Die Weltwirtschaftskrise, der Verfall der Getreidepreise und Unwetterjahre. Es kamen viele Faktoren zusammen, dass solche Leute sich von diesem Land getrennt haben, um den anderen Wirtschaftsbereich zu retten.» Die Siedlungsstellen waren in der Regel 15 Hektar bis 18 Hektar gross. Die kleinsten umfassten nur vier oder fünf Hektar. Das waren die sogenannten Handwerkersiedlungen oder Nebenerwerbshöfe. Insgesamt waren es 45 Stellen in Kraatz. Das war attraktiv. Die Siedler mussten eine Anzahlung machen, den Rest über eine längere Laufzeit abzahlen. Einige Siedlungsstellen gingen schnell durch mehrere Hände. Manche Neusiedler glaubten, das bisschen Landwirtschaft schon nebenher zu schaffen. Aber man musste bedenken, dass die Bedingungen anders als zum Beispiel in Thüringen waren. Der Boden war anders und das Klima, deshalb musste man auch anders arbeiten. Manche waren vorher vielleicht Kaufleute oder beim Militär und wollten hier ihren Lebensabend verbringen. Aber das ging nicht. Ent-

weder liessen sie sich ganz auf die Landwirtschaft ein oder gar nicht. Wer es bis 1939 geschafft hatte, der ist dann auch geblieben.¹⁴⁵

Um der maroden Landwirtschaft wieder auf die Beine zu helfen, waren dem Verständnis der Reichsregierung nach jedoch eine weitaus radikalere Strukturveränderung der landwirtschaftlichen Produktion vonnöten. So müsse zum Beispiel der hohe Anteil von Kartoffeln zurückgefahren werden wie auch das Überangebot an Schweinefleisch. Rapsanbau wurde empfohlen, um das Angebot an gesunden pflanzlichen Ölen zu steigern.

1932 stürzten die Agrarpreise ab. Die Agrarlobby, d.h. Vertreter der grossen Güter im Osten, verlangten immer höhere Zölle auf konkurrierende Einfuhren und Subventionen für die Landwirtschaft, ohne sich jedoch in Fragen von Strukturreformen flexibel zu zeigen. Nach den Reichstagswahlen im September 1930, in denen die NSDAP erdrutschartige Gewinne verzeichnete, begann sich der Reichslandbund, ehemals eine Hochburg der DNVP, den Nationalsozialisten anzunähern. Man sah in vielen Punkten eine Übereinstimmung. Friedrich Fürst Wend zu Eulenburg- Hertefeld aus Liebenberg/Brandenburg traf am 24. Januar 1931 mit Adolf Hitler zusammen. Das Gesprächsprotokoll liess er an politische Freunde und Nachbarn verteilen. Vor ihm hatte Dietlof Graf Arnim-Boitzenburg bereits an einer «kleinen Privatversammlung» teilgenommen, auf der Hitler seine Ideen vortrug (21.1.1931). Er stand dem eloquenten Mann jedoch skeptisch gegenüber. In Eulenburgs Rundschreiben heisst es: «Es war mir ausserordentlich wertvoll, Adolf Hitler kennenzulernen, der zweifellos eine Persönlichkeit ist, die den heutigen jämmerlichen Durchschnitt weit überragt. Nicht seine äussere Erscheinung ist es, die diesen Eindruck erweckt, sondern die überzeugende Art und die Sicherheit und die Klarheit, mit der er spricht. Besonders eindrucksvoll ist sein Auge, aus dem allerdings Fanatismus leuchtet. Ohne diesen kann aber kein Führer Grosses erreichen. Bei Adolf Hitler hat man jedoch den Eindruck des disziplinierten Fanatismus.» Im Postscript empfahl Eulenburg jedermann die Lektüre von ‚Mein Kampf‘, das «eine Fülle genialer Gedanken» enthielte.¹⁴⁶ Im selben Jahr wurde Eulenburg Mitglied der NSDAP. Eulenburg war in Berlin, Brandenburg und darüber hinaus ein angesehener Mann. Da er glaubte, die Politik und das Programm der NSDAP unterstützen zu müssen, konnten sich auch viele andere entschliessen, es ihm gleich zu tun.



Siedlungshaus in der Northwest-Uckermark um 1935

Uckermärker erinnern sich

Im Jahre 1933 begann das «Dritte» oder «Tausendjährige Reich» der Nationalsozialisten. «Ein zwölfjähriges Zwischenspiel» nennt es die Strasburger Chronik¹⁴⁷, ein Zwischenspiel allerdings, das Europa, Deutschland und die Uckermark teuer zu stehen kam und bis heute beschäftigt.

An die einzelnen Ereignisse dieses Jahres werden sich in der Uckermark nur noch die wenigsten Menschen erinnern können. Zudem ist Erinnerung selektiv und brüchig, und sie verändert sich in den Jahren unter dem Eindruck der Gegenwart. Die Achtzigjährigen von heute waren damals gerade zehn Jahre alt. Da interessierten sie sich nicht unbedingt für Politik. Heinz Stier (*1922) war 1933 von Schmiedeberg nach Bülowssiege bei Fürstenwerder gezogen, wo sein Vater Arbeit als Schweizer fand. «Der hat schon von klein auf immer als Schweizer gearbeitet», erinnert er sich. «Das hat was mit Kühen zu tun. Mit Kühen, mit Melken und mit Füttern und im Sommer auf die Weide Treiben. Die Milch wurde von Bülowssiege nach Fürstenwerder gebracht. Da war ein junger Mann, der hatte ein eigenes Pferd und einen kleinen Wagen dafür, so einen Plattenwagen, auf den die Kannen oben drauf kamen, und damit ist er nach Fürstenwerder gefahren. 32 Stück Kühe gab es, es können auch 35 gewesen sein, in der jetzigen Scheune, wenn man hoch kommt zum Gutshaus auf der linken Seite. Und dann gab es auch noch Jungvieh, Kälber haben sie auch gehabt.» Stier ging in Hildebrandshagen zur Schule, zwei Kilometer zu Fuss am Dammsee entlang. «Wir waren ungefähr 25 Kinder aus Hildebrandshagen und Bülowssiege.» Die Winter waren hart mit viel Schnee. Da gab es kein Schulfrei. «Da mussten wir hin, und wenn noch so viel Schnee lag. Da meinte man, ach, heute gehst du nicht hin, da ist zu viel Schnee. Aber da gab es eine Familie mit zwei, drei Kindern, die sind losgegangen. Dann wurde bei uns angerufen, wenn die durchkommen, da müssten wir auch. Wir also hinter her.» Lieber ging Heinz Stier zum Rodeln «hinterm Busch, so einen steilen Hang hinunter, da wurde eine Sprungschanze gebaut, da ging es mit Hops gleich rüber aufs Eis». Von Politik war zu Hause nicht viel die Rede.¹⁴⁸

Das war bei Klaus Karbe (*1924) anders. Er war Sohn eines Domänenpächters und wuchs in Potzlow auf. Er erinnert sich an jene Jahre: «Mein Vater

war Deutschnationaler, wie sich das gehörte, war Kreistagsabgeordneter, als das Dritte Reich kam. Er war auch Stahlhelmer, Stahlhelmführer. Hauptsturmführer. Ich weiss nicht, wann der Stahlhelm in die SA integriert wurde. Ich glaube, es war '34, da ging der Stahlhelm in der SA auf. Und da war diese Unruhe: Was soll man machen. Ich erinnere mich, dass mein Vater '32 oder '33 wählte, ich war ja ein Stöppke, dass die Kinder der Landarbeiter, mit denen ich mich unterhielt, alle für Hitler waren. Ursprünglich waren sie alle deutschnational gewesen. Die Väter waren alle im Ersten Weltkrieg gewesen. Die Väter waren zunächst deutschnational, ich kenn die ja noch alle. Dann aber schon vor '33 fingen sie an, sich für Hitler zu interessieren. Das merkte ich ja in den Gesprächen mit den Söhnen, wenn man fragte, was hat dein Vater gewählt. Also, die hatten Nazi gewählt. Und wir hatten doch deutschnational gewählt. Es änderte sich das Klima in der Arbeiterschaft.» Klaus Karbe war acht Jahre alt, er wollte wissen, wer sind denn diese Nazis. «Da hat mein Vater gesagt, es sind alles Proleten.»

Als Junge war Karbe im Scharnhorst, der Jugendorganisation der Deutschnationalen. Im Oktober 1933 wurde sie aufgelöst, bzw. ins Jungvolk überführt. «Und da war es grosses Gespräch in den Kreisen, die sich mit Politik befassten. Was machen wir? Gehen wir mit rüber oder nicht?» Karbes Vater besprach sich mit Nachbarn und Freunden, und dort hörte er: «Wir müssen die alte Haltung und Moral in diesem Haufen von Proleten aufrechterhalten.» Also ging Karbe zur SA. 1937 trat er dann in die NSDAP ein. Klaus Karbe besuchte zunächst die Dorfschule in Potzlow. «Acht Klassen in einem Raum. Und der Lehrer war ein Sozialdemokrat – natürlich. Ich hab es nicht empfunden, dass er mich schlecht behandelt hat als Junkersohn. Ich hatte nicht das Gefühl, der schikaniert mich. Er hat auch kräftig auf den Podexen der anderen herumgehauen. Auf meinem hat er nie herumgehauen. Brauchte er auch nicht, denn ich war eigentlich ein guter Schüler.»

1934 nach der dritten Klasse kam Karbe aufs Gymnasium nach Prenzlau, wo er bei Fräulein Gralow in einer Jungen-Pension wohnte. «Fräulein Gralow war natürlich alles andere als eine Narzisse. Sie war das Preussische in seiner Engigkeit, wie man sich das nur vorstellen kann. Da ging es wirklich ganz strikt zu. Vor allen Dingen Arbeiten war die Hauptsache, Arbeiten für die Schule.» Karbes grosser Bruder machte in der Hitlerjugend Karriere, während er selbst sich heraushielt. Er war eher ein Bücherwurm.¹⁴⁹

Heinz Stier konnte sich erinnern, dass er im Jungvolk war. «Wie hiess das noch, ja, Hitlerjugend. Aus Wilhelmshayn kam unser Leiter. Und seine Vorschriften bekam er wieder aus Fürstenwerder. Exerzieren und marschieren und solche Scherze haben wir gemacht. Sie wissen ja, als Kind, da macht so was alles

Spass. Das war was Neues. Manöver gemacht, mit zwei Gruppen. Die Mädchen waren im BDM (Bund deutscher Mädchen).» Nach der achten Klasse ging Stier in Prenzlau in die Lehre. Und am Wochenende tippelte er von Schönwerder, wo er bei der Tante wohnte, zu Fuss nach Bülowssiege, bis er sein erstes Fahrrad bekam.

«War ich damals stolz darauf, Pimpf im Jungvolk zu werden? Na klar!» bekannte der Prenzlauer Dieter Schniek. «Was habe ich meinen Eltern nicht in den Ohren gelegen wegen der notwendigen Uniformierung.» Später, in der Schule, schrieb er patriotische Gedichte auf den Führer. Dafür wurde er belobigt und erhielt zur Belohnung eine Fotosammlung sämtlicher Ritterkreuzträger. «Da war ich n Jahre alt, und ich fand es heldenhaft, für den Führer zu sterben, jedenfalls in meinem Gedicht.»¹⁵⁰ Schniek war Jahrgang 1933, ihm blieb dieses Los erspart.

Hagen Müller-Stahl zog 1938 nach Prenzlau und besuchte dort das Gymnasium. Abends bummelte er mit Freunden über die Friedrichstrasse, in der Freizeit ging er Rudern oder Segeln oder sang bei Albrecht Graf Bassewitz im Musikverein Mozarts Requiem. Statt Mathe und Deutsch lernte er Eichenlaubträger auswendig. Seine Eltern waren in der Partei. «Wir 16/17jährige waren Nazijungen gewesen, wir funktionierten ohne zu hinterfragen, wir liessen uns an die Kanonen stellen und waren begeistert, wir konnten uns nichts anderes vorstellen als den Sieg und grölten Lieder wie Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die *ganze* Welt. Wo aber waren die Warner, die Väter und Lehrer, die anderen Deutschen, die sich empörten, als beispielsweise 1938 die Synagoge in Prenzlau nieder gebrannt wurde und die Judenhetze ihren ersten Höhepunkt erlebte?»¹⁵¹

Hitlerjugend

Eine nationalsozialistische Staatsjugend, geschult und diszipliniert in der Hitlerjugend, war nur partiell erfolgreich. Nach anfänglicher Begeisterung wandten sich Jugendliche, Jungen wie Mädchen, vom Dienst in den Organisationen ab und entwickelten Gegenmilieus, besonders in den grösseren Städten. Auf dem Lande boten HJ und BDM neue Betätigungsfelder mit Ausflügen, Zeltlagern und kulturellen Aktivitäten. Doch auch hier gab es Schikanen und monotonen Drill. Langfristig ist diese Generation durchaus geprägt worden in ihrer Bereitschaft zu Gehorsam und Opferbereitschaft bis hin zum Einsatz im Kriege. Die Kehrseite dieser Prägung waren Fremdenfeindlichkeit, Ellbogengesinnung und Überheblichkeit.¹⁵²

Mehr als 50 Jahre nach Ende der NS-Herrschaft befragte Sabine Kundera Männer der 1930er Kohorte in der Bundesrepublik nach ihren Erinnerungen an

Rolle als HJ-Führer. Die meisten der Befragten liessen erkennen, dass sie zum Jungvolk und zur HJ positiv eingestellt waren, sie betonten den unpolitischen Charakter der Freizeitgestaltung. Dabei blieb die politisch-moralische Dimension ausgeblendet. Von Kundera nach seinen Erinnerungen befragt, erwiderte ein ehemaliger HJ-Führer: «Was wir im Jungvolk da machen mussten, das war alles in Ordnung. Nicht wahr, das war auf dem Dorf. Da gab's nicht irgendwas Schlechtes oder so. Also wir haben da auch nie etwas davon erfahren (lacht), dass es KZs gibt oder auch die Judenverfolgung und, und, und das haben wir nicht so mitgekriegt» (...) «obwohl man also-wir waren halt Judenhasser, verstehen Sie (lacht).» Gefühle wie Empörung über das Geschehen wurden nicht gezeit, eher Entrüstung darüber, getäuscht worden zu sein.¹⁵³

Die Machtergreifung der NSDAP

Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler (1889-1945) vom Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Für den 5. März wurden Neuwahlen zum Reichstag angesetzt, wie es die Verfassung vorsah. In deren Vorfeld holte der Sicherheitsdienst (SD) von den Landräten Berichte über die Lage in ihren Kreisen ein. Für den Kreis Angermünde wurde folgender Bericht erstellt: «Die überwiegende Mehrheit der Kreisinsassen gehört der NSDAP oder den anderen Rechtsparteien an und freut sich über die zustande gekommene Regierungsbildung. Die Mittelparteien spielen hier fast gar keine Rolle, während die Sozialdemokraten und Kommunisten sich unter dem Druck der Verhältnisse ruhig verhalten.» NSDAP und Schwarz-Weiss-Rote Front pflegten eine gute Zusammenarbeit, hiess es. Gezeichnet: Der Landrat v. Erffa.¹⁵⁴

Diese Entwicklung hat eine Vorgeschichte, die hier nur in sehr verkürzter Form erzählt werden kann. Das Jahr 1932 sah den Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise und seine Folgen für die arbeitende Bevölkerung. Bei sinkender Arbeitslosenunterstützung begaben sich viele Familien auf die Strasse, um Arbeit in anderen Regionen Deutschlands zu suchen. «Wer offenen Auges auf den Hauptwanderstrassen Deutschlands, z.B. zwischen Berlin und der Uckermark, Mecklenburg und Pommern oder dem westdeutschen Industriegebiet und Mecklenburg/Berlin wandernde Familien beobachtet hat, wer sie gesprochen und von ihrem Schicksal gehört hat, der sah in einen Abgrund tiefsten, menschlichen Elends.»¹⁵⁵ Erwerbslose Jugendliche bildeten «wilde Cliques», die die KPD vergebens an sich zu binden suchte. Die KPD war zur Partei der Arbeitslosen geworden, die kein rechtes Interesse mehr an Theorie und Revolution hatten. In der

SPD überzog noch die Zahl der beschäftigten Arbeitnehmer, die ihre Arbeitsplätze nicht durch Streiks gefährden wollten.

Im März 1930 hatte Reichskanzler Heinrich Brüning (1885-1970) ein Kabinett der bürgerlichen Mitte gebildet und mit dem Artikels der Reichsverfassung, d.h. mit dem Notverordnungsrecht regiert, das eine Beteiligung des Parlamentes an der Entscheidung unnötig machte. Seine Regierung blieb auch nach der Neuwahl vom 14.9.1930 im Amt, sie wurde von der SPD toleriert. Die Weltwirtschafts- und Haushaltskrise suchte er durch Senkung der Löhne und Gehälter, einer Preiskontrolle und Steuererhöhung zu bewältigen. Der Widerstand von KPD und NSDAP führte am 30.5.1932 zu seinem Sturz. Am Tag darauf wurde das Kabinett Papen gebildet. Am 31. Juli 1932 sollten erneut Reichstagswahlen stattfinden. Der Wahlkampf war blutig. Ein wichtiger Grund für das Wiederaufblühen der Kämpfe war die Aufhebung des Uniformverbots und des Verbotes von SA und SS. Schiessereien zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten forderten viele Tote (Altonaer Blutsonntag, 17. Juli 1932). Schon wurde vom Bürgerkrieg gesprochen. Die preussische Regierung Otto Braun (SPD) wurde vom Reichskanzler Papen in einem Staatsstreich (sog. Preussenschlag) abgesetzt. Die KPD forderte den Generalstreik. Die SPD lehnte eine Teilnahme daran ab. In den Reichstagswahlen erhielt die NSDAP einen Zuwachs von 19,1% gegenüber der Wahl vom 14. September 1930. Die Zahl ihrer Mandate stieg von 107 auf 230. Vor allem Protestanten im ländlichen Raum, insbesondere im Norden und Osten hatten «braun» gewählt. Eine neue Welle der Gewalt, die jetzt von Nationalsozialisten ausging, wurde am 10.8.1932 mit einer Notverordnung beantwortet, die die Todesstrafe für Totschlag mit politischen Motiven vorsah.

Am Tag darauf überfielen betrunkene SA-Männer einen polnischen Arbeiter in Potempa/Kreis Gleiwitz und trampelten ihn brutal zu Tode. Die Täter mussten nun mit der gerade eingeführten Todesstrafe rechnen. Nach der Verkündigung des Urteils sandte Hitler den Verurteilten sein berichtigtes Telegramm, indem er sich mit den Tätern solidarisierte. «Eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unserer Ehre, der Kampf gegen eine Regierung, unter der dieses möglich ist, unsere Pflicht.»¹⁵⁶ Für hellhörige Bürger war dieser Text eine deutliche Warnung.

Streiks, Schlägereien, «Revolution» – das waren die Mittel der Parteien im Kampf um die Macht. KPD und NSDAP nahmen den Bürgerkrieg in Kauf. Die SPD stellte überrascht ein Zusammengehen dieser beiden Kräfte im BVG-Streik in Berlin fest. In den Wahlen, die kurz nach dem Abbruch des Streiks am 7. November stattfanden, büsste die NSDAP 4,7%, die SPD 1,2% ein. Die Ge-

winner waren die Deutschnationalen (+3%) und die Kommunisten (+2,4%). Der überraschende Zugewinn der Kommunisten schien deren destruktiven Pläne zu bestätigen. Sie fühlten sich als Sieger der Wahl.

Das Kabinett Papen genoss auch jetzt nicht das Vertrauen des Reichstages, so trat es Mitte November zurück. Unter dem Eindruck einer drohenden Revolution, herbeigeführt von einer von Moskau gelenkten kommunistischen Partei, wurde Reichswehrminister General Kurt von Schleicher (1882-1934) zum Kanzler ernannt. Die rechten Parteien waren zufrieden, die NSDAP lehnte jede Kooperation ab, die KPD sagte Schleicher den Kampf an, die SPD «allerstärkste Opposition». Der Nationalsozialist Gregor Strasser (1892-1934), der angesichts von Stimmenverlusten in Kommunalwahlen für eine Kooperation mit Schleicher warb, trat von seinen Ämtern zurück, als ihm die NSDAP nicht folgte. (Schleicher und Strasser wurden 1934 im Zuge des so genannten Röhms-Putsches ermordet.)

Der Gegensatz zwischen SPD und KPD war ein grundsätzlicher. Die Kommunisten wollten das Ende der Weimarer Republik und an seiner Stelle ein Sowjetdeutschland. Die SPD dagegen sah die Weimarer Republik als ihren Staat an, sie agierte staats tragend. Dieser Gegensatz verhinderte auch gemeinsame Wahlabsprachen und eine gemeinsame Politik gegen den gemeinsamen Gegner. Die SPD war darum auf die Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien angewiesen. Die KPD diffamierte ihre Führung deshalb als «Sozialfaschisten». So schwächten sich die Links-Parteien gegenseitig. An der Basis in den kleineren Städten Brandenburgs konnten die dogmatischen Positionen manchmal überwunden werden. Ein von der KPD geforderter Generalstreik kam zwar Anfang 1933 nicht zustande, jedoch wurden Brandenburgs Städte von einer Protestwelle erfasst, die von der KPD, der SPD und Gewerkschaften gemeinsam getragen wurde. Auch in Prenzlau fand Anfang Februar 1933 eine solche Versammlung statt. Dort wählte man am 5. März 1933 zu 27,5% «links».¹⁵⁷

Schleichers Überleben hing davon ab, ob es ihm gelang, eine breite Volksstimmung für seine Pläne zu mobilisieren. So verbeugte er sich gleichzeitig nach «links» und nach «rechts». Sein Bekenntnis für die sozialdemokratische Siedlungspolitik und die von den Agrariern geforderte so genannte «Margarineordnung», die eine Beimischung von Butter in Margarine erzwang, kostete ihn Unterstützung auf beiden Seiten. Der Reichslandbund forderte in ungewohnt demagogischer Sprache die Durchführung des «Butterbeimischungszwanges» für Margarine. In ähnlicher Form hatte der Reichslandbund im Mai 1932 den Sturz Brünnings betrieben. Zu seinem Präsidium gehörte seit Dezember 1931 ein NSDAP-Mitglied. Dies wird von Winkler als «der bisherige Höhepunkt des Zusam-

menspiels von deutschnationalen Grossagrariern und nationalsozialistischen Bauernfunktionären» bewertet.¹⁵⁸

Im Januar 1933 liess die DNVP Schleicher fallen. In diese Situation platzte der Osthilfeskandal, in den Hindenburg und seine Freunde in Ostpreussen verwickelt waren. Ihnen wurde vorgeworfen, sich an der staatlichen Hilfe bereichert zu haben. Dass Schleicher sich nicht schützend vor den Reichspräsidenten stellte, dürfte ihm dieser übel genommen haben. Nach tagelangen Verhandlungen über mögliche Alternativen zur derzeitig untragbaren Situation, darunter eines Reichsnotstandes und Verfassungsbruchs, erklärte sich Hindenburg schliesslich bereit, Adolf Hitler zum Kanzler zu ernennen, dessen Kabinett auf die Unterstützung einer Mehrheit der Wähler rechnen konnte. Zwei Minister sollte die NSDAP neben dem Kanzler Hitler stellen, die anderen Mitglieder des Kabinetts gehörten der bürgerlichen Rechten an.

Neuwahlen waren also für den 5. März 1933 vorgesehen. Kurz vor den Wahlen und in Reaktion auf den Reichstagsbrand vom 28. Februar setzte der Reichspräsident «zum Schutz des Volkes» wichtige Grundrechte der Verfassung ausser Kraft. Dies war bereits das Ende des Rechtsstaates. Im Vorfeld der Wahlen wurden Mitglieder der KPD verfolgt, verhaftet und in Lager verbracht. Die SPD, die sich mit der Weimarer Republik identifiziert hatte und eine Zusammenarbeit mit der KPD und NSDAP stets abgelehnt hatte, wurde stark behindert. Sozialdemokratische Zeitungen, Plakate und Flugblätter wurden verboten. Ihre Parteiführer erhielten Redeverbote und wurden Opfer tätlicher Angriffe, ohne dass die Polizei eingriff. Führende linke Politiker flüchteten und gingen auf Jahre ins Exil, darunter auch der Prenzlauer Paul Hirsch.

Die Flucht der führenden Mitglieder der linken Parteien trug zu deren Auflösung bei. Der Vorstand der SPD verlegte seinen Sitz im Juni 1933 nach Prag (Sopade). Die Mitglieder der linken Parteien, die nicht ins Ausland geflohen oder verhaftet worden waren, versuchten meist vergebens, ihre Opposition im Untergrund fortzusetzen. Sie fanden sich in kleinen Städten wie Templin und Angermünde isoliert. Die Kommunisten waren zudem jedermann bekannt und standen unter Beobachtung der Polizei. Sie mussten ständig damit rechnen, verhaftet, gefoltert oder totgeschlagen zu werden. Der Gründer der Strassburger Ortsgruppe Kommunistischer Jugendverband (KJVD) Artur Becker fiel der Gestapo in die Hände und wurde im Mai 1938 ermordet.¹⁵⁹ Der Widerstand konzentrierte sich auf Industriestandorte und das Umfeld von Berlin. Aus den Reihen der KPD gab es auch solche, die sich anpassten, nun die Hakenkreuzfahne aufzogen und sogar alte Genossen an die Gestapo verrieten.

Der Kreislandbund Templin erwartete von der Wahl die «Entscheidung für den deutschen Landmann», für Sein und Nichtsein des Deutschen Volkes. «Sorgt, dass keine nationale Stimme verloren geht. Erleichtert dem Reichskanzler Adolf Hitler die Arbeit!» Und vierzehn Tage später: «Die Hakenkreuzfahne und die Fahne Schwarz-weiss-rot rahmen – als Symbol der Überparteilichkeit des Landbundes und des politischen Friedens seiner Mitglieder – die grüne Landbundfahne mit den drei goldenen Ähren ein. Lasst uns unter diesem Symbol in unserem Berufsstand mitarbeiten an der Aufbauarbeit im deutschen Vaterland: Es lebe die nationale Revolution! Es lebe unser heissgeliebtes deutsches Volk und unser stolzes deutsches Reich.» gez. Belbe, Vorsitzender.¹⁶⁰

Am 5.März 1933 wählten die NSDAP in Brandenburg 52,58%
in Prenzlau 57,31%
in Angermünde 62,59%¹⁶¹

Am 23.März 1933 verabschiedete der Reichstag das so genannte Ermächtigungsgesetz. Es erlaubte den Erlass von Gesetzen und den Abschluss von Verträgen mit fremden Mächten durch den Reichskanzler Adolf Hitler unter Umgehung des Reichstages. Lediglich die Sozialdemokraten stimmten gegen diesen Bruch der Weimarer Verfassung und die Legalisierung der Diktatur. Schon am 7. April 1933 wurde auf diesem Wege das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums erlassen, das die Entlassung von Mitgliedern politischer Parteien, vor allem aber von Beamten jüdischer Abstammung aus dem Staatsdienst zur Folge hatte.

Aus uckermärkischen Zeitungen

Die Prenzlauer Zeitung, die seit dem 19. Jahrhundert die Bürger Prenzlaus und seiner Umgebung mit Nachrichten über Ereignisse aus aller Welt und der Uckermark versorgte, stand während der Weimarer Republik der DNVP nahe. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten war ihre Lage – wie die der gesamten freien Presse Deutschlands – prekär. Ein knappes Jahr blieb ihr, bis sie ‚abgewickelt‘ und zu einem offiziellen Organ der NSDAP umfunktioniert wurde. Damit reduzierten sich Nachrichten und Meinungen auf das von der Partei Erlaubte.

In der Prenzlauer Zeitung des Jahres 1933 konnten die Uckermärker erfahren, was sich in der grossen Politik tat. Die Auswahl der Nachrichten und der Tonfall der Berichterstattung wandelten sich allmählich unter dem Druck der nun geltenden Machthaber. Die Wahlen zum Reichstag im März hatten der NS-

DAP einen Zuwachs gebracht, keine absolute Mehrheit. Zusammen mit der Kampffront Schwarz-Weiss-Rot erreichte sie eine knappe Mehrheit von 52%. Am 21. März 1933 wurde Adolf Hitler in der Garnisonkirche zu Potsdam feierlich in sein Amt eingeführt mit einem Zeremoniell wie zu Kaisers Zeiten. Man glaubte, man habe ihn gezähmt.

Am 1. April, und das war kein Aprilscherz, wurden die SPD- Stadträte vom Regierungspräsidenten «beurlaubt», d.h. ihrer demokratischen Rechte und Pflichten entbunden. Die Prenzlauer Stadtverordnetenversammlung bat den Reichskanzler Adolf Hitler, das Ehrenbürgerrecht der Stadt anzunehmen. Der Boykott jüdischer Geschäfte begann pünktlich um 10 Uhr. «Soweit die Geschäftsinhaber ihre Läden nicht schon vordem geschlossen hatten, wurden dieselben beim Erscheinen der SA und SS- Boykottierungsstrups geschlossen. In einzelnen Strassen waren Posten mit Transparenten aufgestellt. Soweit bisher bekannt geworden ist, vollzog sich die Aktion in völliger Ruhe und ohne grössere Zwischenfälle.»¹⁶²

- Eine Woche später versammelten sich die Kameraden der vereinigten Militärvereine Prenzlau zur Ausbildung für den zivilen Luftschutzdienst. Die Versammelten wurden eingeteilt für Warndienste im Falle eines Luftangriffs und unterwiesen in der Benutzung von Gasmasken.¹⁶³

- Der Bienenzuchtverein in Brüssow begrüsst begeistert den Regierungswechsel. «Imker sind einig und deutsch und gleichen in Tat und Werken unserem Bienenvolk, das tagaus, tagein vereint schafft und edle Früchte dem gesamten Volk ständig beschert.» An Hitlers Geburtstag wurde im Stadtpark von Prenzlau eine deutsche Hitler-Eiche gepflanzt.¹⁶⁴

- In Angermünde marschierte der Stahlhelm auf und erklärte mit allen Formationen seine Loyalität zu Adolf Hitler. In Fürstenwerder feierte der Bund Königin Luise im Saal des Herrn Mertens. «Hakenkreuz und schwarz-weiss-rote Fahnen gaben dem Saal ein besonders festliches Gepräge. Eingeleitet wurde die Feier durch das Lied Soll unser deutsches Volk gedeihen vom Luisen-Chor dreistimmig.»¹⁶⁵

- Aus Anlass des Sonnenwendfestes fand in der Prenzlauer Marienkirche ein Fest der Jugend statt. Ein dichter Wimpel- und Fahnenwald umgab den Altarraum. Superintendent Carl Nagel sprach zum Symbol der Sonnenwende. «Blühe und schaffe in diesen Feuern, denn das neue Reich braucht eine Jugend des Glaubens und des Dienstes.»¹⁶⁶

- Im Juni wurde die SPD verboten. Alle anderen Parteien lösten sich selbst auf. Die NSDAP wurde per Gesetz die einzig erlaubte politische Partei.

- Ende September 1933 gab es eine Grosskundgebung der Bauern, zu denen der Prenzlauer Bürgermeister Dr. Meyer sprach: «Der deutsche Bauer, die



„Der Führer spricht“ – Versammlung auf dem Markt von Angermünde 1935

deutsche Landwirtschaft waren die letzte Säule in der vergangenen Zeit, und auch diese sollte gestürzt werden. Zwietracht und Hass wurden zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gestreut, der Kleinbesitz wurde gegen den Grossbesitz aufgestachelt. Kein Mittel wurde gescheut, um diese letzte Säule zu stürzen. Unerhörte Lasten wurden uns auferlegt, und mit diesen Geldern haben sich die Bonzen die Taschen gefüllt. Man munkelte von Korruption und Zersetzung im Staat, doch das, was man im Frühjahr vorfand, überstieg alles, was man annahm [Osthilfeskanal, K. S.]. Mit eisernem Besen wurde ausgefegt und wird weiter ausgefegt werden. Wir können nicht genug dankbar sein, dass der Nationalsozialismus im Frühjahr die Macht ergriffen hat. Wäre dies nicht eingetreten, so sässe wohl heute keiner mehr auf seiner Scholle. Deutschland wäre dem Bolschewismus verfallen, und wir hätten russische Zustände, wo heute Millionen Menschen verhungern.»¹⁶⁷

- o Gramzow bedankte sich bei den Nationalsozialisten, indem es eine Adolf-Hitler-Strasse, eine Hermann-Göring-Strasse und eine Horst-Wessel-Strasse schuf.¹⁶⁸ Ähnliches geschah an anderen Orten.

- o Am 2. Dezember 1933 beschloss die Angermünder Stadtverordnetenversammlung, die höhere Mädchenschule ab 1.4.1934 abzubauen. Die drei Stadtverordneten vom Wahlvorschlag Schwarz-Weiss-Rot übten dabei Stimmenthaltung.

- o Die PZ informierte zum Thema «Was den Frauen erlaubt ist»: «Vorbei sind die Zeiten der Vermännlichung und der falschen Ideale. Sie (die deut-



Errichtung von drei Gedenksteinen für den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, Reichskanzler Adolf Hitler und Horst Wessel* und Pflanzung von drei Eichen in Fürstenwerder am 7. April 1933

* Horst Wessel (1907-1930) trat 1926 der NSDAP bei, erlag 1930 einer Schussverletzung. Er wurde von der Partei als Märtyrer gefeiert, das von ihm verfasste Lied ‚Die Fahne hoch‘ wurde 1933-1945 gemeinsam mit dem Deutschlandlied als Nationalhymne gesungen.

sche Frau) weiss wieder um ihre ureigensten Ziele, um ihre Verantwortung, ihre Mütterlichkeit und ihre Aufgabe in Familie und Volk.»¹⁶⁹

- Ab sofort galt der sogenannte ‚deutsche Gruss‘ in Behörden. Die Förster hatten schon im November von Hermann Göring persönlich diese Anweisung erhalten.¹⁷⁰

- Der Reichstag wurde am 14. Oktober 1933 aufgelöst und Neuwahlen für den 12. November angesetzt. Ende Oktober erschien in der PZ in dicken Lettern folgende Anzeige: «Das ganze deutsche Volk steht am 12.11. hinter seinem Führer. Es bekennt sich zu seiner Politik, seinem Friedenswillen, seiner Ehrauffassung. Es bekräftigt diesen Entschluss mit einem mannhaften deutschen Ja! mit Adolf Hitler.»

- Auf der Konferenz der deutschen Kirchenführer wurde dieses Ja zu Hitler zu ihrer selbstverständlichen Pflicht erklärt.¹⁷¹ Am selben Tag wurde von Kontrollen an allen Strassen und einer Fahndung nach «verdächtigen Personen» berichtet. In den Dörfern der Uckermark erhielt die NSDAP am Wahltag nicht selten 100% der abgegebenen Stimmen.

Im neuen Reichstag sassen nun nur noch deutsche Männer (keine jüdischen Mitbürger) und keine einzige Frau.

Im Dezember 1933 wurde die Prenzlauer Zeitung eingestellt. An ihre Stelle trat der Uckermärkische Kurier für amtliche Bekanntmachungen. Die neue Beilage nannte sich Der Nationalsozialist.

In ganz Deutschland wurden «linke» und bürgerliche Zeitungen verboten, zur Einstellung gezwungen, Redaktionen besetzt und beschlagnahmt. Unliebsame Journalisten wurden verhaftet. Carl von Ossietzky (1889-1938), der Chefredakteur der Weltbühne (1926-1933), war einer von ihnen. Er wurde nach dem Reichstagsbrand verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht. 1934 erhielt er den Friedens-Nobelpreis, den er jedoch nicht annehmen durfte. 1934 wurden ca. 1'400 Journalisten entlassen. Ein neues so genanntes Schriftleitergesetz schloss politisch missliebige Journalisten aus ihrem Beruf aus und schränkte die Pressefreiheit drastisch ein.

Lageberichte des SD 1933/1934

Schon vor 1933 hatte ein Vorläufer des Sicherheitsdienstes der SS (SD) ein Netz von Agenten entwickelt, die regelmässig Stimmungsberichte aus dem Volk abliefern. Ab 1933 operierte der SD parallel zur Gestapo. Sie berichteten aus allen Lebensbereichen. 1939 wurden die Sicherheitsdienste im Reichssicherheitshauptamt verschmolzen. Ihre Berichte sollten Partei und Regierung über Missstände im Reiche informieren. So hielt man sich mit deutlicher Kritik nicht zurück, lediglich das Verhältnis des Volkes zum Regime selbst wurde ausgespart.

Die Lageberichte der Gestapo bis 1934 sprachen eine andere Sprache als die manipulierten Zeitungen. Sie sahen überall Unzufriedenheit, Beschwerden, Zersetzung, reaktionäre Umtriebe. Unter besonderer Beobachtung standen die kommunistischen Zellen. Die KPD wurde sofort nach der Machtergreifung in die Illegalität gedrängt. Nach dem Reichstagsbrand wurden Kommunisten systematisch verfolgt. Der Massenverhaftung ihrer Funktionäre einschliesslich der neugewählten Abgeordneten folgte die Beschlagnahme des Vermögens, so dass die KPD schon im März 1933 nur noch im Untergrund existierte. In einigen Städten der Uckermark tauchte immer wieder der Verdacht auf marxistische Umtriebe auf, vor allem in Prenzlau, Templin und Strasburg. Einzelne verdächtige Personen wurden inhaftiert und dem Richter zugeführt. Beschwerde wurde vor allem gegen viel zu niedrige Löhne, steigende Preise von Lebensmitteln und mangelnde Versorgung mit Fetten geführt. Es gab eine Butterkrise, auf die man reimte:

«Heil Hitler ist der deutsche Gruss
statt Butter gibt es Pflaumenmus.»¹⁷²

Eine milde Variante der Witzsammlung des S D.

Eine weitere Gefahr drohte dem neuen Regime von Seiten der Kirche. «Das Treiben der Pfarrer ist durchaus staatsfeindlich», hiess es.¹⁷³

Das Lesen ausländischer Zeitungen und das Abhören fremder Sender war offenbar noch immer populär und eine stete Quelle der Sorge für die Polizei. Denn diese Mitbürger machten damit deutlich, dass sie der Partei nicht glaubten, dem Führer misstrauten. Man unterschied denn auch zwischen solchen Menschen, die erziehbar, d.h. zu beeinflussen waren, und jenen, die nicht erziehbar, also entweder dumm oder böswillig waren. Intelligenz war suspekt. Das machte Hitler in einer Rede am Vorabend der Kristallnacht 1938 deutlich, als er sagte: «Wenn ich so die intellektuellen Schichten bei uns ansehe, leider, man braucht sie ja; sonst könnte man sie eines Tages ja, ich weiss nicht, ausrotten oder so was.»¹⁷⁴

Eine weitere Sorge war die «Reaktion». Der Stahlhelm, der 1934 zum NS-Deutscher Frontkämpfer-Bund (NSDFB) mutiert war, geriet zur Konkurrenz der SA und sammelte vor allem die konservativen Kreise in seinen Reihen. Auch diese waren weitgehend gegen die NS-Propaganda immun, darum wurde dafür plädiert, diesen Unruheherd aufzulösen. Dies geschah im August 1935.

Von besonderer Brisanz war die «Gerüchteküche». Sie versetzte Bürger unnötig in Unruhe, so etwa die Wahrnehmung, dass in den KZs erstaunlich viele Häftlinge «von selbst» zum Fenster herausgestürzt seien.¹⁷⁵ Auch von einzelnen Problemfällen war die Rede: In Lychen hatte ein pensionierter Hauptmann in der Nacht nach der grossen Rede des «Führers» im Zustand der Trunkenheit abfällige Bemerkungen über ihn gemacht und dafür eine Tracht Prügel eingesteckt. Der Richter, dem er vorgeführt wurde, hatte «befremdlicherweise» keinen Haftbefehl erlassen. Für diesen Haftbefehl sorgten dann die Nachbarn des Hauptmannes, die sich in einer Protestversammlung vor seinem Haus zusammenfanden. Ein anderer Bürger hatte sich gewundert, «dass der Strolch [gemeint war der ‚Führer‘] nicht einmal Unteroffizier geworden sei». Auch auf ihn wurde das «Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei» angewandt.¹⁷⁶ «Luftschutzräume bauen schafft Arbeit!» freute sich die Angermünder Zeitung.¹⁷⁷ Wozu brauchte man Luftschutzräume? Der SD beobachtete, dass die sichtbare Aufrüstung der Wehrmacht vielen Angst machte.

Mit Gegenpropaganda, Einschüchterung, Kontrollen, Verboten und Inhaftierungen suchte die Polizei den verschiedenen Formen von Kritik, mangelnder Kooperation und offenem Widerstand zu begegnen. Insgesamt aber lief es aus der Sicht des SD gut. Da mag folgende Bemerkung des Berichterstatters wie ein Stossseufzer der Erleichterung klingen: «Es ist immer wieder festzustellen, dass der Deutsche ungewöhnlich geduldig ist.»¹⁷⁸

«Nationalsozialistischer Ungeist»

In den Jahren vor und nach 1990 haben viele Orte in der Uckermark ihre Jubiläen mit einem Rückblick auf ihre Geschichte gefeiert. In Chroniken von oft über 700 Jahren fanden die Jahre des III. Reiches selten Erwähnung. Jagow machte hier eine Ausnahme:

«Das Jahr 1933 brachte auch in Jagow einige Aufregungen, als die Nationalsozialisten unter Hitler die Macht übernahmen. Es begann auch in unseren Dörfern der SA-Rummel. Andersdenkende wurden verhört und überwacht und Hausdurchsuchungen waren auch vorgekommen. Der nationalsozialistische Ungeist hielt Einzug und es wurde eine Ortsgruppe der NS DAP gegründet, die Hitlerjugend marschierte. Erst später wurde die Tragweite der menschenverachtenden Rassenideologie Hitlers erkannt. Viele Menschen wurden für die nazistischen Ziele missbraucht, und viele haben das im Krieg mit dem Leben bezahlen müssen.»¹⁷⁹

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Das Vereinsleben in der Uckermark florierte auch im Jahr 1933. Landfrauenvereine, Geflügelzüchter, Fischerinnung, Vaterländischer Frauenverein, das Rote Kreuz, Stahlhelm, Bund Königin Luise, Freiwillige Feuerwehr, der Lutherring, der Pferdezuchtverein Falkenhagen – sie alle versammelten sich zu Festen, Vorträgen, Übungen und Aktionen. Die Präsenz der im Reichstag vertretenen Parteien variierte von Ort zu Ort und hing oft von der Initiative eines Einzelnen oder einer kleinen verschworenen Gruppe politisch Aktiver ab. So wurde in Strasburg die KPD 1923 unter der Leitung von Walter Melzer und Paul Ewald mit 200 Mitgliedern gegründet. Die Konservativen traten seit 1920 in der Form der Deutschen Nationalen Volkspartei (DNVP), des Landbundes und des Stahlhelms auf. Der Stahlhelm war eine Nachkriegsorganisation und verstand sich als Interessensverband der Frontsoldaten. 1923 organisierten sich die Frauen im Bund Königin Luise, «eine der beliebtesten Blüten am Baum des deutsch-nationalen Vereinslebens. Er hatte die Aufgabe, männliche Stahlhelmideen in die zarte Welt der Frau zu übersetzen».¹⁸⁰ Ende der zwanziger Jahre wurden die Christlich-Nationale Bauernpartei und die Grüne Front gegründet.

1929 war auch bereits die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter Partei (NSDAP) mit Parteiversammlungen, Aufmärschen der Hitlerjugend und öffentlichen, teils handgreiflichen Auseinandersetzungen in der Uckermark präsent. Studienrat Martin Jaene, ein frühes Mitglied der NSDAP (1921) aus Prenzlau, Mitglied des Preussischen Staatsrates, Provinziallandtagsabgeordneter und

Stadtverordneter, organisierte öffentliche Versammlungen, die nicht selten von Zwischenrufen der Kommunisten gestört wurden. Die Prenzlauer Zeitung kommentierte die Rängeleien zwischen SA und Kommunisten nachsichtig als «heute übliche nette Keilerei». Das Thema eines solchen Vortrags lautete z.B.: «Deutschnationale und Marxisten verraten das deutsche Volk.»¹⁸¹

Jaene gehörte zum linken Flügel der Partei. Bei seinen Schülern auf dem Prenzlauer Gymnasium galt er als guter Pädagoge, aber auch als schwer durchschaubarer Charakter. Lange nach dem Zweiten Weltkrieg erforschten sie seine Biographie. Sein Anliegen sei die soziale Revolution gegen das Grosskapital gewesen. Auf der anderen Seite priesen sie seine vaterländische Gesinnung, seine humanistische Bildung und sein Geigenspiel. Er galt als religiös und bescheiden. Hagen Müller-Stahl erinnerte sich an «Feste bei Jaenes oder bei uns zu Hause, wenn mein Vater auf Urlaub war, da wurden Sketche und kleine Theateraufführungen aus dem Stegreif improvisiert, und ich konnte mich ausschütten vor Lachen».¹⁸² 1933 trat Jaene mit anderen Prenzlauer Parteifunktionären aus der Partei aus und wechselte zu Otto Strassers (1897-1974) Kampfgemeinschaft revolutionärer Nationalsozialisten.

Die Partei entsandte schon lange vor der Machtergreifung geeignete Parteigenossen in Dörfer und Städte, um dort die NS-Organisationen und Kader aufzubauen. Schon 1929 marschierten 800 «braune» Männer am «Uckermark-Tag der SA» durch Prenzlau.¹⁸³ Der Stahlhelm kooperierte mit der SA bei Feierlichkeiten. Das Ergebnis liess sich sehen. Seit 1928 wuchs die Anhängerschaft der NSDAP in Brandenburg stetig an. Auch in Brüssow gab es schon 1929 eine Ortsgruppe der NSDAP unter Führung der Familie Dieckmann. Wilhelm Dieckmann (1901-1945) war 1933 Kreisleiter und baute die Partei und ihre Gliederungen im Kreis Prenzlau von Brüssow aus auf. Dieckmann avancierte zum Kreisbauernführer.¹⁸⁴

In Angermünde sah der Obergebietsführer der Hitlerjugend Ammerlahn im Januar 1934 die Zeit reif, Rudolf Peschke, der die Hitlerjugend am Ort aufgebaut hatte, für neue Aufgaben freizumachen. Sein Nachfolger kam aus Ostrowo im Posenschen.¹⁸⁵ Uckermärkische Mädels wurden zu «Führerinnen» ausgebildet. Durch Sport würden sie zur Mutterschaft erzogen, heisst es in der Angermünder Zeitung. «Von ihnen wird es abhängen, ob die grosse Aufgabe, das Dritte Reich zu bauen, wirklich vollendet gelöst werden kann.»¹⁸⁶

Zwei Jahre nach der Machtergreifung, also 1935 gab es in Brandenburg (Kurmark) 158'262 Parteimitglieder, 229'926 SA-Mitglieder, 164'883 SS-Mitglieder, 180'197 Jugendliche in der Hitlerjugend. Der Schulungsort der Parteigenossen im Kreis Prenzlau war Dedelow. Die selbständigen Vereine und Inte-



Versammlungsraum der Vereine und Parteien in Angermünde

ressensvertretungen wurden entweder in NS-Organisationen überführt, oder sie lösten sich selbst auf. Die Landbünde der Agrarier, der Stahlhelm und viele andere Vereine wurden «gleichgeschaltet».¹⁸⁷

Wie auch überall sonst in Deutschland vollzog sich in Brandenburg, also auch in der Uckermark 1933 ein ‚Elitenwandel‘, d.h. Nationalsozialisten wurden nun planmässig in leitende Funktionen geschleust. Wilhelm Kube (1887-1943) war der neue Oberpräsident von Brandenburg und Gauleiter der Kurmark. Kube wurde in Glogau, Niederschlesien geboren, ging zur Schule ins evangelische Graue Kloster in Berlin, studierte Staatswissenschaft und arbeitete dann für die DNVP, bevor er sich für die Nationalsozialisten entschied.

Am 10. Juni 1934 machte ihn die Stadt Prenzlau zum Ehrenbürger. Im selben Sommer leistete sich Kube in Prenzlau folgende Geschichte. Er hatte die SA der Stadt besichtigt und war mit Begleitung im Weinhaus J.P. Lang am Markt eingekehrt. Als der Wirt ihm am Ende des Gelages die Rechnung von 2'500 RM präsentierte, liess Kube, der sich weigerte, die Rechnung zu begleichen, das Geschäft wegen «unsozialer Gesinnung» des Wirtes schliessen. Der Wirt beschwerte sich beim Reichskanzler persönlich. Der zwang Kube, das Ausschankverbot sofort aufzuheben.¹⁸⁸ 1936 wurde der Oberpräsident u.a. wegen unangemessen üppigen Lebenswandels seines Amtes enthoben. Ab 1941 fungierte er als Kommissar für Weiss-Ruthenien, 1943 fiel dieser bizarre Charakter, der in seiner Funktion in Konflikt mit der SS über deren Juden-Politik geriet, in Minsk einem Anschlag des NKWD zum Opfer.¹⁸⁹

Die Landräte des Kreises Prenzlau wurden von 1817 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs aus der Mitte des uckermärkischen Adels rekrutiert. 1921 hatte Kurt von Lettow-Vorbeck das Amt angetreten, seine Mutter war eine geborene Schröder aus Kraatz. 1933 bat er den Oberpräsidenten Kube nach heftigen Auseinandersetzungen im Kreistag um seine Entlassung. Sein Nachfolger war Dr. Silvio Conti (1899-1938), ein Jurist, der sich nicht nur nicht mit dem Prenzlauer Bürgermeister Dr. Herbert Meyer (1929-1934) vertrat, sondern auch mit der SA und SS vor Ort in Konflikt geriet. Conti fürchtete um seine Sicherheit und liess sich von Landjägern bewachen. Im Oktober 1938 erschoss er sich in seinem Amtszimmer. Sein Nachfolger war der Parteigenosse Werner Kalmus (1892-1972).¹⁹⁰

Wahlen zum Provinziallandtag fanden kurz nach der Reichstagswahl am 12. März 1933 statt. Nachdem die NSDAP 1929 nur 6 der 96 Sitze hatte erringen können, erhielt sie nun 52 Sitze und damit die absolute Mehrheit. Doch die Wahl und die darauffolgende Eröffnung am 10. April durch den neuen Regierungspräsidenten Kube war eine Farce. Kube würzte seine Rede mit Polemik und Drohungen und teilte den vermutlich verblüfften Abgeordneten mit, dass der Landesdirektor, den man hatte wählen sollen, bereits seine Arbeit aufgenommen hatte. Dies war Dietloff von Arnim-Rittgarten (1876-1945), der sich bei seiner Vorstellung offen zu seiner nationalsozialistischen und antisemitischen Haltung bekannte. Bevor Arnim den Provinziallandtag am 17. Mai auflöste, präsentierte er seinen Bericht zur «Säuberung» der Provinzialverwaltung. Arnim wurde in Güterberg/Uckermark geboren, studierte Jura, war von 1900-1919 Landrat und trat aufgrund antidemokratischer Gesinnung vom Amt zurück und aus dem Staatsdienst aus. 1931 trat er in die NSDAP ein. Am 21. August 1944 wurde er von der Gestapo verhaftet, weil er der Kooperation mit den Attentätern vom 20. Juli 1944 verdächtigt wurde. Er hatte seinem Schwager Henning von Tresckow (1901-1944) seine Berliner Wohnung für konspirative Gespräche zur Verfügung gestellt. Arnim wurde seiner Ämter enthoben. Im Mai 1945 nahm er sich zusammen mit Frau und Tochter in Rittgarten das Leben.

Der Landbund wurde in den «Landstand» umgebaut, in ihm sollten alle Landwirte, ob gross oder klein, amtlich erfasst werden. «Eigenbrödlerei» sei nicht mehr erlaubt. Wer nicht freiwillig mitginge, würde gezwungen werden. «Die Liste der Aussenseiter ist schon fertig gestellt.» Eine unmissverständliche Drohung. Max Belbe, Vorsitzender des Kreislandbundes Templin aus Hindenburg, der sich dieses forschen Tons bediente, wurde rasch mit einem neuen Amt belohnt. Er wurde zum Kreisbauernführer ernannt und wünschte als solcher am

22. Dezember 1933 «Frohe Weihnachten. Heil Hitler». Max Belbe, so fanden die Bauern in Templin wenig später heraus, zahlte keine Steuern. Da wollten sie auch keine mehr zahlen.¹⁹¹

Die NSDAP reorganisierte die deutsche Gesellschaft und die Familie. Nachdem Vereine, Parteien und Interessensverbände wie die Gewerkschaften verboten oder gleichgeschaltet waren, gab es ausser in den NS-Organisationen nur noch wenige Möglichkeiten, Gemeinschaft zu pflegen. Die Kirche, die in solchen Situationen Rückzug ins Private, Religiöse ermöglicht, hatte sich weitgehend selbst in Form der Deutschen Christen (DC) den Nationalsozialisten angedient. Und die Familie, der Inbegriff der Privatsphäre, konnte sich dem allmächtigen Anspruch der «Bewegung» oft nur unter Opfern und Gefahr entziehen.

Die Konsequenzen dieser Entwicklungen wurden von den Menschen nicht sofort wahrgenommen oder durchschaut. Wie in der PZ berichtet, wurde zunächst aller Orten durchaus begeistert gefeiert. Doch bald berichtete der SD von Unzufriedenheit und Kritik. Das endlose Feiern und Marschieren mit Fahenschwenken, organisiertem Kirchengang und Heil-Rufen stiessen auch bei den Uckermärkern allmählich auf Widerwillen (1934). Sie fühlten sich von den ständigen NS-Aktivitäten überfordert. «Die grosse Betriebsamkeit auf kulturpolitischem Gebiet wird teilweise als lästiger Zwang empfunden und daher abgelehnt oder sabotiert. Über die erfolgte Zerschlagung kultureller Organisationen mit ihren vielfältigen wirtschaftlichen Möglichkeiten wird immer stärker Klage geführt, da die neuen Massenorganisationen nicht in der Lage sind, diese Kleinarbeit im Einzelnen zu leisten.» NS-Kultur und Dilettantismus schienen überdies identisch zu sein.¹⁹²

Die Autobahn

Bezahlte Arbeit gab es jetzt reichlich. Ein Grossprojekt waren die Autobahnen, die dem deutschen Volk mit grossem Propagandaaufwand als Jahrhundertwerk vorgeführt wurden. «Menschen kommender Jahrtausende werden auf die Reichsautobahn zurückschauen, wie wir heute auf die Pyramiden, die Römerstrassen und die chinesische Mauer.»¹⁹³ In der damals üblichen militarisierten Sprache hiess das Unternehmen «Arbeitsschlacht». Als nächster Schritt sollte das Auto für jedermann, der KdF-Wagen folgen. Die gängige Abkürzung KdF bedeutete «Kraft durch Freude».

Das Projekt fand Hitler 1933 baureif vor. Der Bau der Autobahn, für den Hitler noch lange nach seinem Untergang gepriesen wurde, wurde jedoch zu einem besonderen Problemfall. Der erhoffte Abbau der Arbeitslosigkeit durch den Strassenbau trat nicht ein. Selbst auf seinem Höhepunkt im Jahr 1936 fanden auf den Baustellen nicht mehr als 135'000 Männer Arbeit. Da dann andere Industriezweige wichtiger wurden, wurde mit 3'800 km nur die Hälfte der geplanten Strecke fertiggestellt.

Grosser Unmut herrschte unter den Arbeitern, die für den Autobahnbau geworben worden waren, über die miserablen Arbeitsbedingungen. Nicht alle Arbeiter waren in Arbeitslagern untergebracht, sie mussten häufig lange Wege zum Arbeitsplatz zurücklegen. Die Arbeit war hart, der Lohn gering. Für das Essen vor Ort wurde ein unangemessen hoher Preis bei einem Stundenlohn von 0,51 RM erhoben, die Qualität und Menge der Mahlzeiten waren dabei schlecht und unzureichend. Die Arbeiter litten wegen mangelhafter Kleidung unter der Kälte. Der SD stuft die Proteste der Autobahnarbeiter in den Lagern an der Autobahn Prenzlau als «staatsfeindlich» ein.¹⁹⁴ Der Lagebericht des SD sah all dies mit Sorge: «Der Bau der Reichsautobahnen,» hiess es dort, «ist eine wichtige Massnahme im Rahmen des vom Nationalsozialismus durchgeführten Arbeitsbeschaffungsprogramms und damit gleichzeitig ein Propagandawerk für den Nationalsozialismus. Dieses Werk verliert aber einen wesentlichen Teil seiner Werbekraft, wenn die Arbeiterschaft insbesondere unter dem Eindruck der bekanntermassen auf den Baustellen der Reichsautobahnen starken kommunistischen Hetze das Gefühl erhält, vom Staat ausgenutzt und ‚ausgebeutet‘ zu wer-



Autobahnbau

den.»¹⁹⁵ Die Arbeiterlager Schmölln und Hohen- güstow an der Autobahn Stettin-Berlin mit ihren im Berliner Wedding, in Moabit und Neukölln rekrutierten Arbeitern waren besondere Brennpunkte. Der sogenannte Sopade-Bericht (1935) des Exilvorstandes der SPD in Prag zum Autobahnbau trug die Überschrift «Das Los der Zwangsarbeiter» und stellte fest, «die Antreibung während der Arbeit (ist) unbeschreiblich, so dass Unfälle fast täglich vorkommen.»¹⁹⁶

Reichsarbeitsdienst

Die Arbeitslosenquote in Brandenburg war 1933 weit höher als im Reichsdurchschnitt. Auf Grund der Arbeitslosigkeit in den Städten hatte eine Rückwanderung aufs Land begonnen. 1933 arbeiteten noch 28% der Bevölkerung in der Landwirtschaft. Im Januar 1933 gab es in Brandenburg 32,7% Arbeitslose, im Reich dagegen 9,2%. Durch Verdrängung der Frauen aus der Arbeit, Arbeitsbeschaffungsmassnahmen, Reichsarbeitsdienst, Wehrpflicht und Aufrüstung wurde der Anteil der Arbeitslosen in Brandenburg im Dezember 1934 auf 11,1%, im Reich auf 3,5% gesenkt. Dabei stagnierten die Löhne bei laufender Preissteigerung. Dennoch blieb vielen Deutschen diese Zeit als eine positive Wende in Erinnerung, denn sie hatten Arbeit.¹⁹⁷



Junge Mädchen im Landjahrlager Kraatz, 1939

Ein Freiwilliger Arbeitsdienst war bereits 1931 unter der Regierung Brüning eingerichtet worden, um die arbeitslosen Jugendlichen «von der Strasse zu holen». Zuletzt umfasste er 100'000 Arbeitswillige. Der Reichsarbeitsdienst (RAD) wurde am 26. Juni 1935 per Reichsgesetz eingeführt. Er unterstand dem Reichsministerium des Inneren. Alle männlichen Jugendlichen ab 18 Jahren wurden zu einem sechsmonatigen Arbeitseinsatz verpflichtet. Der weibliche RAD war noch bis 1939 freiwillig. Die Jugendlichen wurden kaserniert, es herrschte Uniformpflicht. Die Frage der Produktivität dieser Arbeiter war zweitrangig. Der Arbeitsdienst hatte vor allem

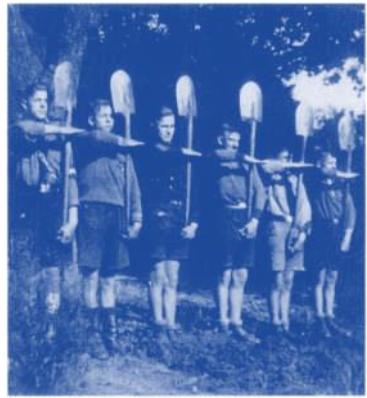
auch ein pädagogische Ziel. Er diente der Schaffung einer nationalsozialistischen Jugend und ihrer Disziplinierung durch militärischen Drill. Lager des RAD gab es in verschiedenen Dörfern und Städten der Uckermark.

Eine andere Einrichtung der Nationalsozialisten war das Landjahrlager. Eines davon war im Schloss Kraatz untergebracht. Das Gut war 1930 verkauft und aufgesiedelt worden, das Schloss wurde 1934 vom Staat gekauft. In den Jahren 1935-1937 waren dort junge Männer zur vormilitärischen und landwirtschaftlichen Ausbildung einquartiert, danach bis 1943 waren es junge Mädchen, die den Bauern im Haus und auf den Feldern bei der Ernte halfen. Das «Landjahr» war eine Erfindung des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Es ersetzte ein neuntes Schuljahr und sollte aus 14jährigen städtischen Mädchen begeisterte Nationalsozialisten machen. Im April 1934 wurden 20'000 Schülerinnen ausgewählt und quer durch Deutschland auf die Dörfer in Lager verschickt, wo sie in einer idealisierten Lebensform zu Volksgenossen erzogen wurden. Inhalt der Erziehung war: Unbedingter Gehorsam, Härte gegen sich selbst, militärischer Drill, Schweigemärsche, Nachalarm, Appelle, Disziplin. Abseits moderner Städte wurde hier die Agrarromantik von «Blut und Boden» gefeiert.¹⁹⁸

Die Mädchen in Kraatz kamen aus Schlesien oder dem Rheinland. Der Arbeitstag war streng reglementiert. Einheitliche Arbeitskluft war vorgeschrieben, Briefe wurden kontrolliert. In der Freizeit wurde Sport getrieben, Musik gemacht, Ausflüge und Feste unterbrachen den Alltag. Bei den Bauern waren die Mädchen beliebt, sie brachten Leben und Unterhaltung ins Dorf. «Die feste Bindung an eine Familie hielt oft lange über dieses Jahr hinweg», schreibt Ute Bleich, die Kraatzer Chronistin, «in einigen Fällen bis in die jüngste Zeit».¹⁹⁹ In nächster Nähe von Kraatz, in Hildebrandshagen gab es ein Reichsarbeitsdienst-

lager ausschliesslich für junge Mädchen – Arbeitsmädchen genannt, die beim Bauern im Haushalt, im Stall und auf dem Feld arbeiteten. Das Arbeitslagerlied ging so:

«Nun auf in die Arbeit! Der Morgen begann
aus schimmernden Wolken zu scheinen –
Nun hebt die Arbeit zu rufen an
und will uns wieder vereinen!
Die Augen hell und die Hände bereit
für die neugewordene grosse Zeit!»²⁰⁰



«Antreten zu Meliorationsarbeiten»,
Arbeitslager 1936

Das Kontrastprogramm wurde nach alter Tradition noch auf den Gütern gelebt. Das Erntedankfest z.B. hatte in Blankensee ein eigenes Ritual, in dessen Mittelpunkt der Gutsbesitzer stand. Alle Gutsarbeiter nahmen an einem Umzug durch das Dorf teil, der Inspektor zu Pferde, die anderen auf Fuhrwerken: allen voran der Buchhalter mit einem langen Bleistift, gefolgt vom Schmied, dem Gärtner, den Schnitterinnen und vielen Kindern. Die Ochsen vor den Wagen wurden mit Blumen geschmückt. Auf dem letzten Wagen, der vor dem Schloss vorfuhr, thronte eine der Frauen, die das Erntegedicht vortrug:

«Wir banden zum Kranze
die goldenen Ähren
um ihn der Herrschaft zu geweiht,
brachten, geleitet mit göttlichem Segen,
euch die reiche Ernte ein.
Gefüllt sind die Scheunen,
die Keller und Böden.
Wo ihr hinblicket ist Fülle im Haus.
Das Vieh auf der Weide gedeihet.
Es flattern die Tauben
wie Grüsse hinaus.»²⁰¹

Diese Traditionen standen jedoch nicht im Widerspruch zur NS-Ideologie. Im Gegenteil, sie waren ja Teil deutschen Volkstums und ländlicher Sitte, die die neue Zeit schätzte.

Auch andere Berufsgruppen und die Beamten wurden «gleichgeschaltet» und «erzogen», sie wurden zu Fortbildungskursen geschickt, wo sie mit der Sprache und dem Programm des Nationalsozialismus vertraut gemacht wurden, z.B.



Handwerkertag in Fürstenwerder: Die Maurerfeiern

die Postbeamten, die auf einem 14tägigen Lagerlehrgang in Templin dem Staatssekretär im Reichspostministerium Dr. Ohnesorge lauschten: «Und so tun wir unseren Dienst nicht als Schreiber oder Rechner oder sonst etwas, sondern unsere Sinne lauschen jedem Wort des Führers und prüfen daraufhin unsere Handlungen und treffen unsere Entschlüsse. (...) Werden Sie engste, einander voll vertrauende Kameraden im Geiste Adolf Hitlers in diesem Lagerleben und mehr, was Sie erworben haben nach Rückkehr in die Heimat, in nie verzagendem Mut, in nie erlöschender Glut.» Die klassenlose Kameradschaft sollte an die Stelle einer Klassengesellschaft treten. Alle waren gleich, mit Oben und Unten sollte nun Schluss sein. In Templin wurden auch Mitglieder der HJ, SA, SS und Parteigenossen geschult.²⁰²

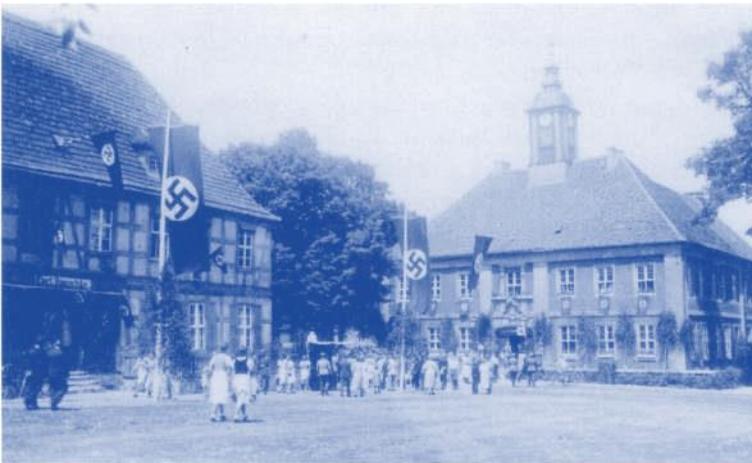
Auch in den Schulen der Uckermark zog der neue Geist ein. 1937 feierte das humanistische Joachimsthaler Gymnasium das 330. Bestehen der Schule mit Verbeugungen vor dem «Führer». Mit Zitaten aus der griechischen Literatur und von Stefan George wurden Bezüge zur neuen NS-Bewegung hergestellt. Pfarrer Augustat schloss mit den Worten: «Zum Wiederaufbau unseres Volkslebens sind wir auch aufgerufen durch den Führer, den Gott uns gab, und durch unser Volk, in das er uns hineinschuf.»²⁰³ 1942 entstand im Joachimsthaler Gymnasium eine sogenannte NAPOLA, eine Schule zur Heranbildung einer NS-Elite.

Fremd- und Zwangsarbeiter

Die Landwirtschaft in der Uckermark litt an einem chronischen Mangel von Erntehelfern und Landarbeitern. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten Schnitter aus dem Osten, aus Polen, Weissrussland und der Ukraine Jahr für Jahr die Lücke gefüllt. Diese Menschen, die vor der Armut in ihrer Heimat flüchteten, waren anspruchslos. Sie akzeptierten den niedrigen Lohn und die halb-feudale Abhängigkeit. Sie kamen im Frühjahr und gingen vor Einbruch des Winters. So gab es keine Kontinuität in den Beziehungen, und sie erwarben keine Ansprüche auf Bürgerrechte. Als während des Ersten Weltkrieges der Weg versperrt war, blieben diese «Fremdarbeiter» aus. An ihre Stelle traten Kriegsgefangene. Von den über zwei Millionen Gefangenen wurden 45% in der deutschen Landwirtschaft eingesetzt.

Nach dem Krieg wurde die Frage des Arbeitermangels in der Landwirtschaft offen diskutiert. Zunächst wurde nach eigenen Lösungen gesucht, also Steigerung der Geburtenrate in der ländlichen Bevölkerung, bessere Wohnbedingungen, Gesundheitsvorsorge. Ausländer waren nicht erwünscht. Sie nahmen den Deutschen die Arbeit weg, hiess es. Schnitter aus Polen wurden dennoch gebraucht. Sie mussten beantragt und registriert werden. Sie erhielten monatlich ca. 200 Mark weniger als deutsche Arbeiter und wurden zu Arbeiten eingeteilt, die diese nicht mehr leisten wollten: das Ausräumen von Gräben, Rübenpflege, Akkordarbeit, usw. «Bei den Klockower Landarbeitern verbreitete sich der national verbrämte Glaube, dass sie zu einer höheren Arbeiterkategorie gehören

700-Jahrfeier der Stadt Angermünde



und sich nicht mehr zu den Parias der Gesellschaft rechnen müssen.»²⁰⁴ Das war sicher nicht nur in Klockow so.

Mit der Intensivierung der Rüstungsproduktion ab 1934 war das Reservoir an Arbeitern bald erschöpft. Landarbeiter wanderten wieder in die Städte, auf dem Land machte sich erneut ein Mangel an Arbeitskräften bemerkbar. Arbeiter wurden nun wieder im grossen Stil aus den östlichen Nachbarländern angeworben, aus der Tschechoslowakei, Polen und Ungarn. Sie wurden vor allem auch in der Industrie eingesetzt. Polen stellte ein begrenztes Kontingent zur Verfügung, das allerdings nicht ausreichte. Ab 1938 gab es eine Fremdarbeiter-Kartei. Sondergesetze stellten diese Arbeiter ausserhalb der deutschen Rechtsordnung.

Mit dem Beginn des Krieges im Herbst 1939 verschärfte sich die Lage in den landwirtschaftlichen Betrieben. Landwirte und Landarbeiter wurden eingezogen, kämpften an den Fronten und starben. Sie wurden ersetzt durch Millionen von Zwangsarbeitern, Männern und Frauen, die aus den besetzten Gebieten Europas zum Teil von der Strasse, aus dem Kino und aus ihren Häusern geholt wurden, und durch Kriegsgefangene: Franzosen, Polen, Russen, Belgier, Italiener. Nach der Besetzung von Frankreich im Juni 1940 kamen die ersten französischen Zwangsarbeiter auf die Güter und Bauernhöfe der Uckermark. Der Umgang mit ihnen war nicht immer konfliktfrei. «Der Hofmeister Blank», erinnert sich Clara von Arnim, «dessen Obhut die Gefangenen zunächst unterstellt wurden, war zwar ein braver Mann, er hatte aber als ehemaliger Unteroffizier aus dem Ersten Weltkrieg einen barschen preussischen Kommandoton am Leibe, der die Franzosen in rebellische Stimmung versetzte.»²⁰⁵ Die Kolonne wurde aufgelöst, den Arbeitern selbstständige Arbeit zugeteilt. Bewacht wurden sie von einem alten Soldaten, der mit seinem Gewehr auf dem Hof hin- und hermarschierte.

Diese Zwangsarbeiter ersetzten die Deutschen, die an der Front standen. «Unser kleines Menkin», schrieb Joachim von Winterfeldt in einem Brief Anfang Februar 1944 an einen Freund, «hat bereits 15 prachtvolle Jungs hergeben müssen, die besten, die wir hatten. Auf dem Hofe siehst Du fast nur Russen und Polen, die auch die Pferdegespanne und die wertvollen Maschinen – übrigens nicht übel – bedienen.»²⁰⁶ In der Landwirtschaft waren ihre Arbeitsbedingungen vergleichsweise human. Wo sie jedoch in Lagern in grosser Zahl zusammengepfercht lebten, grassierten Krankheiten und Hunger. Viele Menschen starben. Über die Situation in Klockow heisst es : «Die Schnitterkaserne konnte das angelieferte Menschenmaterial nicht mehr fassen; neue Unterbringungsmöglichkeiten wurden in der Brennerei und auf dem Gutshof geschaffen. Der Status die-

ser Arbeitskräfte war mit dem der früheren Saisonarbeiter nicht mehr vergleichbar. Die Zwangsarbeiter wurden in einer modernisierten Sklaverei gehalten. Sie wurden durch besondere Kennzeichen stigmatisiert: Polen wurden durch ein «P» gekennzeichnet, Personen aus den sowjetischen Territorien hatten einen Aufnäher «Ost» zu tragen. Ihr Freiraum war beschränkt, die Unterbringung unwürdig und die Verpflegung minimal.»²⁰⁷

Den grösseren Gütern wurde eine oft stattliche Anzahl von Arbeitern zugeteilt. In Kröchlendorff z.B. waren es 1940 zwanzig Franzosen und vierzig Polen. Bei kleineren Betrieben blieb die Zahl überschaubar, so dass sich engere Beziehungen entwickeln konnten. Wer im Krieg auf dem Lande gelebt hat, wird sich noch an diesen oder jenen Zwangsarbeiter erinnern, an Jean aus Metz oder Maria aus Lodj. Ein enger familiärer Kontakt war zwar offiziell und unter Androhung von Strafe untersagt. Doch hat sich mancher Bauer und Gutsbesitzer nicht darum geschert.²⁰⁸ Liess sich ein deutsches Mädchen mit einem Zwangsarbeiter ein und wurde denunziert, wurde sie verfehmt und ihr Kopf geschoren, oder sie kam ins KZ. Der «Geliebte» wurde umgebracht, wie in jenem Fall in Röpersdorf, wo ein junger Pole «irgendwo auf freiem Feld» aufgehängt wurde.²⁰⁹ Brandenburgische Gerichte, unter anderem die Staatsanwaltschaft Prenzlau verfolgten zahlreiche Personen wegen «verbotenen Umgangs» mit Kriegsgefangenen.²¹⁰ Damit ein solcher «Fall» den Gerichten bekannt werden konnte, musste er zunächst denunziert werden. Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter versuchten auch immer wieder zu flüchten. «Auf der Flucht erschossen» wurde dann als «Selbstmord» deklariert.

Am Kriegsende, als die Bäuerin ihren Wagen für die Flucht belud, packte ‚ihr‘ Pole oder Franzose mit an, setzte sich auf den Kutschbock und teilte das Leid der Familie. «Ein Glück auch für uns», berichteten Hildegard und Wolfgang Neels aus Fürstenwerder, «dass ein Teil der Fremdarbeiter aus Polen und der Ukraine, die während des Krieges in Fürstenwerder arbeiten mussten, auf der Flucht und auf dem Rückweg dabei waren. Diese konnten, weil sie während ihres Einsatzes in Fürstenwerder gut behandelt wurden, das Schlimmste verhüten. Sie besorgten neue Pferde, verhandelten mit ihren Landsleuten und brachten uns relativ sicher und gesund wieder nach Hause.»²¹¹ Jahrzehnte nach dem Krieg kehrte manch ein Zwangsarbeiter in den Ort, in den man ihn verschleppt hatte, zurück, um nach ‚seiner‘ Familie zu schauen, ob sie noch lebte, oder einfach, um sich zu erinnern.

Jagdleidenschaft

Unter der Elite der NSDAP erfreute sich der Norden Brandenburgs grosser Beliebtheit. Die Nähe zur Hauptstadt Berlin und der Reiz seiner Natur dürften den Ausschlag gegeben haben. Auch die Möglichkeit, hier zu jagen, spielte eine Rolle.

Der Wald in der Uckermark war teils in privater Hand, teils Stadt- oder Staatsforst. Einer der grössten Waldbesitzer war der Graf Redern auf Görldorf im Kreis Angermünde mit mehreren tausend Hektar Wald. Nachdem der Erbe Wilhelm Heinrich von Redern im Ersten Weltkrieg gefallen war, fiel das Gut an die Gräfin Viktoria Maria von Redern, die 1917 den Fürsten Ernst von Lynar geheiratet hatte. Der Wald wurde von der gräflichen Forstverwaltung in Neuhaus/Greifenberg verwaltet, er bestand aus fünf Revieren, beschäftigte 64 ständige Waldarbeiter und 40-50 Saisonarbeiter. Es handelte sich, wie auch grosse Teile der angrenzenden Schorfheide, fast ausschliesslich um Nadelholz, Kiefer, Fichte, Douglasie und japanische Lärche. Zum gesellschaftlichen Leben auf den Gütern bei Arnims, Holzendorffs oder Rederns gehörten die grossen Jagden, zu denen Freunde, Verwandte und Prominente von fern und nah anreisten.²¹²

Insbesondere die Schorfheide, ein Jagdgebiet am südlichen Rand der Uckermark, war extrem wildreich und genoss darum einen auch zweifelhaften Ruhm. Schon unter den Hohenzollern war es ein begehrtes Jagdrevier. Jagden dienten auch der Repräsentation, Geselligkeit und Pflege politischer Beziehungen. Die freie Jagd wurde eingeschränkt, das Revier blieb den Hofjagden ab 1869 ganz vorbehalten. Fünf Forstämter sorgten für die Pflege des Reviers – Grümnitz, Gross Schönebeck, Reiersdorf, Zehdenick und Pechteich. Im Jahre 1886 wurden innerhalb einer Stunde 323 Stück Wild erlegt. Unter den Gästen waren der russische Zar, der Reichskanzler und andere prominente Politiker. Das Wild, das angefüttert wurde, wurde von den Treibern direkt vor die Flinten der Jäger getrieben. All dies galt eigentlich als nicht waidmännisch. Auch Reichspräsident Hindenburg kam zur Jagd in das Haus Am alten Kalkofen am Werbelinsee nahe Joachimsthal, ein Geschenk des Zaren an Wilhelm II.²¹³ Doch nicht nur prominente Gäste frönten der Jagdleidenschaft. Die Schorfheide wurde auch von Wilddieben heimgesucht, die es auf beliebte Trophäen, kapitale Hirschgeweihe und anderes abgesehen hatten. Nach dem Bau der Autobahn Berlin-Stettin 1937 wurde ein Wildgatter in einer Länge von 200 km um 50'000 Hektar Wald gebaut. In der DDR wurde das Gatter von der Nationalen Volksarmee erneuert.

Mit dem Reichsforstgesetz von 1934 wurde die gesamte deutsche Forstwirtschaft zentralisiert. An der Spitze stand der Reichsforst- und Reichsjäger-



Waldarbeiter und Forstbeamte in der Zerweller Heide

meister Hermann Göring (1893-1946). Göring gehörte zu den Mitbegründern der NSDAP. Seit 1928 sass er als Abgeordneter im Reichstag. 1932 wurde er Reichstagspräsident. In Hitlers Kabinett vertrat er später das Reichsministerium für Luftfahrt. Göring hatte sich im Ersten Weltkrieg als Jagdflieger hervorgetan und war Pour le Merite-Träger. Auf Grund seiner Rolle im Weltkrieg war er sehr populär und besass eine starke Werbewirkung. Ihm gelang es, Beziehungen der Partei zum Adel, zum Offizierskorps und zu Industriekreisen herzustellen und zu pflegen. Im Unterschied zu anderen führenden Nationalsozialisten erfreute sich Göring einer Akzeptanz unter den Konservativen. In den dreissiger Jahren pflegte er eine enge Beziehung zum Hohenzollernprinzen und SA-Führer August Wilhelm von Preussen, genannt Auwi.

Göring war ein passionierter Jäger und liess sich in der Schorffheide am Grossen Dölln See häuslich nieder. Sein Haus nannte er Carinhall nach seiner 1931 verstorbenen ersten (schwedischen) Frau. In Anwesenheit von Hitler wurde Carin unter den Klängen von Wagners Götterdämmerung in einem Mausoleum beigesetzt. 1936/37 liess Göring das Haus zu einem «deutsch-germanischen» Herrensitz ausbauen. Hier empfing er Gäste, Kunstexperten, Parteigenossen und aussenpolitische Würdenträger, u.a. den italienischen Faschistenführer und Ministerpräsident Mussolini. Göring war berühmt und schliesslich berüchtigt für seine Luxusentfaltung, Eitelkeit und die Neigung zum Kunsterwerb. In Carinhall hingen viele der bedeutendsten Gemälde der europäischen Malerei. Auch die Jagd nutzte er zur Selbstinszenierung. Er gründete die Stiftung Schorf-

heide und erklärte das Waldgebiet zum Reichsschutzgebiet. Wege wurden gesperrt und Gehege für Wisente, Wildpferde und Elche angelegt.²¹⁴ 1937 wurde eine Tagung des Deutschen Forstvereins in Form eines mittelalterlichen Jagdlaagers mit 2'000 Forstleuten aus ganz Deutschland am Ufer des Werbellin-Sees abgehalten. Zum Programm gehörten Ochsen und Schweine am Spiess, Wisentschiessen mit Pfeil und Bogen, und auf einem Floss inmitten des Sees tanzte das Ballett der Deutschen Staatsoper.²¹⁵

Was Göring nicht in seinem Revier fand, konnte wohl ein Nachbar bieten. Der Fürst Eulenburg auf Liebenberg, ein Enkel von Philipp Eulenburg, dem engen Vertrauten Wilhelm II., verstand den Wink und lud ihn zu sich ein. Zwischen 1934 und 1939 jagte Göring regelmässig im Liebenberger Revier. Als Belohnung lud er Eulenburg-Hertefeld mit seiner Familie zu sich nach Carinhall ein. Der Enkel Philipp Eulenburgs berichtete von diesem Besuch: Nachdem die Familie im Wald versteckte SS-Wachen passiert hatte, erblickte sie das sagenhafte Carinhall. «Die ganze Anlage war geschickt in die leicht hügelige Landschaft hineinkomponiert: niedrige, breitbedachte nordische Häuser, aus denen am Ende eines weiten baumbestandenen Hofes das Hauptgebäude mit einer breiten, sanft ansteigenden Granittreppe den Abschluss bildete.» Göring im Jagdanzug mit seiner zweiten Frau Emmi, geborene Sonnemann, standen zum Empfang bereit. Sie war in ein fliessendes weisses Gewand gehüllt. Als die Gäste die grosse Halle mit dem offenen lodernnden Feuer betraten, erhob sich gähnend ein junger Löwe von einem Fell. «Völlig ungefährlich», bemerkte der Gastgeber. Die Wände waren mit kostbaren flämischen Gobelins geschmückt.²¹⁶

Mit dem Reichsjagdgesetz vom 3. Juli 1934 wurde für das gesamte Reich auch ein überall geltendes Jagdrecht beschlossen. «Der deutsche Jäger», referierte 1937 der Kreisjägermeister Kahl im Prenzlauer Heimatkalender, «verwaltet und schützt als Treuhänder seines Volkes das Wild der Heimat, das nicht mehr herrenloses Gut, sondern Allgemeingut des deutschen Volkes ist. Nur wer weidgerecht jagt, deutsch denkt und fühlt, darf als Jäger in deutschen Gauen die Büchse führen.» Das Reichsgebiet wurde nun in Jagdgäue eingeteilt. Der Gaujägermeister für die Kurmark, zu der die Uckermark gehörte, war Freiherr von Dungen. «In tiefer Liebe zu Volk und heimatlichem Boden erliess unsere Regierung des Jagdgesetz,» schloss der Autor dieses Aufsatzes. Als Dank dafür gaben Jäger Wild an das Winterhilfswerk ab, das den Ärmsten zugutekommen sollte.

Ab 1943 diente Carinhall Hermann Göring als Zufluchtstätte und offizielles Luftwaffenhauptquartier. Das Gelände war untertunnelt und unter Tarnnetzen versteckt. Bevor er es am 20. April 1945 verliess, gab er einem Trupp Pionieren den Auftrag, das Gebäude zu sprengen.

Hermann Göring trat in der Uckermark auch in seiner Funktion als Preussischer Ministerpräsident in Erscheinung. In Jahr 1935 überreichte er dem greisen Feldmarschall August von Mackensen (1849-1945) im Auftrag Adolf Hitlers die ehemalige preussische Staatsdomäne Brüssow mit 1'200 Hektar Land als Dotation. Anwesend waren die Reichsminister Popitz, Freiherr von Neurath und Graf Schwerin von Krosigk, Parteiführer und eine Abordnung der Wehrmacht. Mackensen, der Sohn eines bürgerlichen Landmannes, war einst zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt worden. Er machte in der Armee eine erstaunliche Karriere. An Kaisers Geburtstag 1899 wurde er geadelt. Der Hofprediger Johannes Kessler beschrieb ihn als den «ewig-jungen Feldmarschall, diese elastische, durchdisziplinierte, aristokratische Gestalt im schwarzen Husaren-Attila, diesen markanten Kopf mit dem schlohweissen vollen Haar und buschigen Brauen, mit der hohen Totenkopf-geschmückten Pelzmütze und vor allem mit den blitzenden Augen.»²¹⁷ Mit einem Wort, ein Publikumsliebling. Der Besuch aus Berlin verursachte auf dem Prenzlauer Markt einen Volksauflauf. Dieter Schniek wurde als Kind von den Eltern mitgenommen zu diesem Schauspiel. «Ich meine heute noch», schrieb er, «es sei am Abend gewesen, und alles war festlich mit Fackeln erleuchtet. Mein Vater versuchte, ihn mir unter dem Aufgebot an staatstragenden Personen zu zeigen, aber es klappte wohl nicht, ich behielt ihn aber seitdem als eisgrauen Herrn mit Pudelhund im Gedächtnis».²¹⁸ Als Mackensen 1939 seinen 90. Geburtstag feierte, reiste sogar Adolf Hitler an. «Der Tag, an dem der Führer unter dem Jubel der Einwohner durch die Strassen Brüssows fuhr, ist ein für immer denkwürdiger Tag in ihrer Geschichte.» So der Chronist Emil Schwartz im Jahr 1941.²¹⁹

Hohenlychen

Im Dezember 2000 erschien das Buch Aufstieg und Niedertgang der Heilanstalt Hohenlychen (1902 bis 1945), der Autor ist Hans Waltrich, ein Bürger der Stadt Lychen. Er zeichnete die Geschichte der Institution nach, deren Mitarbeiter während des Zweiten Weltkrieges an menschenverachtenden Forschungen mitwirkten. Gemeinsam mit der Gedenkstätte Ravensbrück und Jugendprojekten wie der Bruchbude in Milmersdorf wurden im Zusammenhang mit dieser Veröffentlichung Führungen durch das Gelände der Anstalten unter dem Motto «Wider das Vergessen» unternommen.

Diese Hochburg der Nationalsozialisten lag etwas abseits von Templin. Die Heilanstalt Hohenlychen war 1896 als Tuberkulose-Krankenhaus für Männer gegründet worden. Schon wenige Jahre später wurde es um weitere Gebäude

für Frauen und Kinder erweitert. Es wurde vom Deutschen Roten Kreuz geführt und finanzierte sich aus Spenden. Der Gründer und Motor dieses Krankenhauses war der Arzt Professor Gotthold Pannwitz. Er starb 1926.

Im Mai 1933 wurde der Vorstand entlassen und durch Parteimitglieder ersetzt. Das Personal wurde «gesäubert», d.h. jüdische Ärzte erhielten Arbeitsverbot. Der neue Vorstandsvorsitzende war der Reichsärztesführer Dr. Leonardo Conti (1900-1945), ein Bruder des Prenzlauer Landrates. Conti, Sohn eines italo-schweizerischen Vaters, ging in Berlin zur Schule. Schon als Student gehörte er zur völkischen Bewegung. 1927 trat er der NSDAP, 1930 der SS bei. Als Chef des Berliner Gesundheitswesens betrieb er die Ausgrenzung jüdischer Ärzte. 1939 wurde er Reichsgesundheitsführer und Leiter des NS-Hauptamtes für Volksgesundheit. Er war mitverantwortlich für das Euthanasie-Programm und für Menschenversuche in Konzentrationslagern. Nach seiner Verhaftung im Mai 1945 erhängte sich Conti in seiner Zelle.²²⁰

Der neue Chefarzt in Hohenlychen hiess Dr. Karl Gebhard (1897-1948), ein alter Bekannter und Hausarzt der Familie von Heinrich Himmler aus Landshut und ein Schüler des berühmten Chirurgen Ferdinand Sauerbruch. Das Schwergewicht lag nun auf der Sportmedizin und der Chirurgie, der Mutter-Kind-Erholung und der sogenannten Volksfürsorge. Gebhard, der auch Leibarzt von Heinrich Himmler (1900-1945), Reichsführer der SS, und beratender Chirurg der SS war, führte eine Privatstation für die «Elite». Ausserdem war er Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, Oberster Kliniker von Hohenlychen und SS-Chefarzt des SS-Lazarettes während des Krieges. Dauergast in Hohenlychen soll der Stellvertreter Adolf Hitlers Rudolf Hess (1894-1987) gewesen sein.²²¹ Himmler lebte mit seiner Sekretärin Hedwig P. und zwei illegitimen Kindern, die in der Klinik Gebhards geboren wurden, in der Nähe der Compturei Lychen. Gebhard gab während des Ärzteprozesses in Nürnberg zu Protokoll: «Die Besuche Himmlers bei seiner Familie in meiner Klinik verlangten jedes Mal das Aufgebot eines sichernden Apparates der Gestapo.» Hitler selbst stattete Hohenlychen 1935 einen offiziellen Besuch ab.²²²

Der Ärztestab des Krankenhauses war während des Krieges an Menschenversuchen beteiligt. Dabei ging es vor allem um die Suche nach Sulfonamiden für die Heilung septischer Wunden. Die Versuche wurden in Konzentrationslagern an Gefangenen durchgeführt, u.a. an Frauen in Ravensbrück. Herta Oberheuser (1911-1978), seit 1937 Mitglied der NSDAP, bewarb sich 1940 als Fachärztin für Haut- und Geschlechtskrankheiten an das Konzentrationslager



Die Heilanstalt Hohenlychen

Ravensbrück. In Zusammenarbeit mit Gebhardts Assistenzarzt Fritz Fischer führte sie 1942 die von Himmler angeordneten extrem grausamen Versuche an Frauen im Lager durch. Als Kandidatinnen bevorzugt wurden junge Polinnen, darunter Studentinnen, Lehrerinnen und Frauen aus dem polnischen Widerstand. Sie wurden mit Gasbrand infiziert, der hohes Fieber zur Folge hatte, und an dem 13 Opfer sofort starben. Andere wurden später ermordet. Im Mai 1943 wurde vor 200 Ärzten über diese Menschenversuche in Berlin Bericht erstattet. Darunter war auch der berühmte Chirurg Ferdinand Sauerbruch, der später angab, «es sei damals nicht von Häftlingen, sondern von zum Tode verurteilten Verbrecherinnen die Rede gewesen.»²²³ Es ist nicht bekannt, dass gegen diese Versuche von Seiten der Ärzteschaft protestiert wurde. Oberheuser wurde befördert und nach Hohenlychen versetzt.²²⁴ Herta Oberheuser wurde im Nürnberger Ärzteprozess zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, wegen guter Führung nach sieben Jahren entlassen. Danach war sie als praktische Ärztin in Stocksee/Plön tätig bis zu ihrer Entdeckung durch ehemalige Insassen des KZ Ravensbrück.

Am 6. März 1944 zerstörten amerikanische Bomber Teile von Templin und des Krankenhauses Hohenlychen, obwohl es mit einem Roten Kreuz gekennzeichnet war. Die Einrichtung wurde 1945 ein Opfer plündernder Rotarmisten. Ab 1947 diente es als russisches Militärlazarett. Bis 1993 blieb die Krankenhausanlage unter russischer Regie.

Das Konzentrationslager Ravensbrück

Kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurden die ersten Konzentrationslager in Deutschland errichtet. Insgesamt sollten es 80 solcher Lager werden. Die zentrale Verwaltung der KZs befand sich ab 1934 im Dienstgebäude der Gestapo in der Berliner Prinz Albrechtstrasse 8. Die Wachtruppen der KZs, die ab 1936 SS-Totenkopfverbände hiessen, unterstanden dem Reichsführer SS Heinrich Himmler. Im selben Jahr wurde das neue KZ Sachsenhausen bei Oranienburg errichtet, in dem auch die Inspektion der Konzentrationslager und die Führung der SS-Totenkopfverbände im sogenannten T-Gebäude untergebracht waren. Vor Beginn des Krieges im September 1939 waren in den KZs 21'000 Menschen inhaftiert.²²⁵

Das Konzentrationslager Ravensbrück, von dem schon im Zusammenhang mit Hohenlychen die Rede war, wurde 1938 im Landkreis Templin, am Rande des Städtchens Fürstenberg, eingerichtet. Es war das grösste Frauen-KZ in Deutschland. Zehntausende Frauen aus Deutschland und dem europäischen Ausland wurden hier in Baracken unter unglaublich entwürdigenden und brutalen Umständen eingesperrt, gequält und ermordet. Viele von ihnen waren politische Häftlinge, die im Widerstand aktiv waren. Innerhalb und ausserhalb der Lagermauern, in Rüstungs- und Privatbetrieben, im Strassenbau und auf dem Bau wurden sie unter den Augen von weiblichem Aufsichtspersonal zu Schwerstarbeit gezwungen. Auch hier galt, wie in den anderen der SS unterstehenden Lagern das Prinzip «Vernichtung durch Arbeit».

Eines der zahllosen Aussenlager, das den Namen Uckermark trug, wurde für sogenannte «asoziale» Jugendliche eingerichtet. Als «asozial» galt entsprechend eines Erlasses von 1937, «wer durch gemeinschaftswidriges, wenn auch nicht verbrecherisches Verhalten zeigt, dass er sich nicht in die Gemeinschaft einfügen», (...) «sich der in einem nationalsozialistischen Staat selbstverständlichen Ordnung nicht fügen» will.²²⁶ Auf diese Weise nahm sich der Staat die Freiheit, ganze Familien in Lagern einzusperren. Straffällige minderjährige Jugendliche, deren «verbrecherischen Neigungen» angeblich auf einer Erbanlage beruhten und die als nicht «erziehbar» galten, brachte man in «Jugendschutz-» oder «Jugenderziehungslagern» unter. 1940 entstand das Jugendschutzlager Mohrunpen für männliche Minderjährige, im Juni 1942 das Lager Uckermark für Mädchen, so genannte «hoffnungslose Fälle». «Pubertäre Trotzhandlungen wurden zu kriminellen Vergehen aufgeblasen und vorehelicher Geschlechtsverkehr oft als ‚sexuelle Verwahrlosung‘ stigmatisiert – für die Nationalsozialisten Grund genug, Kinder und Jugendliche als ‚gemeinschaftsfremd‘, ‚biologisch

verworfen' oder ‚sozial unbrauchbar in Konzentrationslager zu sperren, um sie dort zu ‚brechen‘, wie es in einem Einweisungsvorschlag wörtlich heisst.›²²⁷ Der grössere Teil der Jugendlichen kam nicht etwa aus der näheren Umgebung und Berlin (50), sondern vor allem aus Süddeutschland (148), Wien (85) sowie aus Schlesien (51), Bayern (50), Ostpreussen (50) und Sachsen (44). Junge Mädchen, die eine verbotene Beziehung zu Zwangsarbeitern oder Gefangenen eingegangen waren («Rassenschande»), wurden der Gestapo übergeben und ins Lager Uckermark eingeliefert. Eine «heimliche Prostitution» schon izjähriger Mädchen im Umfeld von Kasernen wurde von den Behörden mit Sorge beobachtet. Entsprechend hoch war die Zahl der Mütter unter 16 Jahren. Eine andere Gruppe von Mädchen entstammte der städtischen Mittelschicht, darunter Mitglieder der Hamburger «Swing-Jugend», die sich für Jazz begeisterten. Am Anfang 1945 befanden sich 1'200 Häftlinge im Lager Uckermark. Auch sie mussten trotz ihrer Jugend harte Arbeit in der Landwirtschaft und anderen Betrieben leisten. Es herrschte ein striktes Redeverbot. Disziplin wurde durch körperliche Züchtigung, Entzug von Essen und Arrest erzwungen. Da das Essen unzureichend war, wurden viele Kinder krank. Die Aufseherinnen kamen aus dem KZ-Personal, das Lager unterstand der SS.

Im Januar 1945 begann man mit der Auflösung des Lagers. Die Jugendlichen wurden auf Betriebe verteilt oder ins KZ Ravensbrück geschickt, während das Lager Uckermark zum «Vernichtungslager» wurde. Von den 5'000 Frauen (Jüdinnen, Polinnen, Russinnen), die im Februar 1945 hierher verschleppt wurden, überlebten höchstens 1'000. Sie wurden vom Lager-Personal, SS-Ärzten, -Sanitätern und -Aufseherinnen ermordet.²²⁸

Die Judenverfolgung

Am 1. April 1933 rief die NSDAP zum Boykott jüdischer Geschäfte auf. In der Mark Brandenburg gab es 1933 7'616 Juden, das waren 0,28% der Bevölkerung. Der Boykott, der sich vor allem gegen Einzelhandelsgeschäfte richtete, wurde selbst von Vertretern der Kirche als ein vorübergehendes Phänomen einer revolutionären Bewegung kleingeredet. Aus Zehdenick wurde bereits vor dem 1. April von Ausschreitungen berichtet. Unbekannte Täter zerstörten dort die Schau-fensterscheiben jüdischer Geschäfte. Das Ziel sei es gewesen, die Konkurrenz auszuschalten.²²⁹

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte es vermehrt Zuzug von Juden in die Uckermark gegeben, vor allem durch osteuropäische Flüchtlinge. Doch wie es bei Gerhard Kegel heisst, war Prenzlau wohl auch ein Ort, «aus dem sich etwas

aufgewecktere Naturen so rasch wie möglich entfernten».²³⁰ Einer von ihnen war der ehemalige preussische Ministerpräsident Paul Hirsch. Während sich die jüdischen Mitbürger am kulturellen Leben der Stadt und in eigenen Vereinen lebhaft beteiligten, hielten sie sich von politischen Aktivitäten fern. Am Weltkrieg nahmen mehrere jüdische Männer teil, bzw. «fielen fürs Vaterland». Auch der Prenzlauer Arzt Dr. Julius Liebrecht (1883-1937) war Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg.

Seit Ende des 19. Jahrhunderts war eine kontinuierliche Abwanderung von Juden aus den Provinzstädten Brandenburgs zu beobachten. Sie gingen nach Berlin, Hamburg, Rostock oder Schwerin: Grossstadtluft machte freier. Die Prenzlauer Gemeinde schrumpfte von über 400 im Jahr 1890 auf 174 im Jahre 1933. Im Mai 1940, noch vor den Deportationen, waren es nur noch 40, meist alte Menschen.

Bis 1933 hatte es zwar keine offene Diskriminierung der Juden in Prenzlau gegeben. Ein latenter Antisemitismus war jedoch, wie in anderen Regionen Deutschlands, auch in der Uckermark im Bürgertum und Adel vorhanden. Der Arnimsche Familienverband beschloss bereits vor der Machtergreifung Hitlers einen «Arier-Paragrafen», d.h. Ehen mit einer «Jüdin» führten zum Ausschluss aus dem Familienverband.²³¹ In Einzelfällen haben sich allerdings auch in der Uckermark Familien um gefährdete Juden und Jüdinnen bemüht und sie als ihre Tante Irma²³² oder Tante Else²³³ in die Familien aufgenommen.

Mit dem nationalsozialistisch verordneten Boykott jüdischer Geschäfte schritt die neue Regierung zur Tat. Zwei Tage später zitierte die Prenzlauer Zeitung den SA-Standartenführer Haucke-Oderberg: «Wir können erst sagen ‚Wir haben gesiegt‘, wenn die Gesamtmacht in unseren Händen ist. Aber noch ein zweites muss geschehen, ehe der Kampf abgeschlossen ist, das Judentum muss vernichtet werden.»²³⁴ Das waren deutliche Worte.

In Prenzlau konzentrierte sich der Boykott auf die Spedition von Julius Jacobi, der bald Angestellte und Arbeiter entlassen und sein Geschäft schliessen musste. «Wie oft hat schon der Möbelwagen des genannten Juden vor dem Hause eines Nationalsozialisten gehalten! Das hört auf, dafür wird gesorgt!» hiess es im Märkischen Tageblatt.²³⁵ Die Sparkasse kündigte sämtliche Kredite jüdischer Geschäftsleute. Dies brachte die Geschäftsinhaber in Liquiditätsschwierigkeiten und zwang sie, ihre Geschäfte aufzugeben. Diese Strategie war der erste Schritt zur sogenannten «Arisierung» jüdischen Eigentums. Der Regierungspräsident in Potsdam Dr. Ernst Fromm, der von den Jacobis um Hilfe gebeten wurde, sah keinen Handlungsbedarf.

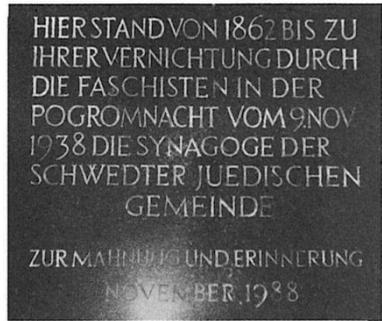
Im Jahr 1935 wurde erneut zum Boykott jüdischer Geschäfte, von Ärzten und Rechtsanwälten aufgerufen. (Das Ausland reagierte nun mit dem Boykott deutscher Waren.) Im Kaufhaus Salomon in Schwedt wurden die Käufer von einem Schild begrüßt: «Juden sind in dieser Ortschaft nicht erwünscht.» Es kam zu ersten Selbstmorden. Der Prenzlauer Arzt Dr. Julius Liebrecht nahm sich 1937 das Leben, nachdem er an der Ausübung seines Berufes behindert, denunziert und verhört worden war. Seine Frau wurde 1943 in Auschwitz ermordet, seinem Sohn gelang die Auswanderung nach Palästina.

Der alte Friedhof an der Stadtmauer im sogenannten Adolf-Hitler-Park wurde 1938 zerstört und eingeebnet. Die Steine wurden zerbrochen und als Pflastersteine verwendet. 1952 wurde das Grundstück zu Volkseigentum erklärt. Der neue Friedhof im Süßen Grund 5, der 1881 erworben worden war, entging offenbar der Aufmerksamkeit der Nationalsozialisten. Geschützt durch seine Lage blieb er mit 118 Grabsteinen bis heute erhalten.²³⁶

Am 9. November 1938 erging folgendes Fernschreiben der Gestapo an alle Dienststellen: «Es werden in kürzester Frist in ganz Deutschland Aktionen gegen Juden, insbesondere gegen deren Synagogen stattfinden. Sie sind nicht zu stören.»²³⁷ Ausserdem war geplant, ca. 20'000 jüdische Mitbürger zu verhaften, möglichst vermögende, da – wie sich bald herausstellte – die Regierung plante, ihr Vermögen einzuziehen. Am Morgen des 10. Novembers 1938 brannte auch in Prenzlau die Synagoge, Geschäfte wurden geplündert, Bürger deportiert. Die Abbrucharbeiten für die Synagoge mussten die jüdischen Bürger der Stadt selbst bezahlen.

Unter den Deportierten in Prenzlau waren die Familie Sänger (3), das Ehepaar Schrimmer, Familie Abrahamson (3), Bruno Hermannssohn, Rosa Jacobsohn, Herr Drucker, Frau Silberberg mit ihrer Tochter und das Ehepaar Arndt. Ihr Schicksal und die Zahl der Ermordeten aus Prenzlau ist unbekannt. In der Nikolai-Kirche zu Prenzlau erinnerte eine Tafel an die jüdische Gemeinde. Die Tafel wurde im Jahr 2004 an den Platz der Synagoge versetzt.²³⁸ Im September 2003 wurde unter Mithilfe von Schülern des Prenzlauer Gymnasiums und des Stettiner Lyzeums eine Gedenkmauer auf dem alten jüdischen Friedhof im Stadtpark errichtet.

Auch in Angermünde gab es noch eine kleine Gemeinde. 1920 waren es 25 Familien. Sie hatten eine Synagoge und ein eigenes Schlachthaus. Seit dem Boykott von 1933 wurden auch sie allmählich aus dem wirtschaftlichen Leben verdrängt. Läden wurden zu «Spottpreisen» verkauft.





Deportation jüdischer Bürger

1938 gab es nur noch vier Häuser in jüdischem Eigentum. Am 10. November um 6.20 Uhr wurde der Polizei der Brand der Synagoge, des «Judentempels» im Hof der Klosterstrasse 56, gemeldet: Eine Rettung war nicht möglich. «Die Brandursache ist noch nicht ermittelt,» hiess es im Bericht. Drei jüdische Bürger wurden in «Schutzhaft» genommen. Unter «Angermünder Kleinigkeiten» berichtete die AZ: «Bald wird der letzte Stein von der Stelle verschwunden sein, wo einst der Tempel Jehovas stand und in dem seine Besucher für die jüdisch-bolschewistische Weltherrschaft beteten.»²³⁹ Der jüdische Friedhof wurde ähnlich wie in Prenzlau zerstört, die Grabsteine geschliffen und verkauft. Die Synagogengemeinde wurde aufgelöst.

Das Jahr 1938 vollendete den wirtschaftlichen Ruin der jüdischen Bürger. Zu diesem Zeitpunkt war bereits ein Drittel der jüdischen Bevölkerung aus Deutschland vertrieben. Die wirtschaftliche Grundlage der verbliebenen Juden wurde im Jahr 1938 durch «Arisierung», von Geschäften, Betrieben und Grundstücken, d.h. durch Verkauf unter Wert an sogenannte Arier zerstört. Arier oder Nicht-Juden stellten häufig Anträge auf den käuflichen Erwerb jüdischen Besitzes. Meist entsprach die Kaufsumme nicht annähernd dem Wert des Objektes.

Auch die letzten 5'800 jüdischen Handwerksbetriebe in Deutschland wurden 1938 «arisiert» oder geschlossen. Juden wurden gezwungen, die Höhe ihres Vermögens den Behörden zu melden. Wollten jüdische Familien das Land verlassen, so mussten sie ihr Vermögen zurücklassen.

Mit den Deportationen und der Ermordung der europäischen Juden setzte der deutsche Staat deren Ausplünderung fort. Jeder zur Deportation aufgeforderte Jude hatte einen Text zu unterschreiben, in dem auch folgende Bemerkung stand: «In Anbetracht dieser Massnahme gilt mein gesamtes Vermögen ab sofort als staatspolizeilich beschlagnahmt.»²⁴⁰

Am 2. April 1942 wurden die Familie Gerson und das Ehepaar Freundlich vom Schupo Heinemann mit dem Zug zur Sammelstelle in Berlin begleitet. Angermünde war nun «judenfrei».

Kirche und Kirchenkampf

Der aus Hetzdorf stammende Superintendent Johannes Funke, Abitur-Jahrgang 1861, beschreibt das kirchliche Leben Prenzlau als sehr rege und vielfältig. Es gab unter den Pastoren einen Unierten, einen Deutsch-Reformierten, einen ehrenwerten Nationalisten an der Nikolai-Kirche, einen gemütvollen «Mittelparteiler» in St. Sabinen. Pastor J. von St. Jacobi pflegte den biederen Kirchgängern landwirtschaftliche Ratschläge von der Kanzel zu geben, während der Pastor der Französischen Kirche von der Liebe predigte. Die Prenzlauer Gymnasiasten waren mit Latein, Hebräisch und Bibelkunde hervorragend für ein Theologiestudium in Halle präpariert.²⁴¹

Der schon zitierte Vikar Seidel berichtet um die Jahrhundertwende von gut besuchten Gottesdiensten und Menschen, die die Dienste der Kirche bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen gern in Anspruch nahmen. Sie schickten ihre Kinder zum Kindergottesdienst und zur Konfirmation. Während Seidel sich während eines Gottesdienstes auf seine Predigt konzentrierte, sah er «durch das unsichtbare Manuskript hindurch in die Gemeinde und beobachtete, wie die verschiedenen Gedanken plötzlich auf den empor gewandten Gesichtern Leben gewannen». Im Anschluss an den Gottesdienst sprach man bei Arnims im Schloss Kröchlendorff über die Wirkung der Predigt. Ja, in der Stadt, hiess es da, dort gäbe es Lärm und Ablenkung, «da rauscht das hinweg», aber hier auf dem Lande nähmen die Menschen die Worte auf, «da behalten sie es, besonders die Kleinigkeiten».²⁴²

Über die Jahre veränderte sich das Verhältnis der Menschen zur Kirche, insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg. Das war auch so in der Uckermark. Es gab wohl auch Unterschiede zwischen Stadt und Land. Um 1930 rechnete der Prenzlauer Pastor Buchholz mit etwa 4% der «Seelenzahl», d.h. Mitglieder der Gemeinde beim sonntäglichen Gottesdienst. Auch die Frömmigkeit der Uckerländer ist schwer zu messen, damals wie heute. Der Kirchgang ist nur ein As-

pekt, der allerdings nicht zu unterschätzen ist. Die Kirchenstatistik erfasste die Inanspruchnahme der kirchlichen Dienste bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. In den vier Prenzlauer Kirchen war in den Jahren von 1898 bis 1930 ein Rückgang der Taufen zu verzeichnen, während die Zahl der Eheschliessungen stieg, und das, obwohl viele Frauen wegen der hohen Kriegsverluste ohne Ehemänner blieben. In St. Jacobi, eine Gemeinde vorwiegend von Beamten, fiel die Zahl von 191 Taufen auf 81, in St. Marien, deren Gemeinde von Kaufleuten geprägt war, von 100 auf 54, in St. Sabinen in einem Arbeiter-Stadtteil von 149 auf 58. Dieser Rückgang war allerdings auch einem Geburtenrückgang geschuldet.²⁴³

Nach der Abdankung des preussischen Königs als oberster Bischof der protestantischen Kirche kam es 1920 zu einer Trennung von Staat und Kirche und zu einer neuen Kirchenordnung in Berlin-Brandenburg. 92% der Brandenburger waren evangelisch, 5,3% katholisch. Die Traditionen der Landeskirchen im föderativen Deutschland hatten eine pluralistische Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland zur Folge. Mit dem Ende der preussischen Staatskirche verlor sie in Brandenburg ein wesentliches Stück Autorität. Vermehrte Kirchenaustritte waren die Folge.

Nach dem Grossen Krieg sahen die Menschen ihre Gesellschaft und ihre Kirche in einer Krise, auch auf dem Lande. Der Anteil der nicht ehelichen Geburten war hoch. Exzessiver Alkoholkonsum gehörte zum täglichen Leben. Der Uckerländer vom 17.8.1924 klagte: «Überall um uns her in deutschen Landen ist viel Gottlosigkeit, viel Verwahrlosung, viel Entkirchlichung, viel Entchristlichung. Verwilderung und Rohheit reissen ein. Autorität und Pietät sind im Schwinden, Schund und Schmutz in Wort und Bild richten grauenvolle Verwüstungen an. Nach guter kirchlicher und christlicher Sitte, nach Zucht und Ordnung wird wenig gefragt.» Auf der anderen Seite kam ein organisierter und demonstrativer Kirchgang konservativer Organisationen in Mode. Bei grossen Anlässen wie der jährlichen Ehrung Hindenburgs am 2. Oktober, einer Fahnenweihe und bei Versammlungen des Stahlhelms marschierte man gemeinsam in die Kirche. So forderten die Vereinigten Militärverbände in Prenzlau für Sonntag den 2. Oktober 1927 «Antreten zum gemeinsamen Kirchgang um 8:45 Uhr».²⁴⁴

Die Nähe der Kirche zu konservativen Werten und damit zu politischen Strömungen der rechten Parteien blieb also auch nach dem Ersten Weltkrieg bestehen. Im Laufe der Zwischenkriegsjahre geriet sie zusehends unter den Einfluss völkischer Ideologen, die eine zentrale deutsche Reichskirche anstrebten. Eine Keimzelle der Deutschkirchler war die völkische Ernst-Moritz-Arndt-Volkshochschule in Berlin. Ihre Ideen waren aber auch in anderen Landesteilen,

in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Thüringen, Baden usw. verbreitet. Auch beschränkte sich diese Ideologie nicht auf die Protestanten. Das Konzept eines «deutschen Christentums» ging von der Rassereinheit seiner Mitglieder aus. Dazu gehörten Deutsche, die von Deutschen abstammten und «deren Wesen abhängig ist von deutschem Blut unter Ausschluss fremdrassiger Menschen». Das bedeutete, dass getaufte Juden nicht als Mitglieder der deutschen Kirche betrachtet wurden.²⁴⁵

Regional gesehen gab es unterschiedliche Ausprägungen der völkischen Kirchenbewegung. In Brandenburg hatte der märkische Provinzialjugendpfarrer Walter Wilm aus Doigelin, dem Hofprediger Bruno Doehring, Berlin und Kreisen des Stahlhelms die Christlich-Deutsche Bewegung gegründet. 1932 fusionierte sie mit den Deutschen Christen (DC). Anfang 1933 beschlossen die Deutschen Christen in Berlin: «Gott will, dass ich für mein Deutschtum kämpfe. Kriegsdienst ist in keinem Fall Vergewaltigung des christlichen Gewissens, sondern Gehorsam gegen Gott. Das Ziel der Glaubensbewegung Deutsche Christen ist eine evangelische deutsche Reichskirche. Der Staat Adolf Hitlers ruft nach der Kirche. Die Kirche hat den Ruf zu hören.»²⁴⁶

Die Bekennende Kirche

Schon vor der «Machtergreifung» hatten die Nationalsozialisten die Kirche als potentiellen Verbündeten ins Visier genommen. Im Juli 1933 wurde der Versuch unternommen, die evangelischen Landeskirchen auf der Grundlage einer neuen Reichskirchenverfassung unter der Führung eines Reichsbischofs zentralistisch zu reorganisieren. Dieser dann gescheiterte Versuch war langfristig vorbereitet worden.

Im Januar 1932 standen Kirchenwahlen an. «Nationalsozialisten! Erobert Euch eure Kirche und erfüllt sie mit dem lebendigen christlichen Geist der erwachten deutschen Nation. Lasst Euch schon jetzt in Stadt und Land zu Hunderttausenden und Millionen in die Wählerlisten eintragen», lautete im «Völkischen Beobachter» ein Aufruf Wilhelm Kubes, damals NS-Fraktionsführer im Preussischen Landtag.²⁴⁷ Die Glaubensbewegung Deutsche Christen (GDC) und Deutsche Christen (DC) verfolgten ein an der NS-Ideologie orientiertes Programm, das einen «artgemässen Christusglauben» vorsah, den Respekt vor der gottgewollten Lebensordnung (Rasse, Volkstum) propagierte, Eheschließung zwischen Christen und Juden verbot, «nicht-arischen» Pfarrern Berufsverbot erteilte, den Schutz des Volkes vor «Untüchtigen und Minderwertigen» einforderte. In den Wahlen zu den Selbstverwaltungsorganen der Landeskirche 1933

setzten sich die Deutschen Christen mit 74% in über 2'000 Gemeinden Brandenburgs durch. Mit 132 zu 48 Stimmen nahm die Landessynode die Einführung des so genannten Arierparagraphen an. Pfarrer, die aus getauften jüdischen Familien stammten, wurden entlassen.²⁴⁸

Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) setzte sich im April 1933 mit der «Juden-Frage» öffentlich auseinander: Wie verhielt sich die Kirche zur Rassenpolitik des Staates? Zwar, so räumte er ein, greift die Kirche nicht in staatliches Handeln ein. «Aber das bedeutet nicht, dass sie teilnahmslos das politische Handeln an sich vorüberziehen lässt.» Kirche habe vielmehr die Aufgabe «den Staat immer wieder danach (zu) fragen, ob sein Handeln von ihm als legitimes staatliches Handeln verantwortet werden könne». Bonhoeffer sprach sich persönlich dagegen aus, getaufte Juden aus der Kirche auszuschließen²⁴⁹. Er wurde 1943 verhaftet und sass im Gefängnis Berlin-Tegel ein. Am 9. April 1945 wurde er im KZ Flossenbürg ermordet.

Pastoren der evangelischen Kirche, die dieser Regierung ablehnend gegenüberstanden, waren ab 1933 einer Verfolgung und einem Terror ausgesetzt, dem mit der Gründung des Pfarrernotbundes (n.9.1933) von Pastor Martin Niemöller (1892-1984) und Präses Gerhard Jacobi in Berlin begegnet werden sollte. 1933 waren fast 40% aller protestantischen Pfarrer in Deutschland im Notbund Mitglied.²⁵⁰ Ein frühes Opfer war auch der Pfarrer Günther Dehn, der sein Vikariat in Boitzenburg geleistet hatte. Er war ein Anhänger der sogenannten «dialektischen Theologie» Karl Barths (1886-1968). Aufsehen hatten u.a. seine kritischen Überlegungen zur religiösen Weihe des Krieges und die nationalsozialistische Praxis des Gefallenengedenkens erregt. 1933 wurde der Professor der Theologie aus dem Dienst entlassen. 1941 kam er ins Gefängnis, er überlebte.²⁵¹

Die Bekenntnisflemeinschaft der Deutschen Evangelischen Kirche (BK) unter der Leitung eines «Reichsbruderrates» konstituierte sich 1934 in Freien Evangelischen Synoden in Barmen und Berlin-Dahlem. «In einer Stunde, da die Kirche durch Irrlehre aufs Höchste gefährdet ist und der Mund der Kirche unter der schriftwidrigen Gewaltherrschaft eines papistischen Kirchenregiments zu verstummen droht, hat die Synode es gewagt, ihre Stimme gegen die Irrlehre zu erheben.»²⁵² Der Schweizer Theologe Karl Barth, der auf dem Primat der Theologie vor der Politik beharrte, spielte in den Vorbereitungen der Barmer Erklärung eine wichtige Rolle. Die Barmer Erklärung ist in den Gesangbüchern als wichtiges Dokument der jüngeren Kirchengeschichte enthalten.

Wie viele Pfarrer es in der Uckermark gab, die sich der BK zurechneten, ist nicht bekannt. Albrecht Schönherr, der von 1938 bis 1942 als Pfarrer in Brüssow tätig war, ist eine der bekannteren Persönlichkeiten.

(1972 wurde er in Berlin zum Bischof gewählt.)

Die Uckermark wurde durch zwei Männer – sie waren Schwäger, als Laien im Provinzialbruderrat der Bekennenden Kirche vertreten: Wilhelm von Arnim-Lützlow und Detlev von Arnim-Kröchlendorff (1878-1947). Letzterer hatte schon frühzeitig den Kontakt zu den Gemeinden in der Uckermark gesucht und Vorträge über Organisation und Organe der Kirche, gesetzgeberische Tätigkeit der Generalsynode und Aufgaben von Pfarrern und Vikaren gehalten.²⁵³ Er wies Kritik an «der Kirche» zurück, denn «Wir alle sind die Kirche». «Auf uns allen lastet die Mitverantwortung. Nur der hat das Recht zur Kritik, der mitarbeitet. Das Volk will keine Pastorenkirche. Weithin wird nach der Mitarbeit der Laien gerufen. Wir Patrone, wir Kirchenältesten, überhaupt wir kirchlich interessierten Menschen müssen in die Kirche gehen.» Er forderte mehr Mut zur Verantwortung und zum Bekenntnis zum Glauben.²⁵⁴ Arnim war auch Vorsitzender des Verbandes der Patronatskirchen. In dieser Funktion versuchte er, die Einstellung von Pfarrern zu fordern, die sich zur Bekennenden Kirche zählten. Beide Arnims waren in Barmen an der Formulierung der Erklärung beteiligt, die zur Gründung der Bekennenden Kirche führte. Arnim-Lützlow wurde mehrfach von der Gestapo verhaftet. 1943 starb er in Berlin während eines Bombenangriffs.

Den Nationalsozialisten kam der «Kirchenkampf» nicht gelegen. Sie scheuten die offene Auseinandersetzung mit den Christen. Die Unterordnung der Kirche unter die totalitäre Macht war nicht gelungen. In den Jahren nach 1934 wandten sich die Nationalsozialisten offen gegen die Institution Kirche und verfolgten einzelne Kirchenmänner. Die verbreitete Sympathie der Bevölkerung für die Bekennende Kirche beunruhigte die Gestapo. Insbesondere die Frauenschaft, «bekanntlich stark reaktionär», sei von ihr beeinflusst.²⁵⁵ Die Mehrheit der Synodalen und Pfarrer gehörten allerdings den Deutschen Christen an, ‚Bekennende‘ hatten da wenig zu melden.

Um Mitglied der Bekennenden Kirche zu werden, mussten die Beschlüsse der Synoden anerkannt und ein förmlicher Antrag auf Mitgliedschaft gestellt werden. Halbheiten wurden nicht zugelassen. Besonderes Schwergewicht wurde auf theologische Aus- und Fortbildung ihrer Mitglieder gelegt. Im Sommer 1935 wurde die Kirchliche Hochschule für reformatorische Theologie in Berlin gegründet, nachdem BK-Theologen wie Günther Dehn von ihren Lehr-



Detlev von Arnim-Kröchlendorff, Mitglied des Provinzialbruderrates

stühlen vertrieben worden waren. Der Staat reagierte mit Verhaftungen und Einschüchterung. Nicht alle Pfarrer konnten diesem Druck widerstehen. Intern gab es gravierende Spannungen zwischen den so genannten Neutralen und Bekennernden. Mitte 1937 wurden bis zu 50 Mitglieder, darunter auch Otto Dibelius und Martin Niemöller verhaftet. Obwohl im Verfahren freigesprochen, wurde Niemöller in das KZ Sachsenhausen gebracht. Von 1941 bis Kriegsende war er im KZ Dachau.

Die Spaltung der BK, das «Pfaffengezänk», wie es die Nazis nannten, schwächte ihren Einfluss. In der Provinz wie in Berlin gab es die «lauen» Pfarrer, die sich nicht entscheiden konnten oder wollten, die keine Kollekte für die BK sammelten, keine Fürbitte hielten und keine Bekenntnisversammlungen abhielten. Andere fanden Trost in einer neuen Frömmigkeitsbewegung. Mit einer neuerlichen Verhaftungswelle 1941 wurde das BK-Prüfungsamt zerschlagen. Dies hatte gravierende Folgen für den Nachwuchs.

Viele Pfarrer vermieden es, sich für die eine oder andere Seite zu bekennen. Sie wollten ihre Gemeinden mit dem Streit nicht belasten, sie meinten, unpolitisch zu sein. Der SD warf Pfarrern andererseits vor, die Gegensätze auf dem Lande zu verschärfen, «oft auch, um ihren Kirchenpatronen, dem vorzugsweise reaktionären Grossgrundbesitz, zu gefallen». Auf diese Haltung der Kirchenmänner führte man den Niedergang von Mitgliedszahlen der Partei und ihrer Untergliederungen wie BDM und HJ zurück.²⁵⁶ Ein besonderer Fall in der Uckermark war Pfarrer Ulrich in Hindenburg. Er war schon früh durch Kritik an der neuen Politik aufgefallen. Er war Mitglied des Pfarrer-Notbundes, und in seinem Pfarrhaus fanden Begegnungen statt. Ein Vortrag von Arnim-Lützlow und Pfarrer Kurt Scharf, Sachsenhausen wurde verboten. Der Berliner Polizeipräsident Wolf Graf Helldorf (1989-1944) wies den Landrat des Kreises Prenzlau an, Ulrich zu verhaften, da er den so genannten deutschen Gruss verweigert habe. Er wurde vom Amt suspendiert. «Der zuständige Landrat (Conti) berichtet, dass sich heute um Pfarrer Ulrich sämtliche Personen am Ort versammeln, die, aus den verschiedenen Lagern stammend, Feinde des Nationalsozialismus sind», meldete der SD im Mai 1934. Ulrich sollte in sogenannte Schutzhaft genommen werden. Es ist unklar, ob Ulrich tatsächlich verhaftet wurde.²⁵⁷ Weitere 102 Pfarrer, die sich weigerten, auf die Kanzelabkündigungen der BK zu verzichten, wurden verhaftet und eingesperrt. Nach der Heldengedenkfeier in Strasburg hatten sich dort ehemalige Mitglieder des Stahlhelms vor dem Pfarrhaus zusammengefunden, um die Rückkehr von Pfarrer Volter aus der «Schutzhaft» zu feiern.²⁵⁸

Pfarrer Grüneisen in Fürstenwerder, der in die Fürbitte den im KZ einsitzenden Martin Niemöller einschloss, wurde vom Lehrer des Ortes denunziert.²⁵⁹

Äusserungen aus jener Zeit heute zu werten, fällt schwer. Angesehene Männer jener Tage, denen vielleicht niemand Nähe zum Nationalsozialismus nachgesagt hätte, sprachen seine Sprache. Anlässlich der Einweihung der wieder hergerichteten St. Jacobi-Kirche in Prenzlau 1937 wurde der Bund von Deutschtum und Christentum auf märkischem Boden gefeiert. «Und wenn wir einmal davon schweigen müssten, dass dies beides, Deutschtum und Christsein, zusammengehört, so werden diese Steine [von St. Jacobi, K. S.] schreien», predigte der Superintendent Dr. Carl Nagel.²⁶⁰

Der Vorkrieg*

Ein von
Christa Wolf ge-
prägter Begriff:
«Wann der Krieg
beginnt, das kann
man wissen, aber
wann beginnt der
Vorkrieg? Falls es
da Regeln gäbe,
müsste man sie wei-
tersagen. In Ton, in
Stein eingraben,
überliefert.
Was stünde da. Da
stünde, unter ande-
ren Sätzen: Lasst
Euch nicht von den
Eigenen täuschen.»
Christa Wolf,
Kassandra. (1993)

Schon im Jahr 1933 wurden Übungen zum Luftschutz und Gebrauch von Gasmasken angeordnet. Hellhörige Menschen fragten sich, welchem Zweck diese Übungen wohl dienten. Die Erinnerung an den letzten Krieg war noch lebendig. Am 5. November 1937, knappe vier Jahre nach der Machtergreifung, erklärte Hitler seinem Aussenminister, dem Kriegsminister und den drei Oberbefehlshabern der Teilstreitkräfte die Notwendigkeit eines Krieges zur «Eroberung von Lebensraum». Widerspruch der Generäle beantwortete der «Führer» mit einem Wutausbruch. Unwillige Militärs wurden durch Aufdeckung von fingierten Skandalen diffamiert, als Ersten traf es Generaloberst Werner Freiherr von Fritsch (1880-1939). Wenige Monate später, am 13. März 1938 marschierte die Wehrmacht in Österreich ein. Jubel empfing den «Führer».

Das zweite Ziel war die «Zerschlagung der Tschechoslowakei». Hitler nahm damit das Risiko einer Kriegserklärung Englands und Frankreichs in Kauf. Der Chef des Generalstabes Ludwig Beck (1880-1944) suchte ihn mit in Denkschriften niedergelegten Argumenten von diesem Abenteuer abzubringen. Als dies misslang, trat er zurück.

In diesen Monaten begann sich angesichts der drohenden Kriegsgefahr eine Gruppe von Männern, an ihrer Spitze die Generale Franz Halder (1884-1972) und Erwin von Witzleben (1881-1944) sowie Oberst Hans Oster (1887-1945) über die Möglichkeit eines Staatsstreichs abzustimmen, der den Krieg verhindern sollte. Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes versuchten unterdessen, Grossbritannien zu einer entschlosseneren Haltung gegenüber Deutschland zu bewegen, indem sie auf die drohende Kriegsgefahr hinwiesen.

Der Gutsbesitzer Ulrich-Wilhelm Graf Schwerin (1902-1944) auf Göhren und Bülowssiege war im August 1938 wegen der kritischen Lage aus Westpreussen nach Göhren bei Fürstenwerder zurückgekehrt. Die Hetzkampagne Joseph Goebbels (1897-1945) liess nichts Gutes erwarten. Auf eine scharfe Rede Hitlers, in der er «die Unterdrückung der Deutschen durch die Tschechei» geisselte, bot der Premierminister Grossbritanniens Chamberlain Hitler ein Gespräch an. Hitler hatte jedoch nicht die Absicht, sich an den dabei verabredeten Gewalt-

verzicht zu halten.

Schwerin und einige seiner Freunde waren in diesen geheimen Plan eines Staatsstreichs eingeweiht und halfen bei dessen Vorbereitung. Um sich mit einigen wenigen Freunden und Verwandten über den geplanten Staatsstreich der Militärs zu beraten, lud Schwerin sie für den 17. September zum Geburtstag seiner Frau, der als harmloser Vorwand diente, aufs Land nach Göhren bei Fürstenwerder ein. Sie rechneten für den 24. September mit dem Kriegsausbruch und dem Staatsstreich. Sie fuhren gemeinsam im Auto nach Norden und begegneten unterwegs langen Reihen von Panzern und Militärfahrzeugen, die in Richtung Berlin rollten. Fritz Graf von der Schulenburg (1902-1944), ein Vetter



Der Landwirt Ulrich-Wilhelm
Graf von Schwerin von Schwanefeld

Schwerins, wandte sich an eine Mitreisende: «Schau mal, diese Truppen werden uns in wenigen Tagen von dem Angsttraum Hitler befreien.» Noch am selben Abend erfuhren sie in Göhren per Telefon, dass Chamberlain sich erneut bei Hitler zu Gesprächen angemeldet habe.

An der Einschätzung der Lage freilich änderte dies nichts. Schulenburg schickte seine Familie aufs Land, Schwerin machte sein Testament, da man den Kriegsausbruch erwartete. Am 27. September liess Hitler erste Truppenteile mobilisieren, für den 28. September, 14 Uhr war die allgemeine Mobilmachung vorgesehen. Kurz vor 12 Uhr, als Halder gerade die notwendigen Befehle für den Marsch auf Berlin, d.h. für den militärischen Staatsstreich gab, wurde bekannt, dass Mussolini Hitler zum Einlenken bewegt hatte. Mobilmachung und Staatsstreich waren damit vorerst hinfällig. Der Staatsstreich fand also nicht statt. Entgegen allen Versprechungen marschierte dann die Wehrmacht im März 1939 in Prag ein.

Der Freundeskreis Schwerins, der sich in diesen Tagen in der Absicht gebildet hatte, der Kriegspolitik Hitlers entgegenzutreten, war auch später an der Planung von Attentatsversuchen und am Staatsstreichversuch des 20. Juli 1944 beteiligt. Die Männer zahlten fast alle mit ihrem Leben. Auch Ulrich-Wilhelm Graf von Schwerin auf Göhren wurde zum Tode verurteilt, enteignet und am 8. September 1944 in Plötzensee gehängt.²⁶¹

Aus dem Uckermark Kurier: 1942

Am 1. September 1939 überfiel die deutsche Wehrmacht Polen. In allen Orten der Uckermark gingen die Gestellungsbefehle ein. In Jagow feierte Hans Zimmermann am 28. August gerade seine Hochzeit, er hatte bereits den Einberufungsbefehl zur Wehrmacht für den folgenden Tag in der Tasche. Auf persönliche Befindlichkeiten wurde keine Rücksicht genommen. Nach Jagow kehrten 33 Männer nicht zurück.²⁶²

Im September 1939 überquerten auch viele Uckermärker erstmals die Oder. Sie marschierten ins Nachbarland Polen ein. Das Land war nicht gerüstet für einen modernen Bewegungskrieg und wurde rasch und brutal überwältigt. Auch im Jahr 1940 folgte Sieg auf Sieg. Erst der Überfall auf Russland lief nicht, wie er sollte. Inzwischen schwärmten deutsche Soldaten über ganz Europa aus, reguläre Wehrmacht, aber auch SS und Polizei. Das grosse Morden unter der Zivilbevölkerung Europas begann. Amerika trat nach dem Überfall der Japaner auf Pearl Harbour (/Dezember 1941) in den Krieg ein. Am 11. Dezember erklärten Deutschland und Italien als Verbündete Japans den Vereinigten Staaten den Krieg. Deutsche Städte wurden bombardiert: 3 0. November 1942 Köln; 3. August 1943 Hamburg; 18./19. November 1943 Berlin; usw. Am 20. Januar 1942 fand in Berlin die sogenannte Wannsee-Konferenz statt, in der die Vernichtung der europäischen Juden beschlossen wurde.

- In Prenzlau wird im Januar 1942 Verdunklung von 16:57 Uhr bis morgens um 9.11 Uhr angeordnet. Zuwiderhandlungen werden bestraft.

- An der Ostfront frieren die Soldaten. Auf einen Winterkrieg sind sie nicht eingerichtet. Prenzlaus Frauen nähen für die Wehrmacht, vorzugsweise aus Wolle und Pelzen. «In der Kreismütherschulstätte Prenzlau der NS-Frauenschaft ist in diesen Tagen Hochbetrieb. Da surren die Nähmaschinen, klappern die Scheren und flitzen die Nadeln.»²⁶³ Die Winterhilfe-Sammlung hat ein schönes Ergebnis gebracht.

- «Den Heldentod für Führer und Vaterland fand in treuer Pflichterfüllung am 30. November in den schweren Kämpfen im Osten unser lieber Sohn und Bruder, der Soldat Hermann Borchert im blühenden Alter von 20 Jahren. In stiller Trauer, die Eltern und drei Geschwister, Ellingen, den 2.1.1942»

- Lebensmittel werden rationiert. Jeder Bürger erhält auf Vorbestellung Bezugsscheine. Der Speisezettel für den Sonntag berechnet für zwei Erwachsene und zwei Kinder: Morgens: Kaffee mit Milch, Röstbrot mit Butter, Mittags: Würstchen mit Hefeteig (250 g), Grünkohl, Kartoffelbrei, Hagebuttensuppe mit Griesklösschen, Abends: kleine Kartoffelplätzchen (Reste vom Mittag), Feldsalat, Tee.

○ «HJ-Dienst ist Ehrendienst am deutschen Volk. Vom 15.1.-15.3.1942 findet die Erfassung der Jahrgänge 1924-1928, 1. Halbjahr 1929 und 2. Halbjahr 1932 für HJ statt. Erscheinen ist Pflicht. Mitzubringen sind Geburtsurkunde, Lichtbildausweis. HJ-Meldescheine sind abzuholen und am Musterungstag abzugeben. Juden und jüdische Mischlinge haben zu diesen Appellen nicht zu erscheinen. Zuwiderhandlungen gegen die Jugenddienstplicht werden nach den bestehenden Gesetzen bestraft.»²⁶⁴

○ Aufruf: Freiwillige in die Wehrmacht, ab dem vollendeten 17. Lebensjahr.²⁶⁵

○ Am 30. Januar 1942 wird das deutsche Wirtschaftswunder gefeiert. Zu diesem Anlass hält der ‚Führer‘ eine Rede in Berlin, die im Uckermark Kurier abgedruckt wird. Sein Thema: Die Vernichtung des Judentums: «Wir sind uns im Klaren darüber, dass der Krieg nur damit enden kann, dass entweder die arischen Völker ausgerottet werden oder dass das Judentum aus Europa verschwindet.» Schon 1939 habe er, Hitler bereits angekündigt, «dass das Ergebnis dieses Krieges die Vernichtung des Judentums sein wird, Auge um Auge, Zahn um Zahn! (Beifallsturm)» In Prenzlau wird die Feierstunde mit einem Aufmarsch von Wehrmacht-Vertretern, Partei und angeschlossenen Verbänden begangen.²⁶⁶

○ Gefallen für «Führer und Vaterland»: Hermann Flashaar (30) aus Bagemühl im Osten; Walter Nechlin (20) aus Seelübbe in Afrika; Werner Gustmann (21) aus Prenzlau im Osten.

○ Anfang Februar wird angekündigt, dass die HJ zum Kriegseinsatz vorgesehen ist. Die letzten männlichen Mitglieder einer Familie sollen nun geschont werden, wenn z.B. von vier Söhnen drei gefallen sind.²⁶⁷

○ Tanzveranstaltungen sind verboten.

○ Der Rektor der Mittelschule Prenzlau lädt den Ritterkreuzträger Köppen aus Kraatz zu einem Vortrag über den Einsatz von Jagdmaschinen und das Fliegerleben ein. Köppen führt einen selbstgedrehten Film über Lagerleben, Kameradschaft und Aufenthalte in Bukarest, Athen, Kreta und in den Karpaten vor. Die Kinder singen das Lied Es blitzen die stählernen Schwingen.²⁶⁸


Tiefes Herzeleid brachte uns nach bangem Warten die traurige Nachricht, daß unser einziger, inniggeliebter, stets froher und hoffnungsvoller Junge, mein herzensguter Bruder, unser lieber Enkel, Neffe und Vetter, der -HJ- Panzer-Grenadier

Erich Schulz

im blühenden Alter kurz vor seinem 18. Geburtstag für Führer und Vaterland am 9. 8. 44 im Westen den Heldentod starb.

In tiefem Schmerz: Hermann Schulz und Frau Elsa geb. Springborn, Annelise als Schwester, Karl Springborn und Frau als Großeltern und alle, die ihn lieb hatten.

Ruhe sanft in fremder Erde!
Fürstenwerder, 18. 9. 44.

Zeitungsanzeige:

Gefallen für Führer und Vaterland

**Prenzlau,
6. Februar 1943**



Verdunkelung
von heute 17.53 Uhr bis morgen 7.03 Uhr
EM. 7.35, SU. 16.53; AM. 8.24, SU. 19.04.

**Hausliche Befehlsaufgaben der Partei, ihrer Gliederungen
und angeschlossenen Verbände**

Hilfs-Jugend, Stabsort Prenzlau.

Stabsbefehl: Am Sonntag, dem 10. Dezember, treten alle Jungen des Stabsortes Prenzlau (1) bei einer Einheitsfeier für die Jugendblitzstunde haben, um 1,9 Uhr in der Nordstraße an. **Der Stabsortsführer.**

Dienstbefehl: Am Sonntag, dem 10. 12., findet in Baumgarten ein Jugendappell für die Jungen im Alter von 10-18 Jahren um 14 Uhr statt und zwar für die Gefolgschaft und Püchlein 22 (Baumgarten, Kleptom, Klostow, Garmow). Alle Jungen haben laut der Jugendblitzstunde-Verordnung aus den obgenannten Gemeinden zu erscheinen. Richterzeichen usw.) nach dem Geheiß der SS. d. Orts. **Der Stabsortsführer.**

Jugendblitzstunde in Kleptom. Am Dienstag, dem 12. Dezember, findet in Kleptom eine Jugendblitzstunde statt. Hieran haben alle Jungen und Püchlein der Gefolgschaft der SS-Gruppe und Püchlein-Gruppe teilzunehmen (Baumgarten, Kleptom, Garmow, Klostow, Klostow, usw.) anfahren. Es ist erforderlich, daß alle Teilnehmer pünktlich um 13 Uhr auf dem Dorfplatz in Kleptom antreten. **Grünenhöl, Gefolgschaftsführer.**

Der Krieg in der Uckermark

Was der Krieg den Soldaten, den Söhnen und Männern aus der Uckermark bedeutete, was er ihnen antat, ist kaum einmal aufgeschrieben worden. Der Uckermärker Dankwart Graf von Arnim aus Sperrenwalde hat dies in einem selten reflektierten Rückblick mitgeteilt. Im Alter von nur wenig mehr als zwanzig Jahren wird er im September 1939 in Bromberg eingesetzt, um die Leichen der Polen und Deutschen, die einander ermordet haben, von der Strasse zu bergen und zu begraben. Im Russland-Feldzug wird er Zeuge einer Hinrichtung durch die SS. Als deutsche Soldaten in den russischen Dörfern «zum Spass» die strohgedeckten Katen der Bauern in Brand schießen, als eine «allgemeine Lust» nach einem Gefecht aufkommt, auf liegende Russen, Verletzte, Überlebende zu schießen, wird ihm deutlich «welche

Zeitungsanzeige: Verdunkelung

furchtbaren Anlagen der Mensch in sich trägt». Verdächtig ist ihm auch der Drang, auch der eigene, sich anzupassen, und doch entzieht er sich ihm nicht.

Wie steht er, wie seine Familie zum Krieg? «Als der Krieg begann,» schreibt er, «sperrte man sich innerlich nicht allzu sehr dagegen, denn man empfand den «Schandvertrag von Versailles», den verlorenen Ersten Weltkrieg, vor allem aber den Zusammenbruch des Kaiserreiches und des Preussischen Königreiches immer noch als eine nicht verheilte Wunde.»²⁶⁹ Man ist stolz auf Deutschlands Siege, und wenn man Hitler und seine Nazis ablehnt, so ist es nicht er, sondern das deutsche Heer, das gefeiert wird. Im August 1944 gerät der junge Offizier in amerikanische Gefangenschaft, wo er den Geist seiner Mitgefangenen kennen lernt, die vom «ritterlichen Krieg» sprechen und noch immer an den Sieg glauben. Die deutschen Kriegsgefangenen im Lager in den amerikanischen Südstaaten werden gut behandelt. Erst als Deutschland am Ende ist und die Alliierten die Konzentrationslager entdecken und befreien, ändert sich dies. Aus dem Stolz des jungen Uckermärkers wird Scham. Eine Dokumentation der KZs wird ihm und seinen Mitgefangenen vorgeführt. «Der Film dauerte mehr als zwei Stunden, nur wenige Wortkommentare, dafür unfassbare Tatsachen. Ein seltsames Gefühl beschlich uns, als wir wieder in Reih und Glied in unseren

Compound zurückgeführt wurden. Auch das war also der Krieg, der «ritterliche», das waren Wege, unser Vaterland zu schützen, und das war es, was die Amerikaner, was die Welt von uns sah.»²⁷⁰

April 1945

Die Erinnerungen von Ulrich Sahn (1917-2005), der 1943 im Anwaltsbüro von Dr. Emil Schwarz (1880-1971) sein Referendariat ableistete, zeichnen Prenzlau als «Insel des Friedens». «Die Mitwirkung im Chor, den Graf Bassewitz mit Schwung und Leidenschaft leitete, die Teilnahme an Aufführungen der grossen Oratorien mit Solisten wie Gaby Elschenbroich und Hans Olaf Hudemann, Konzerte in Fabrikhallen, Theateraufführungen von Gastgruppen, Gottesdienste in den schönen alten Prenzlauer Kirchen, Spaziergänge am Uckersee und Besuche auf dem Lande wechselten ab mit mässiger Büroarbeit und viel Lektüre.» Aber nachts dröhnten an Prenzlaus Himmel die Bomberverbände auf dem Wege nach Berlin, das Radio berichtete von neuerlichen «Frontbegradigungen» und «Terrorangriffen» auf deutsche Städte.²⁷¹

Die Uckermark war bis April 1945 kein Kriegsschauplatz. In diesem einen Monat von April bis zum Kriegsende am 8. Mai wurde das Land Brandenburg zu einer der am stärksten verwüsteten Regionen Deutschlands. Zwischen Oder und Elbe fanden die letzten erbitterten und opferreichen Kämpfe zwischen Wehrmacht und SS auf der einen und der Roten Armee auf der anderen Seite statt. Nach der Überschreitung der Oder durch die Rote Armee entlud sich die ganze Gewalt des «Endkampfes» auch in der Uckermark. Ein unmässiger Zorn der Russen über die erlittenen Opfer während dieses Angriffskrieges auf die Sowjetunion richtete sich nun mangels eines militärischen Widerstandes gegen die Zivilbevölkerung.

Die wiederholte verheerende Bombardierung der Hauptstadt Berlin blieb den Uckermärkern nicht verborgen. Sie sahen und hörten die Bomber im Anflug auf die Stadt. Manchmal fielen Bomben in die Äcker und detonierten. Berlins Frauen mit Kindern wurden vorsorglich evakuiert, Familien suchten Schutz vor den Bomben auf dem Lande. Dann kamen die Bombenflüchtlinge, oft völlig ausgebrannt, verwirrt und hilflos. Betriebe wurden aufs Land ausgelagert. Ein erstes Opfer des Luftkrieges war Templin, das am 6. März 1944 von US-Bombern angegriffen wurde. 130 Menschen starben.²⁷²

Eine exakte Statistik über die Zahl der Kriegstoten aus der Region gibt es nicht. Viele Menschen, ganze Familien machten vor und nach dem Einmarsch der Sowjets ihrem Leben ver-

zweifelt selbst ein Ende. Und schliesslich forderte eine Typhus-Epidemie zahlreiche Opfer. In Fürstenwerder gab es bis 1995 kein vollständiges Sterberegister der Gefallenen und von durch Kriegeeinwirkungen Verstorbenen. In jenem Jahr befragte der Lehrer Wolfgang Neels die Bürger seines Ortes, da man eine Gedenktafel für die Gefallenen in der Kirche anbringen wollte. (In der DDR war ein solches Toten-Gedenken nicht gestattet.) Zwischen den Jahren 1940 und 1949 gefallen oder vermisst waren danach 59 Männer. Beim Einmarsch der Russen wurden 13 Bürger erschossen, davon vier Frauen und ein Kind. In der Folge des Krieges nahmen sich 26 Menschen das Leben, 39 starben an Typhus.²⁷³

Bevor der Krieg in die Uckermark einbrach, kamen die Flüchtlinge. «Sie kamen vom Osten und zogen mit müden Pferden vor langen Wagenkolonnen den Marktplatz (von Prenzlau) hinunter, immer nach Westen.» Die Schulen wurden geschlossen und zu Lagern umfunktioniert. Die älteren Schüler halfen bei der Versorgung der Flüchtlinge. Auf dem Bahnhof trafen Transporte in Güterwaggons ein. Die Jungen und Mädchen in ihren Uniformen von HJ und BDM halfen beim Aussteigen und Koffertragen. «Wir schmierten tagein und tagaus für sie Brote, brühten Kaffee auf und wärmten Milchflaschen und Suppen. Die Jungen (...) schlepten Kübel, die bis obenhin mit Eintopf gefüllt waren, treppauf und treppab, von einem Klassenraum in den nächsten.» Irgendwann kamen keine Flüchtlinge mehr. Die Rote Armee war schneller.²⁷⁴

Der Krieg hielt in der letzten Aprilwoche Einzug in der Uckermark. Seit Anfang des Jahres 1945 trieb die sowjetische Armee Einheiten der Wehrmacht und Flüchtlinge vor sich her. Am 31. Januar hatte die 1. Belorussische Front unter Marschall Shukow die Oder bei Kienitz erreicht. Das der Stadt Schwedt gegenüberliegende Ufer bei Nipperwiese wurde vom Reichsführer SS und Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, Heinrich Himmler, als Brückenkopf ausgewiesen. (Himmler wurde am 21.3.1945 durch Generaloberst Gotthard Henrici (1886-1971) abgelöst). An dieser Stelle, der sogenannten Querfahrt der Oder, musste mit der Überquerung durch die Russen gerechnet werden. Nach hohen Verlusten wurde dieser Brückenkopf am 2. März aufgegeben. Aus Schwedt und den umliegenden Dörfern, die unter sowjetischem Artilleriebeschuss lagen, wurden Familien mit Kindern vorsorglich evakuiert. Die «Gruppe Schwedt» (38. SS-Division) räumte den Schwedter Brückenkopf, die Oder-Brücke wurde gesprengt. Die Aktivität der Sowjets konzentrierte sich nun auf Nipperwiese. Die 49. Armee unter Marschall Konstantin Rokossowski (2. Belorussische Front) erreichte am 15. April die Oder. Es kam zu verlustreichen Kämpfen um die Deichanlagen. Am 23. April setzten die Sowjets auf Ponton-Brücken über die Oder,



Die zerstörte Stadt Schwedt/Oder im April 1945

die SS-Einheiten zogen sich zurück. Damit war der Weg in die Uckermark frei. Das barocke Schwedt, d.h. was nach Bomben und Artilleriebeschuss davon übriggeblieben war, wurde am 26. April besetzt.²⁷⁵

Die russischen Truppen trieben nun nicht mehr nur die zivilen Flüchtlinge aus Ost- und Westpreussen und Pommern vor sich her, sondern auch die letzten Einheiten der SS und der Wehrmacht. In ihrem Gefolge «zogen Hunderte von gefangenen Franzosen, Italienern, Belgiern, Russen durch die Lande», erinnert sich Marlies Rose. Sie übernachteten in den Scheunen und Ställen des Wendtshofes bei Trampe. «Das waren mitunter Jammergestalten und vor ihren Blicken konnte man erschrecken. Ja, und dann geschah es, dass deutsche Soldaten durchzogen, die aber beileibe keinen vertrauenswürdigeren Eindruck hinterliessen. Was da an Verbitterung in den Zügen stand, konnte einem das Grausen einjagen!»²⁷⁶

Ein erster Luftangriff schreckte die Bürger Prenzlau am 19. April 1945 auf. Am 25. April flogen sowjetische Flugzeuge allein vier Angriffe auf die Stadt. Obwohl bereits etliche schwere Schäden entstanden waren und die Unruhe unter der Bevölkerung wuchs, hielt die Parteileitung an ihrer Parole fest: «Die Randow-Front wird gehalten.» Der Fluss Randow in der Nord-Uckermark war zur «Front» geworden, nachdem die Sowjets die Oder überquert hatten. Währenddessen wurden die auf dem Flugplatz Prenzlau verbliebenen Jagdmaschinen nach Wes-

ten verlegt. Um 15 Uhr wurden die Prenzlauer schliesslich von einer «akuten Gefahr» informiert und aufgefordert, zur Selbsthilfe zu greifen. «Der Zivilbevölkerung wird geraten, strahlenförmig die Stadt auf dem Fussmarsch zu verlassen und die nächsten westlich gelegenen Dörfer aufzusuchen, bis die zu erwartenden Kampfhandlungen vorbei sind.» Die Bombardierung der Stadt wurde am 26. April fortgesetzt. Prenzlau brannte. Ca. 50% des Stadtkerns wurden dabei zerstört.²⁷⁷

Am 26. April 1945 durchbrachen die sowjetischen Einheiten die Sicherungslinie am Randow-Bruch unter Einsatz starker Panzer und Luftstreitkräfte und drangen in Prenzlau ein. Kräfte zum Schliessen der aufgerissenen Front standen nicht mehr zur Verfügung. An der unteren Oder warfen die Sowjets neue Panzer- und Infanterieverbände in den Kampf und erzwangen unter starkem Schlachtfliegereinsatz tiefe Einbrüche. Kämpfe werden in der Linie Angermünde – Boitzenburg – Woldegk – Pasewalk – Ueckermünde gemeldet.²⁷⁸ Am frühen Morgen des 27. April fuhren die ersten sowjetischen Panzer des 3. Garder-Panzerkorps in die Stadt. Die 70. Armee unter Generaloberst W.S. Popow, die über Prenzlau nach Westen vorstiess, galt als besonders rücksichtslos. Eine wirksame Verteidigung der Stadt durch den Volkssturm war nicht nur nicht möglich, sondern auch militärisch unsinnig. Der Kommandeur des Volkssturms Martin Jaene veranlasste, dass dessen Mitglieder die Stadt mit Marschbefehlen verlassen konnten. Die Jugendlichen der HJ verliessen die Stadt nach Ablieferung der Waffen gemeinsam mit der zivilen Bevölkerung. Zimmermann schliesst darum in seinem Bericht eine sogenannte «Werwolf-Aktion» von Jugendlichen aus. Ihnen wurde später gerüchteweise zur Last gelegt, die totale Zerstörung der Stadt mit einer solchen Aktion provoziert zu haben.²⁷⁹ Zu Strassenkämpfen innerhalb der Stadt kam es nicht. Nach der Plünderung von Häusern und den üblichen Exzessen zogen die russischen Soldaten mit Tross weiter gen Westen. «Bald darauf fing die Stadt an zu brennen. Das Feuer begann in der Kloster- und Prinzenstrassen. Die Stadt war ein gewaltiges Flammenmeer, das ich vom Dachboden unseres Hauses beobachtete», berichtete der Augenzeuge Wilhelm Drewes. Die Brandstiftung erfolgte wie auch in anderen Städten der Region üblicherweise mit Hilfe von Benzin. Versuche, Brände zu löschen, wurden von den Rotarmisten verhindert. Zwangsarbeiter beteiligten sich an Brandstiftungen, einheimische Mitbürger an Plünderungen.²⁸⁰ Prenzlau's Altstadt wurde fast gänzlich vernichtet. Stehen blieb nur jener Stadtteil um die alten Kasernen und das Dominikaner-Kloster. Die SED-Leitung in Prenzlau machte 1975 zwei der an der Eroberung beteiligten und für Zerstörung der Stadt verantwortlichen sowjetischen Offiziere zu Ehrenbürgern ihrer Stadt.



St. Marien mit Pfarrhaus in Angermünde

Von Prenzlau zog die erste Welle sowjetischer Soldaten auf den Strassen weiter nach Westen, in Richtung Neustrelitz und hinterliess eine Spur der Verwüstung. Die nach der Flucht der Einwohner völlig ausgestorbene Stadt Angermünde wurde durch das beherzte Eingreifen dreier Bürger, Bäckermeister Miers, Juwelier Nölte und Lehrer Voigt, gerettet. Nachdem die letzten Einheiten der Wehrmacht die Stadt verlassen hatten, hissten Bürger die weisse Flagge auf dem Turm von St. Marien. Am 27.4. rückte die Rote Armee kampfflos in Angermünde ein.²⁸¹ Deutsche Truppen leisteten nun kaum noch Widerstand. Versprengte Soldaten der Wehrmacht wurden aufgegriffen und vor Militärstandgerichte gestellt. Ihnen wurde Fahnenflucht vorgeworfen. In der Kiesgrube Boldtshof bei Strasburg und an anderen Orten wurden sie durch Erschiessen hingerichtet. Im Zeitraum von Januar bis April 1945 wurden auch 40 Wehrmichtsangehörige für verschiedene Vergehen zum Tode verurteilt und in der Kiesgrube von Sternhagen erschossen.²⁸² Andere wurden ohne Verfahren an Bäumen aufgehängt.²⁸³

Flucht

Erst im letzten Augenblick wurde die Erlaubnis zur Flucht erteilt. In Parmen versammelten sich alle Dorfbewohner in der Gaststätte Krull, um die Flucht zu besprechen und zu organisieren. Am 27. April erhielten die Bewohner von Parmen die Anweisung, das Dorf zu verlassen. Es wurde gepackt, Verpflegung, Kleidung, Bettzeug. «Dann ging der Marsch in die ungewisse Zukunft

los.»²⁸⁴ In Feldberg blieb der Treck stecken. Die Brücke wurde gesprengt, die Strassen waren mit Wagen verstopft, Tiefflieger schossen in die Strassen. Mit ständigen Unterbrechungen schleppte sich der Treck bis kurz vor Güstrow bei Schwerin, dort wurde er von den russischen Panzern eingeholt und überholt. «Die Soldaten sahen müde aus. Sie hatten kaum Interesse für die Flüchtlinge, die sich abseits von ihnen fürchteten.» Nun hiess es wieder umkehren, den ganzen schwierigen Weg zurück. Die Pferde wurden ihnen gestohlen, die Polen, die gestern noch geholfen hatten, verschwanden. Schliesslich wollten sie endlich nach Hause. Entgegenkommende Soldaten plünderten. Entlassene KZ-Häftlinge holten sich, was sie benötigten.

Auch in Nieden drängten deutsche Truppen die Gutsbevölkerung zum Aufbruch. «150 Menschen, darunter Alte, Gebrechliche und Kinder wurden auf 25 grossen Leiterwagen, gezogen von den Gutsperden, mit ihrer notwendigen Habe, in Marsch gesetzt.» Das Gutsbesitzer-Paar fuhr dem Treck voran. Bei Demmin gerieten sie in eine Sackgasse, der Treck wurde vollkommen ausge-raubt. Sie kehrten auf mühseligen und gefährlichen Wegen nach Nieden zurück. Das Dorf war zwar unversehrt, aber der gesamte Hof war abgebrannt und das im Park gelegene Herrenhaus vollkommen zerstört.²⁸⁵

Zivile Kriegstote gab es unterwegs auf dem Treck und in den Dörfern, wahllose Opfer von Tieffliegern, Granaten und Garben aus Maschinenpistolen. Die Rote Armee hatte es jedoch beim Einmarsch besonders auf die politische Führung und Gutsbesitzer bzw. Inspektoren und Verwalter der Güter abgesehen. Sie wurden gezielt ermordet. Nicht jeden Gutsbesitzer haben die Russen umgebracht, konstatiert Karbe. Sie «haben immer gefragt bei der Belegschaft oder bei den Gefangenen, wie war der Chef». Krug und Geiger, Inspektoren auf Schlep-kow und Lübbenow wurden auf dem Treck erschossen. Sie hatten den Auftrag, die hochverschuldeten Güter «in Zug zu bringen». Ihre harten Wirtschaftsmethoden hatten sie unbeliebt gemacht.²⁸⁶ Sie waren nicht die einzigen, die so starben.

Krankenschwester Jutta von Dewitz musste wie so viele andere wieder umkehren. Auf ihrem Heimweg nach Misdroy wollte sie in Pasewalk Quartier machen. Im Zug war sie zwei Frauen begegnet, die sie einluden, in ihrem Haus in Pasewalk zu übernachten. «Wir verlassen also den Zug, es beginnt gerade zu dämmern und gehen die Gleise entlang, bis wir ausserhalb des Bahnhofsgeländes kommen. Schon hier zeigt sich uns ein trostloses Bild der Verwüstung. Die Brücken, die über die Ücker führen, sind gesprengt und behelfsmässig durch Holzplanken ersetzt. Dann kommen die ersten Häuser und dann das Stadttinnere. So



Flüchtlinge

etwas haben wir bisher noch nicht gesehen, obwohl uns in den letzten Tagen vieles vor Augen kam. Ganze Strassen, ja fast die ganze Stadt sind nur Trümmer, meist bis auf die Grundmauern ausgebrannt. Noch immer schlägt uns Brandgeruch entgegen. Wir werden an Schillers Worte erinnert: «Aus den leeren Fensterhöhlen starrt das Grauen!» Gespenstisch ragt zwischen den Trümmern hier und da ein einzelnes Stück Möbel heraus, sonst nur Schutt und Asche.» Die Einladung wird annulliert: Eine Wohnung, ein Bett gibt es nicht mehr. Und während sie weiter nach Osten zieht, dorthin, wo sie einst lebte und arbeitete, kommen ihr die ersten aus Polen ausgewiesenen Flüchtlinge entgegen, die gerade erst in ihre Dörfer zurückgekehrt waren. «Völlig zerlumpt und erschöpft.»²⁸⁷

Das Ende des Krieges hinterliess bei den Menschen ein tiefsitzendes Gefühl der Unsicherheit. Die zarte Pflanze der Zivilisation hatte der Krieg zertreten. Die Folge waren Brutalität, Gesetzlosigkeit und Willkür. Regeln gab es nicht mehr. Jeder war auf sich gestellt. Ein Leben war nichts mehr wert. Eigentum war nicht mehr sicher. Mit der Ankunft der Russen brach die Ordnung zusammen. Jeder, der noch etwas besass, wurde beraubt – im eigenen Haus, im Zug, auf der Strasse, junge Mädchen und Frauen waren Freiwild und wurden vergewaltigt, intakte Häuser wurden im Handumdrehen geplündert, verwüstet und beschmutzt – nicht nur von Russen oder Polen, auch von Deutschen. Nachbarn wurden denunziert um kleiner Vorteile willen. Die Gesellschaftsordnung war auf den Kopf gestellt, der Knecht wurde zum Herren, der Herr zum Knecht. «Der Egoismus feiert in diesen Tagen Triumphe. Alle Parolen von Gemeinnutz, Volks-

gemeinschaft usw. sind vergessen. Mit Schauern haben wir in diesen sechs Reisetagen einen Blick getan in den Abgrund der Selbstsucht und der Verworfenheit. Wird sich Deutschland je aus dieser Tiefe erholen?» fragte sich die Chronistin Frau von Dewitz. Wenig später ging das Plündern weiter von Staats wegen.

Die Bevölkerungsbewegungen dieser Tage nahmen bisher unbekanntes Ausmaß an. Kotsch spricht von einer «Drehscheibe Brandenburg». Deutsche Soldaten, Flüchtlinge und Vertriebene in Millionenzahl zogen nach Westen. Zwangsarbeiter und Gefangene, sogenannte Displaced Persons (DP), elende Gestalten aus Lagern und KZs zogen durch Städte und über Land. Niemand war auf diese Situation vorbereitet. Ende Oktober 1945 befanden sich 600'000 Vertriebene in Brandenburg. In manchen uckermärkischen Dörfern verdoppelte sich die Einwohnerzahl. In Klockow mussten sich 1945 zunächst 40 Flüchtlinge die geplünderten Quartiere teilen, 1946 kamen 26 weitere Familien hinzu, «die sich schon seit Oktober 1944 auf dem Treck befanden. Es waren ‚Donauschwaben‘, ihr Leidensweg hatte sie aus dem fruchtbaren, südlichen Syrmien, aus der Nähe Belgrads über Österreich und Thüringen nach der Uckermark verschlagen.»²⁸⁸

Und wie überall in Deutschland waren auch hier die Flüchtlinge nicht willkommen. Wohnraum und Essen waren knapp und mussten nun auch noch geteilt werden. «Der ökonomische Verteilungskonflikt um knappe Ressourcen ging darum mit scharfen Spannungen im dörflichen Sozialgefüge einher.»²⁸⁹ Der hohe Anteil von Frauen und Kindern verstärkte die Abwehr der Gemeinden gegen die Flüchtlinge, sie mussten häufig zwangsweise einquartiert werden.

Arbeit fanden die meisten in der Landwirtschaft Brandenburgs (56%), nur wenige im produzierenden Gewerbe (10%). Vertriebene wollten sich nicht integrieren, sie warteten auf ein Signal, um in ihre Heimat zurückzukehren. Lager wurden eingerichtet, die bald restlos überfüllt waren. Statt 200 Menschen, für die sie eingerichtet waren, lebten dort 1'500.²⁹⁰ Die sowjetischen Besatzer leisteten wenig oder keine Hilfe. Auch sie wollten diese Menschen nicht und waren froh, wenn sie weiter nach Westen zogen. Über die Jahre wanderten sie tatsächlich weiter in die Bundesrepublik, so dass die ursprüngliche Bevölkerungszahl wieder erreicht war. Damit aber stellte sich in der Landwirtschaft der gewohnte Arbeitskräftemangel ein.

Es gab keine Stunde Null. Die Geschichte ging weiter – auch in einer «Zusammenbruchsgesellschaft».²⁹¹ Nach der Kapitulation Deutschlands am 7./8. Mai 1945 übernahm die Sowjetische Militäradministration Deutschlands (SM-AD) das Regiment in der von den Sowjets besetzten Zone (SBZ). Sie setzten

Bürgermeister und Landräte ein. Parteien wurden neu gegründet: CDU, KPD, LDPD und SPD. Eine der frühen Entscheidungen der SMAD war die Einrichtung des Sonderlagers No. 9 in Fünfeichen, einem ehemaligen Gefangenenlager für Offiziere und Soldaten bei Neubrandenburg, in dem Tausende von Menschen aus der Region Mecklenburg und Brandenburg für ihre Familien spurlos verschwanden. Der Vater der Gemeindeschwester Renate Wolter in Weggun, der Landwirt Schulz, wurde von seinem Hof von Russen ins Lager Fünfeichen verschleppt und verstarb in Buchenwald. Ein solches Familienschicksal galt in der DDR als Makel und musste verschwiegen werden.²⁹² Zuständig für die Verhaftung und Einweisung ins Lager war der russische NKWD. Angeblich waren vor allem «Faschisten» die Zielgruppe, doch befanden sich schliesslich Gutsbesitzer, Ärzte, Offiziere, Landarbeiter, Bauern und Handwerker mit oder ohne Parteibuch der NSDAP, Mitglieder der SPD und KPD, Jugendliche, Frauen und Männer gleichermaßen unter den Häftlingen. Oft genügte ein Verdacht, eine Denunziation, um sie ins Lager zu verschleppen. Hier wurden sie über Jahre ohne Anklage und Verfahren festgehalten, zu schweren Arbeiten und unter unwürdigen Umständen zu leben gezwungen. Im Dezember 1946 hatte das Lager eine Höchstbelegung mit über 10'000 Häftlingen erreicht. Für viele war es ein Durchgangslager auf dem Weg nach Sibirien oder in die KZs Buchenwald und Sachsenhausen. Tausende starben an Hunger, Entkräftigung oder Krankheit. Die Angehörigen wurden nicht über den Tod ihres Familienmitglieds unterrichtet. Erst nach 1990 waren Nachforschungen möglich.

In Prenzlau kam es im September 1948 zu der Verhaftung von Jugendlichen. Der NKWD holte sie nachts um drei Uhr aus ihren Betten und brachte sie ins GPU-Gefangnis in der Friedhofstrasse 4. Dort wurde ihnen ein Geständnis über den Besitz von Waffen und Funkgeräten abgepresst. Wegen «Mitgliedschaft in einer illegalen Organisation anti-sowjetischer Propaganda und terroristischer Diversion» wurden sie zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. 12 junge Männer verbüsstes ihre Strafe im sogenannten «Gelben Elend» in Bautzen, dann in Brandenburg/Havel. 1956 wurden sie entlassen.²⁹³

Ein neuerlicher Elitenaustausch begann unmittelbar mit dem Kriegsende. Im Mai und Juni bildeten sich in den Ortschaften sogenannte antifaschistische Ausschüsse, in denen Deutsche über Deutsche richteten: «Entnazifizierung» nannte man das. Sie unterstützten die Sowjets bei der Identifizierung und Entlassung von NS-Personal aus der Verwaltung. KPD-Mitglieder wurden bevorzugt in die neuen Ämter aufgenommen, SPD-Funktionsträger verdrängt. In An-

germünde wurde einer der Retter der Stadt, der Lehrer Voigt (SPD) vom Arbeiter Paul Zastrow als Bürgermeister abgelöst. Im Glauben, die neue Zeit von der Vergangenheit befreien zu müssen, liess Zastrow, kaum im Amt, das Archiv der Stadt, Akten, Zeitungsbände, Bücher, aus dem Rathaus zum Mündsee fahren, wo man mit ihrer Vernichtung begann. Die Zukunft sollte von der Vergangenheit befreit werden. Grössere Verluste konnten in letzter Minute verhindert werden.²⁹⁴

Kurz nach dem Einmarsch der Sowjets wurde mit der Demontage und dem Abtransport von Industriegütern nach Osten begonnen. Arbeitsfähige Jugendliche und Männer wurden gezwungen, bei der Demontage z.B. von Eisenbahnschienen und Industrieanlagen zu helfen. Manch ein Uckermärker verschwand mitsamt dem Güterzug in den Weiten Osteuropas. Später mussten die für die Landwirtschaft unverzichtbaren Schienen neu verlegt werden.

Bodenreform

Im September 1945 begann die Bodenreform in der SBZ und damit auch in Brandenburg. Güter und Bauernland wurden enteignet und in Einheiten von 10-12 Hektar aufgesiedelt. Siedler waren Landarbeiter, Vertriebene und Flüchtlinge. Der Anteil der Umsiedler war im Kreis Prenzlau besonders hoch. Dies waren deutsche Bauern, die aus Russland und anderen osteuropäischen Ländern vertrieben worden waren. Im Oktober 1947 hielten sich 28'000 Vertriebene im Kreis auf. «Dann wurde alles Land aufgeteilt, jeder hat ein Stück gekriegt», erinnerte sich Heinz Stier. «Und dann ging es los. Mein Vater hatte ja keine Ahnung von Ackerbau. Der hatte ja im Kuhstall zu tun gehabt. Aber der musste nun. Das nützte nun alles nichts. Die Kühe waren inzwischen wohl alle aufgegessen. Die musste man wieder besorgen, und woher nehmen, wenn nicht stehen. Geld gab es auch nicht. Das war alles gar nicht so einfach.»²⁹⁵

Die Voraussetzungen für die Neubauern waren katastrophal. Vieh, d.h. Kühe, Pferde, Schweine, Hühner gab es mancherorts so gut wie nicht mehr. Gerätschaften waren zerstört oder rar, Häuser, Wohnungen und Stallungen Mangelware oder unbrauchbar. Konflikte blieben nicht aus: Zwischen Alt- und Neusiedlern, Einheimischen und Flüchtlingen. Dabei ging es auch um Land. Die vormaligen Landarbeiter wussten, wo die besseren Böden waren und suchten sich entsprechend gute Flurstücke aus. Die Neusiedler fühlten sich übervorteilt. Gab es im Dorf einen Volkseigenen Betrieb (VEB), konkurrierten die Siedler mit dem Staatsbetrieb um Land, Arbeiter und Geräte. Schon im Sommer 1946

59 Hektar. Wenig später erfolgte die Zwangskollektivierung, der so genannte «Sozialistische Frühling von 1952-1960». Agitatoren zogen über die Dörfer und leisteten «Überzeugungsarbeit». Androhung von Repressalien, Schikanen und Psychoterror waren übliche Methoden. «Dann haben sie uns die Frage gestellt, entweder wollt ihr Krieg oder wollt ihr Frieden. Na, Krieg wollte nun keiner mehr, also wenn ihr Frieden wollt, dann müsst ihr LPG werden», erinnerte sich Heinz Stier.³⁰¹

In der Uckermark gab es 53 LPG s. Die Bodenreform hatte nicht den erhofften Erfolg gebracht. «Wirtschaftsschwache Neubauern und unbewirtschaftete Ländereien erforderten nach Meinung der SED-Führung eine neue Bewirtschaftungsform: die LPG. Von ihnen erhofften sie sich eine Stabilisierung der landwirtschaftlichen Produktion und der Betriebe. Tatsächlich war eher das Gegenteil der Fall,» stellt Nehring fest.³⁰²

Mit den LPGs änderte sich das Leben auf dem Dorf, so sah es jedenfalls Lehrer Günter Domke aus Hetzdorf: Die Theatergruppe des Dorfes verschwand, die Turner und die Sonntagsausflügler, der Verein SG Frohsinn lösten sich auf. Dienstleistungsberufe wie Schmied, Stellmacher, Friseur, Fleischer verschwanden bzw. wurden in der LPG zentriert. In den Privathaushalten verzichtete man auf Tiere, die Gärten wurden vernachlässigt. Viele verliessen das Dorf. Aus Handwerkern und Bauern wurden Landarbeiter.³⁰³

Seit 1949 wurden Maschinen-Ausleih-Stationen (MAS) eingerichtet, die die technische Versorgung der kleinbäuerlichen Betriebe verbesserten. Mit der Ansiedlung von Kulturhäusern übernahmen sie auch kulturelle Funktionen. Die Dörfer wurden nun vor allem von aussen mit Programmen zur Unterhaltung und Weiterbildung versorgt.

Die neuerliche Enteignung und die erzwungene Abgabe von Betrieben an die LPGs wurde von vielen Bauern abgelehnt oder nur zähneknirschend akzeptiert. Damit setzte auch verstärkt eine Flüchtlingsbewegung gen Westen ein, die erst mit dem Mauerbau am 13. August 1961 zum Stillstand gebracht wurde. Am 29.12.1961 beklagte der Rat des Kreises Prenzlau: «Gerade in unserem Kreis ist es dem Klassegegner gelungen, viele Menschen zum Verlassen der DDR zu bewegen und uns hierdurch besonders in der Landwirtschaft Schaden zuzufügen. Erst die Massnahmen unserer Regierung am 13. August 1961 zogen den Schlussstrich unter dieses schändliche Treiben. Diese Massnahmen unserer Regierung wurden von der Bevölkerung freudig begrüsst.»³⁰⁴

1964 hatte der Kreis seinen ursprünglichen Bevölkerungsstand aus der Vorkriegszeit wieder erreicht.

Enteignung

Im Sommer 1945 war in der Zeitung und auf Plakaten der Spruch: «Junkerland in Bauernhand» zu lesen. «Es gab Extrablätter, die das Programm der Bodenreform darlegten. Danach sollten alle Höfe, die grösser als 400 Morgen waren, enteignet werden.»³⁰⁵ Am 12. August 1945 beriet die KPD in Berlin den ersten Entwurf der Bodenreformverordnung. Die Bezirksleitungen der KPD wurden aufgefordert, die Unterstützung der Bauern einzufordern. Dem Plan, Grossgrundbesitzer durch Enteignung zu entmachten, schlossen sich die anderen Parteien – SPD, CDU und LDPD – zwar an, die Frage, wie dies zu geschehen hatte, blieb jedoch umstritten. Anfang September wurde das Bodenreformgesetz veröffentlicht, das die entschädigungslose Enteignung von wirtschaftlichen Betrieben aller führenden Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher sowie von Bauern und Grossgrundbesitzern mit mehr als 100 ha Land anordnete. Die genossenschaftliche Bewirtschaftung dieser Ländereien, die von vielen Landarbeitern und Kleinbauern favorisiert wurde, verwarf die KPD mit Unterstützung der SM AD. Ortsbodenkommissionen machten sich nun daran, das zu enteignende Land zu identifizieren und nach Prüfung von Anträgen an Kleinbauern, Arbeiter, Pächter und Vertriebene zu vergeben.³⁰⁶

Die Bodenreform kam also nicht als Überraschung. Überrascht wurde man dennoch von den brutalen Methoden der Durchführung. Im September 1945 wurden auf ihren Höfen und Betrieben verbliebene Bauern und Gutsbesitzer von der Polizei «zum Verhör» nach Prenzlau und zu anderen Sammelstellen gebracht. Einige Männer wurden daraufhin nach Russland bzw. in sibirische Lager verschleppt. Ein Lastwagen fuhr über die Dörfer und sammelte die betroffenen Familien ein. In Prenzlau wurden sie wie Delinquenten ins Gerichtsgefängnis eingeliefert. Insgesamt waren es wohl 120 Personen auf engstem Raum, darunter Kranke, Greise und Kleinkinder. Lebensmittel wurden ihnen z.T. von Gutsarbeitern ins Gefängnis gebracht. Ein Grund für die Festnahme wurde nicht angegeben. Doch konnte man aus der Zusammensetzung der Inhaftierten schliessen, dass es sich um Bauern, Pächter, Verwalter und Gutsbesitzer von Betrieben mit über 100 ha handelte. Ende September wurden einige Häftlinge aufgefordert, in ihre Häuser zurückzukehren, um dort persönliche Habe zu holen, bevor sie sich in einem Lager melden mussten. Eines dieser Lager befand sich auf der Insel Rügen. Die Häuser waren jedoch inzwischen restlos geplündert worden. Man hatte den Landarbeitern gesagt: «Die kommen nie wieder. Jetzt gehört alles euch. Geht in ihr Haus und nehmt, was ihr braucht.»³⁰⁷

Die Bauern und Grossgrundbesitzer wurden nach ihrer Vertreibung unterrichtet, dass ihr Besitz, Haus und Land entschädigungslos enteignet sei, dass sie nicht in ihren Wohnort zurückkehren durften und sich ausserhalb ihres Landkreises in einer Entfernung von mindestens 30 Kilometern einen neuen Wohnort suchen sollten. Eine Berücksichtigung von Grossgrundbesitzern, die zur Opposition oder zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus gehörten, war nicht vorgesehen. Damit wurden im öffentlichen Bewusstsein der DDR Grossgrundbesitzer undifferenziert zu «Faschisten» und «Militaristen» abgestempelt. Dies genügte anscheinend, um die entschädigungslose Durchführung der Bodenreform und Vertreibung der Familien zu rechtfertigen.³⁰⁸ Neuere Studien haben gezeigt, dass diese Massnahme gegen die Haager Landkriegsordnung (HLKO) von 1899 versties. Diese behandelt u.a. die Frage der Stellung einer Besatzungsmacht in feindlichem Gebiet, ihre Pflicht zur Erhaltung von Recht und Ordnung, Ehre und Eigentum der Bewohner.³⁰⁹

In Johannes R. Bechers Bauern-Ballade heisst es lapidar:

«Da flog die Herrschaft nächstens aus
Verlassen stand das Herrenhaus
Wofür, für wen, wozu, warum?
Es kehrten sich die Zeiten um.»³¹⁰

In der Uckermark wurden im Jahr 1945 166 Betriebe (ca. 62'000 ha) enteignet. Nutzniesser der Enteignung war in erster Linie der Staat. Das Land wurde an 7'000 Neubauern verteilt, jedoch nicht als Eigentum, über das sie frei verfügen konnten, sondern als Betriebsmittel. 1952 waren bereits 40% dieser Neubauernstellen aufgegeben worden. Die Flächen fielen an den Staat zurück.

Im Zuge der Plünderungen von Schlössern, öffentlicher Gebäude und Betriebe kam es zu ungeheuren Verlusten an privatem und Betriebsvermögen. Auch Kulturgüter gingen unwiederbringlich verloren. Ende September 1945 verordnete der Präsident der Provinzialverwaltung in Ergänzung der Verordnung über die Bodenreform, dass «eingesetzte Vertrauenspersonen verantwortlich für die Sicherung sämtlicher Wertsachen künstlerischen und historischen Wertes, Bibliotheken und wertvoller Sammlungen sind». Seit Kriegsende waren vier Monate vergangen, in denen viele der Schlösser und Gutshäuser geplündert und durch Brände zerstört worden waren. In den Archivalien finden sich entsprechende Anmerkungen: «Nichts mehr vorhanden» oder «alles vernichtet» oder «zum Feuer anmachen benutzt». Möbel, Bilder und Bücher aus Gutsbiblio-

theken wanderten in Privathaushalte oder wurden in Güterzügen nach Osten gebracht. Die Bibliotheca Joachimica des Templiner Gymnasiums wurde noch 1946 von den Sowjets entwendet. Teile der wertvollen Boitzenburger Bibliothek wurden z.B. in der Sowjetunion stückweise auf öffentliche Bibliotheken verschiedener Städte verteilt und damit sinnlos auseinandergerissen. Angesichts des allgemeinen Elends hatte die Bergung dieser Güter zunächst geringe Bedeutung.

1949 wurde in einer offiziellen Bergungsaktion der SMAD und Provinzialverwaltung der Versuch gemacht, bedeutende Kulturgüter wie antike Möbel, Gemälde, Silber, Bibliotheken und Archive wieder einzusammeln und zu sichern. In Boitzenburg hatte man Kunstgegenstände aus dem Schloss, soweit sie nicht zerstört worden waren, auf Haushalte oder Büros verteilt. «So gelangten (...) chinesische Vasen, Barockbetten, Rokokotische, silberne Schalen, wertvolle Gemälde, kostbare Teppiche, Meissner Porzellan in die Küchen und guten Stuben von Bauern und Handwerkern und vor allem auch in die dürftigen Flüchtlingsunterkünfte.» Auch im Schloss Boitzenburg wurden Restbestände abgeholt und vom neuen Staat der DDR anderen Bestimmungen zugeführt. Ganz ohne Konflikt ging dies nicht vonstatten, da sich inzwischen die Polizei im Schloss niedergelassen hatte und Anspruch auf das Inventar erhob.³¹¹

Das umfangreiche Arnimsche Archiv in Boitzenburg, das Dokumente aus mehreren Jahrhunderten umfasste, war zunächst wie durch ein Wunder nicht zerstört oder geraubt worden. Während viele der leerstehenden oder teilerstörten Gutshäuser als Steinbruch für den Bau von Siedlungshäusern benutzt wurden, blieb das alte Boitzenburger Schloss auch infolge seiner neuen Nutzung durch die Polizei intakt. Pfarrer Schmidt aus Thomsdorf, dem bewusst war, dass dieses Archiv die Grundlage jeglicher Geschichtsschreibung über die Uckermark sein würde, drängte in Potsdam zum Handeln. Doch Kirchenmänner galten der Verwaltung wenig. Die Vernichtung der Vergangenheit und ihrer Zeugen wurde von vielen Vertretern der neuen Elite sogar als wünschenswert betrachtet, wie das bereits erwähnte Beispiel in Angermünde zeigt. Als der Direktor des Deutschen Zentralarchivs Otto Korfes schliesslich im September 1949 den Raum des Schlosses, in dem sich das Archiv befand, betrat, fand er es in grosser Unordnung vor: Urkunden, Akten und Schriftstücke aus dem 15. und 16. Jahrhundert lagen auf dem Fussboden umher, Siegel waren abgerissen. Die Schränke standen leer. Teile des Archivs waren offenbar bereits entnommen worden. An den Minister des Inneren schrieb Korfes. «Wie bekannt ist, gingen 1945 und auch noch später die meisten Archive des enteigneten Grossgrundbesitzes und seiner adligen Familien in Brandenburg verloren, leider oft infolge von Unkennt-



Ruine des Gutshauses in Jagow, 1998

nis und Unverstand.» Dies bedeute «für die neue demokratische Geschichtsschreibung einen unersetzlichen Verlust.» Sein Versuch, das Archiv zu sichern, kam zu spät. Es wurde geplündert, Papier lag zu Hauf im Garten herum. Die Überreste wurden im November 1949 mit einem Lastwagen von Boitzenburg nach Potsdam gebracht und dort vom gerade gegründeten Brandenburgischen Landeshauptarchiv übernommen.³¹² Regionalhistorische Studien wie die von Lieselott Enders u.a. wären ohne solche Archivbestände nicht denkbar gewesen.

Zu den Kulturgütern der Uckermark gehörten neben den Kirchen auch Gutshäuser und Schlösser. Im Zuge der Übergabe von Land an Neubauern wurde der gravierende Mangel an Wohnraum und Wirtschaftsgebäuden deutlich. In Brandenburg wurden ca. 60'000 Hofstellen benötigt. Da es auch an Baumaterial mangelte, war an Neubauten nicht zu denken. So ordnete die Verwaltung den Abriss von Gutsanlagen an (SMAD- Befehl 209). Aus dem Abriss-Material sollten Siedlungshäuser entstehen. Darüber hinaus beabsichtigte man auch die Beseitigung des gutsherrlichen Charakters der Dörfer. «Die Umgestaltung des Dorfgesichtes durch den Baubefehl muss helfen, die alte Tradition und Unterwürfigkeit und die damit verbundene Ideologie des Gehorchens auch von aussen her zu zerstören. Darum müssen die Herrenhäuser und Gutshöfe fallen.»³¹³ In den Dörfern regte sich Widerstand gegen den Befehl, da die Häuser entweder mit Flüchtlingen voll belegt waren oder dringend für andere Zwecke, z.B. Schu-

len gebraucht wurden. Der Einwand, dass es sich hier um Denkmale der kulturellen Entwicklung von höchstem Wert handele, wurde zunächst von offizieller Seite negiert.

Insgesamt wurden in der SBZ 724 Wohngebäude und 6'717 Stallgebäude abgerissen, in Brandenburg und Mecklenburg allerdings in nur geringem Umfang. Der Abbruch von Ställen in der nördlichen Uckermark hatte zur Folge, dass die Kühe und Schweine nun auch im Winter im Freien standen. 1950 wurde der Abriss offiziell gestoppt, zumal das gewonnene Material für Neubauten weitgehend unbrauchbar war. Dies verhinderte nicht, dass im Laufe der Geschichte der DDR weitere Gutshäuser und Schlösser durch Verfall und Abriss vernichtet wurden.

Der Leiter des Prenzlauer Chores, Albrecht Graf Bassewitz versuchte noch im Sommer 1945 ein Stück Prenzlauer Musik-Kultur zu retten. Sein Gut Augustenfelde bei Prenzlau hatte seit 1937 vielen jungen Musikern als Treffpunkt gedient. In Zeiten knapper Kost gab es dort immer reichlich zu essen. «Eine grossartige Atmosphäre und Musik bester Qualität» herrschte in Prenzlau. Volkslieder, Kantaten von Bach, Oratorien von Haydn, das Requiem von Mozart – das war das Programm, mit dem der Chor auch in anderen Städten und sogar Dörfern der Uckermark gastierte. Nach dem Einmarsch der Roten Armee und dem daraus erwachsenen Chaos suchte Bassewitz die Musik in den Frieden hinüber zu retten. Im verwüsteten Augustenfelde mussten Noten geborgen werden, bevor an den Wiederaufbau eines Chores gedacht werden konnte. Viele Sänger waren geflohen, es herrschte bitterer Hunger in der Stadt. Es gelang Bassewitz jedoch, 50 Sänger zu Proben zusammenzurufen, darunter auch Schüler des Gymnasiums. Im ausgeleerten Kurgarten am Uckersee fand das Konzert in Anwesenheit des russischen Kulturoffiziers statt. Der befand, dass der Chor den Ansprüchen einer sozialistischen Kultur nicht genüge. Der Chor wurde aufgelöst.³¹⁴

Am 1. Oktober 1945 wurde wie überall in der SBZ auch die Schule in Fürstenwerder wieder eröffnet. Das Gebäude war notdürftig repariert worden, auf dem Schulhof türmten sich zertrümmerte Kampfwagen, Reste von Munition und Schutthaufen. Die Kinder hatten keinerlei Lernmaterial, Papier und Stifte fehlten. Die alten Bücher waren eingesammelt und vernichtet worden, neue gab es noch nicht. Viele Lehrer waren nicht zurückgekehrt, belastete Lehrer wurden entlassen und durch junge mit geringer Ausbildung ersetzt. Die Anzahl der Kinder hatte sich verdoppelt. So wurden in einigen Fällen 90-100 Kinder von einem einzigen Lehrer unterrichtet. Am 31. März 1946 ordnete das Gesetz über die deutsche Einheitsschule das Schulwesen in der SBZ neu.³¹⁵

Auch Elisabeth (15) in Prenzlau durfte wieder zur Schule gehen. Es gab neuen Zugang von Kindern aus Flüchtlingsfamilien, das war interessant. Und es gab die Tanzstunde: «Nach der Tanzstunde gingen wir paarweise nach Hause. Die Herren boten uns ihren Arm, und wir gingen zu zwei hintereinander durch unsere Trümmerstadt Prenzlau, riefen uns zu und sangen und lachten. Wir freuten uns, denn wir waren am Leben geblieben. Jetzt wurde nicht mehr gebombt und geschossen, jetzt wurde getanzt.»³¹⁶

Auch die jungen Leute in Fürstenwerder tanzten wieder. Man war jung. Man war verliebt. Es war Fasching, man wollte sich verkleiden. Die Mädchen schnaiderten sich aus alten Kleidern Kostüme.³¹⁷ In den Dörfern wurden wieder Ernte- und Sportfeste gefeiert. Unmittelbare Existenzsorgen wurden vorübergehend in den Hintergrund gedrängt. In Prenzlau beging die neue Stadtverwaltung eine Hundertjahrfeier des 18. März 1848 mit Aufmärschen, Ausstellung und Kranzniederlegung am Grabow-Denkmal.³¹⁸ Auf der Freilichtbühne wurde der Sommernachtstraum von Shakespeare aufgeführt. Armin Müller-Stahl spielte den Zettel, sein Bruder Hagen den Oberon.³¹⁹ Mit der Gründung der «Volkssolidarität» wurde die Pflege und Betreuung der alten und arbeitsunfähigen Menschen, aber auch Tanzvergnügungen, Theaterfahrten, Radfahrten und Kaffeekränzchen organisiert. Vereine wurden neu gegründet. Hier spielte sich das kulturelle Leben ab. Die Gutshäuser, soweit sie noch standen und von Flüchtlingen freigezogen waren, beherbergten nun Kindergärten, Schulen und Läden. Und gefeiert wurde dort, wie im Vorwerk Bülowssiege, wo sich die vier Neubauern zu einer Wirtschaft zusammengetan hatten. «Im Saal konnte man die grossen Tafeln hinstellen. Da haben wir alle drei geheiratet», erinnert sich Heinz Stier, der erst 1948 aus der französischen Kriegsgefangenschaft nach Hause zurückgekehrt war. Zeitzeugen aus jenen Jahren «erinnern sich an schwere, karge, doch schöne Jahre», ja an die besten ihres Lebens.³²⁰



Fasching in Fürstenwerder 1947: Die besten Jahre ihres Lebens

Anmerkungen

VOM KRIEG UND VOM FRIEDEN (1648-1848)

- 1 Ingo Materna und W. Ribbe (Hrsg.).
Brandenburgische Geschichte. Berlin 1995, S. 308.
- 2 Werner Lippert. Geschichte der 110 Bauerndörfer in der nördlichen Uckermark.
Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Mark Brandenburg.
Hrsg. Gerd Heinrich. Köln 1968, S. 121.
- 3 Lieselott Enders. Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert. Weimar 1992, S. 504.
- 4 Marlies Lammert. David Gilly (1748-1808).
Der Baumeister des deutschen Klassizismus. Berlin 1964, S. 180.
- 5 Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Nachrichten aus meinem Leben, 1777-1808.
Berlin 1989, S. 194.
- 6 Sophie Schwerin, Ein Lebensbild von Amalie von Romberg, Bd. I. Berlin 1911, S. 301ff.
- 7 Ebenda, S. 545.
- 8 Karen Hagemann. «Männlicher Muth und Teutsche Ehre». Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preussens. Paderborn 2002, S. 36.
- 9 Ebenda, S. 405.
- 10 Beate Engelen. Fremde in der Stadt. Die Garnisonstadt Prenzlau im 18. Jahrhundert. In: Klaus Neitmann und Jürgen Theil (Hrsg.). Die Herkunft der Brandenburger, Sozial- und mentalitätsgeschichtliche Beiträge zur Bevölkerung Brandenburgs vom hohen Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Potsdam 2001, S. 113-126.
- 11 Dieter Neuendorf. Die Prenzlauer Jahre der Caroline von Hessen-Darmstadt. In: MUGVP 6, S. 74-91.
- 12 Zitiert nach Karen Hagemann. «Männlicher Muth und Teutsche Ehre», a.a.O., S. 95.
- 13 Olaf Gründel. Bürgerrock und Uniform. Die Garnisonstadt Prenzlau 1685-1806. In: Ortstermine. Zwischen Krieg und Frieden – Militär und Gesellschaft in Brandenburg-Preussen von 1700 bis zur Gegenwart. Potsdam 2001, S. 31.
- 14 Thorsten Freihof. Dragoner, Regimentstag als Erinnerung, Schwedter Jahreshefte 2, S. 52.
- 15 Jürgen Angelow. Die Garnisonstadt Prenzlau im deutschen Kaiserreich, 1871-1918.
In: Ortstermine a. a. O., S. 43-55.
- 16 Lieselott Enders. Die Uckermark, a. a. O., S. 488.
- 17 Ebenda, S. 587.

- 18 Werner Conze. Die Preussische Reform unter Stein und Hardenberg. Bauernbefreiung und Städteordnung. O.J., S. 23.
- 19 Lothar Hörig. «Agronomische Bemerkungen» zur uckermärkischen Landwirtschaft um 1810. In: MUGVP 7, S. 101.
- 20 Jens Flemming. Landwirtschaftliche Interessen und Demokratie. Ländliche Gesellschaft, Agrarverbände und Staat, 1890-1925. Bonn 1978, S. 9.
- 21 Gerhard Elvert. Klockow – Ein Dorf in der Uckermark. In: MUGVP g, S. 46.
- 22 UH 1.1989, S. 147.
- 23 Amtsblatt Nordwestuckermark, 16.5.2002.
- 24 UH 1.1989, S. 145ff Das Armenwesen der Stadt Prenzlau vom Mittelalter bis 1933. Schülerarbeiten zur Regionalgeschichte I. Prenzlau 1999, S. 76.
- 25 Emil Schwarz. Geschichte der Stadt Brüssow. Prenzlau 1941, S. 95.
- 26 Hans-Joachim Rook. Dietlof Graf von Arnim-Boitzenburg. Ein märkischer Adelsrepräsentant als Agrarunternehmer und Standesherr. In: MUGVP 10, S. 76.
- 27 Rudolph Ohle. Die Besiedlung der Uckermark und die Geschichte ihrer Dorfkirchen. 1. Teil. MUMGVP. Prenzlau 1915, S. 173.
- 28 Erwin Schulz. Crenzow 1297-1997. Beiträge zur Geschichte eines uckermärkischen Dorfes. Wallmow 1997.
- 29 Heimatkalender Prenzlau 1933,8.170.
- 30 Reinhard Heuer und Bernhard Mätzke. Die Uckermark. Ein Heimatbuch. Prenzlau 1926, S. 41ff.
- 31 Dieter Dehame. Zur Geschichte der Rinderzucht in Brandenburg. Bad Lauterberg 2000, S. 31.
- 32 Christian Zumpe. Die schicksalsreichen 40er Jahre der Eisenbahnen um Fürstenwerder. In: Fürstenwerder Mosaik II. Prenzlau 2002, S. 106.
- 33 Olaf Grell und Herbert Liman. Bezahlt wurde nach Entfernung. In: Schwedter Jahreshefte 2, S. 43-51.
- 34 Jagow. Seine Menschen und seine Geschichte. Zehdenick 1993, S. 19.
- 35 Karl Jürgen Nagel. Der Kreis Prenzlau und seine Landräte. In: Prenzlau 1234-1984, a.a.O., 1987, S. 222.
- 36 Zitiert in Prenzlau 1234-1984. a.a.O., S. 249.
- 37 Peter Franke. Neues Konterfei vom Prenzlauer Oberbürgermeister Grabow. In: MUGVP 7, S. 127E
- 38 Zitiert in Heimatkalender Prenzlau 1942, S. 180.
- 39 Joachim von Winterfeldt. Jahreszeiten des Lebens. Ein Buch meiner Erinnerungen. Berlin 1942, S. 97.
- 40 Rudolph Ohle. Die Besiedlung der Uckermark und die Geschichte ihrer Dorfdrehen, a.a.O., S. 115.
- 41 Ebenda, S. 115.
- 42 Prenzlauer Zeitung, 26.11. 1927

- 43 Günter Dehn. Die alte Zeit – die vorigen Jahre. München 1962, S. 115.
- 44 Rudolph Ohle. Die Besiedlung der Uckermark und die Geschichte ihrer Dorfkirchen, a.a.O., S. 108.
- 45 Heinrich Seidel. Drei Stunden hinter Berlin. Briefe aus dem Vikariat.
Hrsg. Klaus Goebel. Frankfurt/M. 1998, S. 346.
- 46 Max Lindow. Bi uns to Hus. Schwedt, O. J., S. 85.
- 47 Heinrich Seidel. Drei Stunden hinter Berlin, a.a.O., S. 155.
- 48 Heimatkalender Prenzlau, 1928, S. 197.
- 49 Heinrich Seidel. Drei Stunden hinter Berlin, a.a.O., S. 178f.
- 50 Werner Richter. Bismarck. Frankfurt/M. o.J., S. 29.
- 51 Herbert von Bismarck (Hrsg.). Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin
(29.9.1863). Stuttgart 1914, S. 479.
- 52 Friedrich Mangelsdorf. Bismarck und der Prenzlauer Oberlehrer.
In: Prenzlau 1234-1984, a.a.O., S. 254.
- 53 Maxe Arnim. Gräfin von Oriola, 1818-1894.
Ein Lebens- und Zeitbild von Johannes Werner. Leipzig 1937, S. 165.
- 54 Heinrich Seidel. Drei Stunden hinter Berlin, a. a. O., S. 76.
- 55 Günter Dehn. Die alte Zeit, die vorigen Jahre, a.a.O., S. 100ff.
- 56 Reinhard Heuer und Bernhard Mätzke. Die Uckermark, a.a.O., S. 421f.
- 57 Emil Schwarz. Die Geschichte der Stadt Brüssow, a. a.O., S. 48.
- 58 Heinrich Seidel. Drei Stunden hinter Berlin, a. a. O., S. 96.
- 59 Gustav Mayer. Erinnerungen. Vom Journalisten zum Historiker der Arbeiterbewegung.
Hildesheim 1993, S. 11.
- 60 Thomas Dietz. Die uckermärkischen Vorfahren der Eva Krause-Bergmann, geb. Zahn und
ihrer Familie. 0.0.1986, S.11.
- 61 Menora. Jahrbuch Jüd. Geschichte 1995. München 1995, S. 113ff.
- 62 Lutz Libert. Die Uckermark. In: Irene Diekmann und Julius H. Schoeps (Hrsg.), Wegweiser
durch das jüdische Brandenburg. Berlin 1995, S. 204ff.
- 63 Klaus Karbe. Die Familie Karbe in der Uckermark. In: MUGVP 8, S. 77.
- 64 Hermann Graf von Arnim. Märkischer Adel. Versuch einer sozialhistorischen Betrachtung
anhand von Lebensbildern von Herren und Grafen von Arnim. Berlin 1989, S. IX.
- 65 Claudia Wilke. Adel und Laufbahnentwicklung. Das Regierungspräsidentenamt in den
Familien von der Schulenburg und von Schwerin. In: Kurt Adamy und Kristina Hübener
(Hrsg.), Adel und Selbstverwaltung in Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert. Ein histori-
scher Vergleich. Berlin 1996, S. 142f.

ZWISCHEN REVOLUTION UND WELTKRIEG (1848-1914)

- 66 Theodor Fontane. Von *Zwanzig* bis Dreissig. Autobiographisches. Frankfurt/M. 1973, S. 328.
- 67 Aus dem Nachlass Varnhagen von Ense. Tagebücher. Bd. 2. Berlin 1861, S. 45.
- 68 Bettina von Arnim. «In allem einverstanden mit Dir». Bettina von Arnims Briefwechsel mit ihrem Sohn Friedmund. Göttingen 2001, S. 115.
- 69 Sophie Schwerin. Ein Lebensbild, Bd. II. Leipzig 1911, S. 8ff.
- 70 Ebenda, S. 8.
- 71 Bettina von Arnim. «In allem einverstanden mit Dir», a. a.O., S. 387.
- 72 Peter Franke. Gemeinde-Revolutionen in der Uckermark: Ereignisse 1848-49 in Prenzlau und Templin. In: MUGVP 8, S. 118.
- 73 Manfred Görtemaker et al. (Hrsg.). Zwischen Königtum und Volkssouveränität. Die Revolution von 1848 in Brandenburg. Frankfurt/M. 1999, S. 197.
- 74 Gebhard Falk. Der uckermärkische Volksverein und die Revolution 1848 / 49 in den Kreisen Prenzlau und Templin. In: MUGVP 8, S. 201-218.
- 75 Gebhard Falk. Ländliche demokratische Vereine in Brandenburg 1848-185 0. In: Manfred Görtemaker (Hrsg.), Zwischen Königtum und Volkssouveränität, a.a.O., S.149.
- 76 Karl Nagel. Gerswalde. In: MUMGVP 1918.
- 77 Peter Franke. Gemeinde-Revolutionen in der Uckermark: Ereignisse 1848/49 in Prenzlau und Templin. In: MUGVP 8, S. 104ff.
- 78 Ebenda, S. J19E
- 79 Klaus Karbe). Die Familie Karbe in der Uckermark. In: MUGVP 8, S. 86.
- 80 Emil Schwarz. Die Geschichte der Stadt Brüssow, a.a.O., S. 95.
- 81 Prenzlauer Nachrichten 12.3.1948
- 82 Die Dorfkirche. Monatsschrift für Kirche und Volkstum. 1907, II.
- 83 Heinrich Seidel, Drei Stunden hinter Berlin, a.a.O., S. 42.
- 84 Zitiert in: Heimatkalender Prenzlau 1927, S. 60.
- 85 Zitiert in: Evangelisches Gemeindeblatt für den Kirchenkreis Templin, Mai 1914.
- 86 Peter Franke. Freimaurer in Prenzlau. Zur Geschichte der *Loge* «Zur Wahrheit». 1796-1935. In: MUGVP 4, S. 32-69.
- 87 Prenzlauer Zeitung 29.4.1930
- 88 Zitiert nach Erwin Schulz. Chronik der Stadt Strasburg / Uckermark. Milow 2000 S. 373.
- 89 Das Armenwesen der Stadt Prenzlau vom Mittelalter bis 1933. Prenzlau 1999, S. 24.
- 90 Ebenda, S. 24f.
- 91 Susanne Miller und Heinrich Potthoff. Kleine Geschichte der SPD. Darstellung und Dokumentation 1848-1990. Bonn 1991, S. 30-49.

- 92 Francis L. Carsten. Geschichte der preussischen Junker. Frankfurt/M. 1988, S. 122.
- 93 Zitiert in Prenzlau 1284-1984, a.a.O., S. 219.
- 94 Gerhard Kohn. August Mieck, ein Mitbegründer des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. In: MUGVP 2, S. 65.
- 95 Max Lindow. Bi uns to Hus, Schwedt 0. J., S. 87.

VOM WELTKRIEG UND DER NACHKRIEGSZEIT (1914-1933)

- 96 Zitiert nach Fritz Fischer. Krieg der Illusionen. Deutsche Politik von 1910-1914. Düsseldorf 1978, S. 270-273.
- 97 Joachim von Winterfeldt. Kriegsbeschädigtenfürsorge. 1917.
- 98 Kurt Adamy und Kristina Hübener (Hrsg.). Die Geschichte der Brandenburgischen Landtage. Potsdam 1998, S. 180.
- 99 Walter Görlitz. Die Junker. Adel und Bauern im deutschen Osten. Glücksburg 1956, S. 303.
- 100 Theodor Fontane. Von Zwanzig bis Dreissig, a.a.O., S. 86.
- 101 Francis L. Carsten. Geschichte der preussischen Junker, a.a.O., S. 130.
- 102 Adlige Rückkehrer im Land Brandenburg, ihr heutiges Engagement und das Wirken ihrer Vorfahren 1806-2000. Berlin 2001, S. 207ff.
- 103 Hans-Joachim Rook. Dietrich Graf von Arnim-Boitzenburg. Ein märkischer Adelsrepräsentant als Agrarunternehmer und Standesherr. In: MUGVP 10, S. 133.
- 104 Hartwin Spenkuch. Herrenhaus und Rittergut. Die Erste Kammer des Landtags und der preussische Adel von 1854 bis 1918 aus sozialgeschichtlicher Sicht. In: GG 2 5/3, 1999, S. 375-403.
- 105 Heinrich August Winkler. Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik. Bd. I. München 2000, S. 227-236.
- 106 Hans Jürgen Puhle. Politische Agrarbewegungen in kapitalistischen Industriegesellschaften. Göttingen 1975, S. 63.
- 107 Fritz Fischer. Krieg der Illusionen, a.a.O., S. 151.
- 108 Hans-Jürgen Puhle. Politische Agrarbewegungen in kapitalistischen Industriegesellschaften, a.a.O., S. 79.
- 109 Stephan Malinowski. Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat. Berlin 2003, S. 602 ff.
- 110 Bernhard Sauer. Gerhard Rossbach – Hitlers Vertreter in Berlin. Zur Frühgeschichte des Rechtsradikalismus in der Weimarer Republik. In: Zeitschrift für Geschichte, 1/2002, S. 10.

- 111 Prenzlauer Zeitung 11. 2. 1923
- 112 Stephanie Merkenich. *Grüne Front gegen Weimar. Reichs-Landbund und agrarischer Lobbyismus, 1918–1933*. Düsseldorf 1998, S. 145.
- 113 Norbert Elias. *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1989, S. 296.
- 114 Heinrich-August Winkler. *Weimar 1918–1933. Geschichte der ersten deutschen Demokratie*. München 1993, S. 124.
- 115 Jens Flemming. *Landwirtschaftliche Interessen und Demokratie. Ländliche Gesellschaft, Agrarverbände und Staat, 1890–1925*. Bonn 1978, S. 13.
- 116 Kurt Adamy und Kristina Hübener (Hrsg.). *Die Geschichte der brandenburgischen Landtage, a. a. O., S.65–76, S. 191.*
- 117 Otto Rühle. *Vom Untertan zum Staatsbürger*. Berlin 1957, S. 138/157.
- 118 Prenzlauer Zeitung 3. 1. 1920
- 119 Jens Flemming. *Landwirtschaftliche Interessen und Demokratie. a. a. O., S. 300.*
- 120 Prenzlauer Zeitung 7. 1. 1920
- 121 Ebenda, 4. 2. 1920
- 122 Ebenda, 12. 1. 1923
- 123 Ebenda, 9. 1. 1923
- 124 Ebenda, 24. 6. 1930
- 125 Ebenda, 1. 1. 1923
- 126 August-Heinrich Winkler. *Weimar 1918–1933, a. a. O., S. 244.*
- 127 Prenzlauer Zeitung 18. 1. 1923
- 128 Ebenda, 25. 1. 1923
- 129 *Heimatblätter für den Kreis Templin*, 3. 8. 1924
- 130 Jeffrey Verhey. *Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft*. Hamburg 2000, S. 336.
- 131 *Heimatkalender Prenzlau* 1928.
- 132 Prenzlauer Zeitung 4. 10. 1927
- 133 Ebenda, 29. 6. 1930
- 134 Ebenda, 23. 3. 1923
- 135 Ebenda, 27. 6. 1930
- 136 Stephanie Merkenich. *Grüne Front gegen Weimar, a. a. O., S.27.*
- 137 Ingo Materna und W. Ribbe (Hrsg.), *Brandenburgische Geschichte, a. a. O., S. 585ff.*
- 138 Detlef von Arnim-Kröchlendorff. *Erinnerungen aus dem Leben (MS)*.
- 139 *Heimatkalender Prenzlau* 1932
- 140 Prenzlauer Zeitung 8. 5. 1930
- 141 Otto Rühle. *Vom Untertan zum Staatsbürger, a. a. O., S. 79.*
- 142 *Heimatkalender Prenzlau* 1926, S. 179.
- 143 Heinrich Brüning. *Memoiren, 1918–1934*. Stuttgart 1970, S. 459.

- 144 Prenzlauer Zeitung 23.5.1930
- 145 Interview Ute Bleich, 18.1.2000
- 146 Kurt Gossweiler und A. Schmidt. Junker und die NSDAP 1931/32.
In: Zf G 15,1967, S. 652.

DAS JAHR 1933 – DAS III. REICH

- 147 Erwin Schulz. Chronik der Stadt Strasburg / Uckermark. Milow 2000, S. 419.
- 148 Interview Heinz Stier, 21.1.2000
- 149 Klaus Karbe, Interview 8.2.2000
- 150 Zitiert in Prenzlau 1234-1984. Hamburg 1987, S. 294.
- 151 Erinnerungen einer ungewöhnlichen Schulklasse. Schkeuditz 2000, S. 147.
- 152 Arno Klönne. Jugend im Dritten Reich. Hitlerjugend und ihre Gegner. Köln 2003.
- 153 Sabine Kundera. Erfahrungen des Nationalsozialismus in kleinbürgerlichen Gruppen: HJ-Identifikation, Lebenslauf und heutiges politisches Bewusstsein in der 1930er Kohorte, insbesondere HJ-Führer und Eliteschüler. In: Peter Alheit und Erika M. Hoernig (Hrsg.). Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/M. 1989, S. 72fr.
- 154 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 1933-1936. Hrsg. W. Ribbe, Bd. I. Regierungsbezirk Potsdam. Köln 1998, S. 25.
- 155 Heinrich August Winkler. Weimar 1918-1933.
Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. München 1993, S. 483.
- 156 Ebenda, S. 513.
- 157 Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit.
Studien und Dokumente. Berlin 1993, S. 358/361.
- 158 Heinrich August Winkler. Weimar 1919-1933, a.a.O., S. 571.
- 159 Erwin Schulz. Chronik der Stadt Strasburg / Uckermark, a. a. O., S. 411.
- 160 Nachrichtenblatt des Kreislandbundes/Der Brandenburgische Landbund (Beilage),
Templin, 3.3./17.3.1933.
- 161 Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit, a.a.O., S. 361.
- 162 Prenzlauer Zeitung, 2.4.1933
- 163 Ebenda, 7.4.1933
- 164 Ebenda, 21.4.1933
- 165 Ebenda, 16.4.1933
- 166 Ebenda, 27.6.1933
- 167 Ebenda, 3.10.1933
- 168 Ebenda, 1.10.1933

- 169 Ebenda, 10.12.1933
- 170 Ebenda, 2.12.1933
- 171 Ebenda, 4.11.1933
- 172 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 1933-1936, a.a.O., S. 383.
- 173 Ebenda, S. 244.
- 174 Zitiert nach Günther Wollstein (Hrsg.).
Quellen zur Deutschen Innenpolitik 1933-1939. Darmstadt 2001, S. 275.
- 175 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin 1933-1936, a.a.O., S. 234.
- 176 Ebenda, S. 162.
- 177 Angermünder Zeitung, 24.2.1934
- 178 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 1933-1936, a.a.O., S. 234.
- 179 *Jagow*. Seine Menschen und seine Geschichte. 1993, S. 23.
- 180 Volker R. Berghahn. Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten 1918-1935.
Düsseldorf 1966, S. 33.
- 181 Prenzlauer Zeitung 29.4.1930
- 182 Erinnerungen einer ungewöhnlichen Schulklasse. Schkeuditz 2000, S. 30-32.
- 183 Gerhard Elvert. Klockow – Ein Dorf in der Uckermark. In: MUGVP 9, S. 68.
- 184 Emil Schwarz. Geschichte der Stadt Brüssow. Prenzlau 1941, S. 100.
- 185 Angermünder Zeitung 24.1.1934
- 186 Ebenda, 30.1.1934
- 187 Rainer Pomp. Brandenburgischer Landadel und die Weimarer Republik. Konflikte um Oppositionsstrategien und Elitekonzepte. In: Kurt Adamy und Kristina Hübener (Hrsg.).
Adel und Selbstverwaltung in Brandenburg im 19. und 20.Jahrhundert. Berlin 1996,
S. 217.
- 188 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 1933-1936. Hrsg. W. Ribbe, Bd.I. Regierungsbezirk Potsdam.
Köln 1998, S. 259.
- 189 Wilhelm Zimmermann. Der Ehrenbürger. In: UH 2,1995, S. 215-247.
- 190 Karl-Jürgen Nagel. Der Kreis Prenzlau und seine Landräte.
In: Prenzlau 1234-1984, a.a.O., S.221-248.
- 191 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin 1933-1936, a.a.O., S. 295.
- 192 Ebenda, S. 184.

DIE UCKERMARK UNTER NS-HERRSCHAFT

- 193 Zitiert in Heimatfront. Kriegsalltag in Deutschland 1939-1945.
Hrsg. Jürgen Engert. Berlin 1998, S. 36.
- 194 Dietrich Eichholtz, (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit.
Studien und Dokumente. Berlin 1993, S. 53.
- 195 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die
Reichshauptstadt Berlin 1933-1936, a.a.O., S. 330.
- 196 Ulrich Herbert. Fremdarbeiter, Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegs-
wirtschaft des Dritten Reiches. Bonn 1999, S. 58.
- 197 Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit, a.a.O., S. 41.
- 198 Reinhard Hauke. Das Landjahr. Ein Stück Erziehungsgeschichte unter dem Hakenkreuz.
Gelnhausen 1997, S. 37.
- 199 Ute Bleich. Das Landjahrlager in Kraatz. In: Fürstenwerder Mosaik, Heft II.
Prenzlau 2002, S. 48.
- 200 Heimatkalender Templin 1936
- 201 Interview A. Linde/A. Gerlach, 20.2.2002
- 202 Vorträge in den Lagerlehrgängen in Templin, 1936.
- 203 Jubiläumsausgabe des Joachimsthaler Gymnasiums Templin im 330.Jahre des Bestehens
1912. 25 Jahre in Templin/Uckermark. 1937, S. 51.
- 204 Gerhard Elvert. Klockow – Ein Dorf in der Uckermark. In: MUGVP 9, S. 63.
- 205 Clara von Arnim. Der grüne Baum des Lebens. Lebenssituation einer märkischen Gutsfrau
in unserm Jahrhundert. Bern 1989, S. 257.
- 206 Kurt Adamy und Gerd Schadewitz. Joachim von Winterfeldt – unveröffentlichte Briefe an
Dietrich Berger 1944/5. In: UH 2,1995, S. 282.
- 207 Gerhard Elvert. Klockow – ein Dorf in der Uckermark. In: MUGVP 9, S. 71.
- 208 Günter Wollstein (Hrsg.). Quellen zu Deutschen Innenpolitik, 1933-1939.
Darmstadt 2001, S. 291.
- 209 Margarete Holzheimer. «Solange die Störche aufs Dach stehen ...!»
In: UH 2,1995, S. 250.
- 210 Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit, a.a.O., S. 462.
- 211 Hildegard und Wolfgang Neels. Vor 57 Jahren, Flucht und Kriegsende.
In: Fürstenwerder Mosaik, Heft II. Prenzlau 2002, S. 63.
- 212 Karl Poggendorf. Forst Görldorf. In: Heimatbuch des Kreises Angermünde,
Bd. 1. Neuwied 1961, S. 93-99.
- 213 Erwin Nippert. Die Schorfheide. Zur Geschichte einer deutschen Landschaft. Potsdam
1993, S. 65.
- 214 Rudolf von Erffa. Ausschnitte aus der Verwaltung des Kreises Angermünde während mei-
ner Dienstzeit. In: Heimatbuch des Kreises Angermünde, Bd. 1, a.a.O., S. 51-62.
- 215 Erwin Nippert. Die Schorfheide, a.a.O., S. 107f.

- 216 Wend Graf von Eulenburg-Hertefeld. Ein Schloss in der Mark Brandenburg. Erinnerung an Liebenberg. Hrsg. Dirk Klose. Stuttgart 1990, S. 134fr.
- 217 Johannes Kessler. Ich schwöre mir ewige Jugend. Leipzig 1951, S. 210.
- 218 Zitiert In: Prenzlau 1234-1984, a.a.O., S. 292.
- 219 Emil Schwarz. Die Geschichte der Stadt Brüssow, a.a.O., S. 102.
- 220 Hartmut Jäckel. Menschen in Berlin. Das letzte Telefonbuch der alten Reichshauptstadt. Stuttgart 2000, S. 95.
- 221 Hans Waltrich. Aufstieg und Niedenjang der Heilstätten Hohenlychen 1902-1945. Neustrelitz 2002, S. 37/40.
- 222 Josef Ackermann. Heinrich Himmler als Ideologe. Zürich 1970, S. 128.
- 223 Hartmut Jäckel. Menschen in Berlin, a.a.O., S., 95.
- 224 Angelika Ebbinghaus (Hrsg.). Opfer und Täterinnen. Frankfurt/M. 1996, S. 313ff.
- 225 Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit. a.a.O., S. 291.
- 226 Angelika Ebbinghaus (Hrsg.). Opfer und Täterinnen. a.a.O., S. 240.
- 227 Ebenda, S. 244.
- 228 Ebenda, S. 347.
- 229 Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit. a.a.O., S.209.
- 230 Irene Diekmann und Julius H. Schoeps (Hrsg.).
Wegweiser durch das jüdische Brandenburg. Berlin 1995, S. 211.
- 231 Clara von Arnim. Der grüne Baum des Lebens. a.a.O., S. 189.
- 232 Ebenda, S. 254.
- 233 Interview Klaus Karbe, 8.2.2000
- 234 Prenzlauer Zeitung 4.4.1933
- 235 Zitiert nach Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit, a.a.O., S. 210.
- 236 Wolfgang Weissleder. Der Gute Ort. Jüdische Friedhöfe im Land Brandenburg. Potsdam 2002, S. 47.
- 237 Günter Wollstein (Hrsg.). Quellen zu Deutschen Innenpolitik. a.a.O., S. 267.
- 238 Charlotte Richter. Dr. Julius Liebrecht. Ein jüdischer Arzt in Prenzlau.
In: UH 1.1989. S. 217-219.
- 239 Heimatkalender Angermünde. 1997, S. 149.
- 240 Dietrich Eichholtz (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit. a.a.O., S. 226.
- 241 Hetzdof, Geschichte und Geschichten eines uckermärkischen Dorfes, zusammengestellt v. Johanna Dehtloff u. Armin Meyer. Neubrandenburg 2002, S. 75.
- 242 Heinrich Seidel. Drei Stunden hinter Berlin. a.a.O., S. 249.
- 243 Karl Gottfried. Buchholz, Versuch einer Chronik. Prenzlau 1932, S. 107.
- 244 Prenzlauer Zeitung 2.10.1927
- 245 Karl Themel. Der religiöse Gehalt der völkischen Bewegung und ihre Stellung zur Kirche. Berlin 1926, S. 16.

- 246 Prenzlaue Zeitung, 7-4-1933
- 247 Kurt Meier. Die Deutschen Christen. Das Bild der Bewegung im Kirchenkampf des III. Reiches. Halle 1967, S. 10.
- 248 Ebenda, S. 598.
- 249 Dietrich Bonhoeffer. Kirchenkampf und Finkenwalde. Resolutionen, Aufsätze, Rundbriefe 1933-1943. München 1959, S. 44f.
- 250 Gerhard Besier. Begeisterung, Ernüchterung, Resistenz und Verinnerlichung in der NS-Zeit (1933-1945). In: Tausend Jahre Kirche in Berlin-Brandenburg. Hrsg. Gerd Heinrich. Berlin 1999, S. 216.
- 251 Ebenda, S. 703.
- 252 Ebenda, S. 718.
- 253 Prenzlaue Zeitung 20.4.1930
- 254 Prenzlaue Zeitung 22.6.1930
- 255 Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin 1933-1936, a. a. O., S. 255.
- 256 Ebenda, S. 237.
- 257 Ebenda, S. 175.
- 258 Ebenda, S. 233-234.
- 259 Ute Bleich. Kirchliches Leben zwischen 1930 und 1950. In: Fürstenwerder Mosaik, Heft II. Prenzlaue 2002, S. 61.
- 260 Festpredigt zur Einweihung der wiederhergestellten St. Jacobi-Kirche zu Prenzlaue am 28. November 1937. Superintendent Nagel.

DER ZWEITE WELTKRIEG (1939-1945)

- 261 Detlef Graf von Schwerin. «Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt». Die junge Generation im deutschen Widerstand. München 1991, S. 136f.
- 262 Jagow. Seine Menschen und seine Geschichte. a.a.O., S.23.
- 263 Uckermark Kurier 1.1.1942
- 264 Ebenda, 16.1.1942
- 265 Ebenda, 21.1.1942
- 266 Ebenda, 30. / 31.1.1942
- 267 Ebenda, 4.2.1942
- 268 Ebenda, 24.1.1942
- 269 Dankwart Graf von Arnim. Als Brandenburg noch die Mark hiess. Berlin o.J., S. 191.
- 270 Ebenda, S. 289.
- 271 Ulrich Sahn. Station in Prenzlaue. In: Prenzlaue 1234-1984, a.a.O., S.446-448.

- 273 Ute Bleich. Kriegsoffer in Fürstenwerder.
In: Fürstenwerder Mosaik, Heft 2. Prenzlau 2001, S. 72f.
- 274 Elisabeth Stiemert. Hellblauer Sommer.
Kindheit und Jugend in der Uckermark. Prenzlau 1998, S. 54.
- 275 Günther Prütz. Die Kämpfe an der Nipperwieser Querfahrt im März und April 1945.
In: Schwedter Hefte 2, S. 3/ff.
- 276 Marlies, Rose. Märkische Chronik 1945-19 5 0. Wendtsdorf o. D. (MS), S. 18.
- 277 Wilhelm Zimmermann. Zehn Tage im April 1945.
- 278 Die Geheimen Tagesberichte der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg 1939-1945.
Bd. 12. Osnabrück 1984, S. 59.
- 279 Wilhelm Zimmermann, Zehn Tage im April 1945, a.a.O., S. 21.
- 280 Ebenda, S. 28.
- 281 Heimatkalender Angermünde, 1995, S. 38.
- 282 Erwin Schulz, Chronik der Stadt Strasburg, a. a. O., S. 434. Jürgen Theil, Prenzlauer
Stadtdlexikon und Geschichte in Daten. Prenzlau 2005, S. 300.
- 283 Clara von Arnim. Der grüne Baum des Lebens, a.a.O., S. 287.
- 284 Otto Karg. Was eine Grossmutter ihrer Enkelin von der Flucht 1945 erzählt.
In: Die Uckermark 1945, Teil II, a.a.O., S. 2.
- 285 Hans-Carl von Winterfeld-Nieden. Erlebnisse eines uckermärkischen Gutsbesitzers im Jahre
1945. In: UH 2,1995, S. 259F.
- 286 Klaus Karbe, Interview 8.2.2000
- 287 Jutta von Dewitz, Tagebuch 1945-1946. 20.10.1945 (MS)
- 288 Gerhard Elvert. Klockow – Ein Dorfin der Uckermark. In: MUGVP 10, S. 208.
- 289 Arndt Bauernkämper. Von der Bodenreform zur Kollektivierung. Zum Wandel der ländli-
chen Gesellschaft in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und DDR 1945-1952.
In: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und HartmutZwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR.
Stuttgart 1994, S. 119.
- 290 Detlef Kotsch, Vertriebene und Vertriebenenpolitik in Brandenburg nach dem Zweiten
Weltkrieg. In: Neitmann, Klaus und Jürgen Theil (Hrsg.), Die Herkunft der Brandenburger,
a.a.O., S. 131.
- 291 Christoph Kiessmann. Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955.
Bonn 1991, S. 37.
- 292 Interview Renate Wolter, 2.2.2000
- 293 Hans Stein, Schicksal. Warum muss das sein? Frankfurt/M. 2000, S. 19.
- 294 Heimatkalender Angermünde, 1995, S. 15.
- 295 Interview Heinz Stier 21.1.2000
- 296 Gerhard Elvert. Klockow – Ein Dorfin der Uckermark. In: MUGVP 8, S. 266.
- 297 Prenzlauer Nachrichten 8.11.1948
- 298 Ulrich Kluge, Winfrid Halder und Katja Schlenker (Hrsg.). Zwischen Bodenreform und
Kollektivierung. Stuttgart 2001, S. 199.

- 299 Arnd Bauernkämper. Von der Bodenreform zur Kollektivierung, a.a.O., S. 131.
- 300 Gerhard Elvert. Klockow – Ein Dorf in der Uckermark. In: MUGVP 10, S. 211.
- 301 Interview Heinz Stier 21.1.2000
- 302 Christel Nehring. Uckermärkische Bauern in der Nachkriegszeit.
In: MUGVP 8, S. 276.
- 303 Günter Domke. 50 Jahre unter Uckermärkern.
Episoden aus dem Leben eines Neu-Lehrers. Neubrandenburg 2003, S. 109E
- 304 Zitiert nach Matthias Förster, Tobias Lemke und Dörthe Wendt, «Protest mit den Füßen. Prenzlauer verlassen ihre Heimat, die DDR. Prenzlau 1999, S. 40.
- 305 Elisabeth Stiemert. Hellblauer Sommer. Kindheit und Jugend in der Uckermark, a.a.O., S. 76.
- 306 Arnd Bauernkämper. Von der Bodenreform zur Kollektivierung, a.a.O., S. 122.
- 307 Elisabeth Stiemert. Hellblauer Sommer. Kindheit und Jugend in der Uckermark, a.a.O., S. 77.
- 308 Arnd Bauernkämper. Der verlorene Antifaschismus. Die Enteignung der Gutsbesitzer und der Umgang mit dem 20.Juli 1944 bei der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone. In: ZJG 42,1994, S. 627.
- 309 S.a. Theodor Schweisfurth, SBZ-Konjiskationen privaten Eigentums, 1945-1949.
Baden-Baden 2000
- 310 Zitiert nach Anja Czyborra und Romy Haufschild, Von der Bodenreform zur Kollektivierung. Protest der Bauern. Prenzlau 1999.
- 311 Gerhard Birk. Zum Schicksal von Adelsarchiven in der Nachkriegszeit, aufgezeigt am Beispiel des von Arnimschen Guts- und Familienarchivs, Boitzenburg / Uckermark. In: Festschrift für Lieselott Enders. Hrsg. Friedrich Beck und Klaus Neitmann. Weimar 1997, S. 381-398.
- 312 Ebenda, S.389.
- 313 Zitiert nach Ulrich Kluge, Winfrid Halder und Katja Schlenker (Hrsg.), Zwischen Bodenreform und Kollektivierung, a.a.O., S. 91.
- 314 Dorothea Lau. Der Prenzlauer Musikverein und sein letzter Dirigent Albrecht Graf von Bassewitz. In: UH 2,1995, S. 268.
- 315 Heimatkalender Prenzlau, 1969: Landesschulreform 1945-1949.
- 316 Elisabeth Stiemert. Himmelblauer Sommer. Kindheit und Jugend in der Uckermark, a.a.O., S. 85.
- 317 Interview Wolfgang Neels, 20.1.2000
- 318 Prenzlauer Nachrichten 12.3.1948
- 319 Erinnerungen einer ungewöhnlichen Schulklasse 1937-1999, a.a.O., S. 140f.
- 320 Gerhard Elvert. Klockow-Ein Dorfin der Uckermark. In: MUGVP 10, S. 211.

Abkürzungen

GG	Gesellschaft und Geschichte
ZfG	Zeitschrift für Geschichte
MS	Unveröffentlichtes Manuskript
MUGVP	Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins Prenzlau
MUMGVP	Mitteilungen des Uckermärkischer Museums- und Geschichts-Vereins Prenzlau
UH	Uckermärkische Hefte

Interviews

Bleich, Ute	18. Januar 2000
Karbe, Klaus	08. Februar 2000
Frau Linde / Gerlach	20. Februar 2000
Neels, Wolfgang	20. Januar 2000
Wolter, Renate	02. Februar 2000
Stier, Heinz	21. Januar 2000

Abbildungsnachweis

akg: S. 17, 87, 89, 125, 142, 161, 165. Sieghard Graf von Arnim: S. 48, 69, 147.
Gabi Gräfin von Arnim: Titelbild, S. 33, 59, 103, 133. Ute Bleich: 105, 126, 127.
Nick Dobusch: S. 23, 25, 37, 83. Ehm Welk- und Heimatmuseum Angermünde:
116, 121, 129, 159. Alfred Gottwald: S. 36. Heimatstube Fürstenwerder: S. 35, 72,
84, 115, 128, 153, 154, 173. Bernd Janowski: S. 13, 43. Barbara von Oppen:
S. 49, 101. Kaspar von Oppen: S. 42. Kerrin Gräfin von Schwerin: S. 24, 37, 47,
51, 55, 79, 141, 151, 170. Stadtmuseum Schwedt: S. 22, 31, 37, 46, 157.
Hans Waltrich: S. 137.

Literaturverzeichnis

- ACKERMANN, Josef. Heinrich Himmler als Ideologe. Zürich 1970.
- ADAMY, Kurt und Kristina HÜBENER (Hrsg.). Adel und Selbstverwaltung in Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert. Ein historischer Vergleich. Potsdamer Historische Studien, Bd. 2. Berlin 1996.
- ADAMY, Kurt und Kristina HÜBENER. «Ein echter Sohn der Mark», Joachim von Winterfeldt-Menkin (1865-1945). In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Bd. 41. München 1993, S. 181-195.
- ADAMY, Kurt und Gerd SCHADEWITZ. Joachim von Winterfeldt - unveröffentlichte Briefe an Dietrich Berber aus den Jahren 1944/45. In: UH 2. Hamburg 1995, S. 279-286.
- ADAMY, Kurt und Kristina HÜBENER (Hrsg.). Die Geschichte der Brandenburgischen Landtage. Von den Anfängen 1823 bis in die Gegenwart. Potsdam 1998.
- Adlige Rückkehrer im Land Brandenburg, ihr heutiges Engagement und das Wirken ihrer Vorfahren 1806-2000. Berlin 2001.
- ALHEIT, Peter und Erika M. HOERNIG (Hrsg.). Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/M. 1989.
- ANGELOW, Jürgen. Die Garnisonstadt Prenzlau im deutschen Kaiserreich, 1871-1918. In: Ortstermine 2001, S. 43-55.
- Das Armenwesen der Stadt Prenzlau vom Mittelalter bis 1933. Schülerarbeiten zur Regionalgeschichte I. Prenzlau 1999.
- ARNIM, Bettina von. In allem einverstanden mit Dir. Bettina von Arnims Briefwechsel mit ihrem Sohn Friedmund. Hrsg. Wolfgang Bunzel und Ulrike Landfester. Göttingen 2001.
- ARNIM, Clara von. Der grüne Baum des Lebens. Lebenssituationen einer märkischen Gutsfrau in unserem Jahrhundert. Bern 1989.
- ARNIM, Dankwart Graf von. Als Brandenburg noch die Mark hiess. Erinnerungen. Hrsg. Gabi Gräfin von Arnim. Berlin o. J.
- ARNIM, Sieghard von. Boitzenburg, ein Wirtschaftsbetrieb mit sozialem Netz und kultureller Tradition. 1998.
- ARNIM, Sieghard von. Dietloff Graf von Arnim-Boitzenburg. Ein preussischer Landedelmann und seine Welt im Umbruch von Staat und Kirche. Limburg 1998a.
- ARNIM-KRÖCHLENDORFF, Detlev von. Erinnerungen aus dem Leben. (MS)
- ARNIM-KRÖCHLENDORFF, Bertha von. Sommer 1945 in Kröchlendorff unter russischer Besetzung, nach Notizen von Detlev von Arnim-Kröchlendorff. 1945. (MS)
- ARNIM, Hermann Graf von. Märkischer Adel. Versuch einer sozialhistorischen Betrachtung anhand von Lebensbildern von Herren und Grafen von Arnim. Berlin 1989.
- ARNIM, Maxe, Tochter Bettinas/Gräfin von Oriola, 1818-1894. Ein Lebens- und Zeitbild, von Johannes Werner. Leipzig 1937.

- AST, Jürgen und Kerstin MAUERSBERGER. Zweite Heimat Brandenburg. Flucht, Vertreibung, Neuanfang. Berlin 2000.
- BAUERNKÄMPER, Arnd. Der verlorene Antifaschismus. Die Enteignung der Gutsbesitzer und der Umgang mit dem 20.Juli bei der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone. In: ZfG 42,1994, S. 623-634.
- BAUERNKÄMPER, Arnd. Von der Bodenreform zur Kollektivierung. Zum Wandel der ländlichen Gesellschaft in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und DDR 1945-1949. In: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und HartmutZwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 119-143.
- BAUERNKÄMPER, Arnd (Hrsg.). «Junkerhand in Bauernhand»? Durchführung, Auswirkungen und Stellenwert der Bodenreform in der SBZ. Stuttgart 1996.
- BERGHAHN, Volker R.. Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten 1918-1935. Düsseldorf 1966.
- BESIER, Gerhard. Begeisterung, Ermüchterung, Resistenz und Verinnerlichung in der NS-Zeit (1933-1945). In: Tausend Jahre Kirche in Berlin-Brandenburg. Hrsg. Gerd Heinrich. Berlin 1999, S. 703-761.
- BIRK, Gerhard. Zum Schicksal von Adelsarchiven in der Nachkriegszeit, aufgezeigt am Beispiel des von Arnimschen Guts- und Familienarchivs Boitzenburg/Uckermark. In: Festschriftfür Lieselott Enders, Hrsg. Friedrich Beck und Klaus Neitmann. Weimar 1997, S. 381-398.
- BISMARCK, Herbert von (Hrsg.). Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttgart 1914.
- BLEICH, Ute. Das Landjahrlager in Kraatz. In: Fürstenwerder Mosaik, Heft II. Prenzlau 2002, S. 44-49.
- BLEICH, Ute. Kirchliches Leben zwischen 1930 und 1950. In: Fürstenwerder Mosaik. Heft II. Prenzlau 2002, S. 57-65.
- BLEICH, Ute. Kriegsoffer in Fürstenwerder. In: Fürstenwerder Mosaik. Heft II. Prenzlau 2002, S. 72-81.
- BOBERACH, Heinz. Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944. Mainz 1971.
- BONHOEFFER, Dietrich. Kirchenkampf und Finkenwalde. Resolutionen, Aufsätze, Rundbriefe 1933-1943. München 1959.
- Brandenburgische Landbücher, Bd.2: Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375. Hrsg. Johannes Schultze. Berlin 1940.
- BRILLING, Bernhard. Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Prenzlau (1698-1942). In: Prenzlau 1234-1984. Hamburg 1987, S. 167-182.
- BRÜNING, Heinrich. Memoiren. 1918-1934. Stuttgart 1970.
- BUCHHOLZ, Karl Gottfried. Pfarrer St. Nicolai, Versuch einer Chronik. Prenzlau 1932.
- CARSTEN, Francis L.. Geschichte der preussischen Junker. Frankfurt/M. 1988.
- CONZE, Werner. Die Preussische Reform unter Stein und Hardenberg. Bauernbefreiung und Städteordnung. Stuttgart 1966.

- CZYBORRA, Anja und Ronny HAUFSCILD. Von der Bodenreform zur Kollektivierung. Protest der Bauern. (Schülerwettbewerb «Deutsche Geschichte», Prenzlau 1999)
- DEHN, Günther. Die alte Zeit-die vorigen Jahre. München 1962.
- DE HAME, D. u.a.. Zur Geschichte der Rinderzucht in Brandenburg. Bad Lauterberg 2000.
- DEWITZ, Jutta von. Tagebuch 1945-1946. (MS) (Nachtwache, Jutta von Dewitz und ihr pommercheses Tagebuch aus den Zeiten des Unterganges, Hrsg. Gerd Heinrich. O.J.)
- DIEKMANN, Irene und Julius H. SCHOEPS (Hrsg.). Wegweiser durch das jüdische Brandenburg. Berlin 1995.
- DIETZ, Thomas. Die uckermärkischen Vorfahren der Eva Krause-Bergmann, geb. Zahn und ihre Familie. 0.0.1986.
- DOMKE, Günter. 50 Jahre unter Uckermärkern. Episoden aus dem Leben eines Neu-Lehrers. Neubrandenburg 2003.
- Die Dorfkirche, Monatsschrift Jiir Kirche und Volkstum. Göttingen 1907-1941.
- EBBINGHAUS, Angelika. Opfer und Täterinnen. Frankfurt/M. 1996: Dokumentation: Die Ärztin Herta Oberheuser und die kriegschirurgischen Experimente im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück, S. 313-343. Dokumentation: Frauen *gegen* Frauen: Das Vernichtungslager Uckermark-Ravensbrück, Januar-April 1945. S. 344-376.
- EICHHOLTZ, Dietrich (Hrsg.). Brandenburg in der NS-Zeit. Studien und Dokumente. Berlin 1993.
- ELBIN, Günther (Hrsg.). Mein geliebter Otto, liebste Malle. Geschwisterbriefe. Malvine von Bismarck und ihr Bruder. Düsseldorf 1996.
- ELIAS, Norbert. Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20.Jahrhundert. Frankfurt/M. 1989.
- ELVERT, Gerhard. Klockow-Ein Dorf in der Uckermark. In: MUGVP 9, 2000, S. 33-75.
- ELVERT, Gerhard. Klockow-Ein Dorf in der Uckermark. In: MUGVP 10, 2001, S. 201-229.
- ENDERS, Lieselott. Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18.Jahrhundert. Weimar 1992.
- ENGELEN, Beate. Fremde in der Stadt. Die Garnisonsgesellschaft Prenzlau im 18.Jahrhundert. In: Klaus Neitmann und Jürgen Theil (Hrsg.), Die Herkunft der Brandenburg. Potsdam 2001, S. 113-126.
- ERFFA, Rudolf von. Ausschnitte aus der Verwaltung des Kreises Angermünde während meiner Dienstzeit. In: Heimatbuch des Kreises Angermünde. Bd. 1,1961, S. 51-62.
- Erinnerungen einer aussergewöhnlichen Schulklasse (1937-1999), aufgeschrieben von Klassenkameraden, ihren Angehörigen und Freunden. Schkeuditz 2000.
- EULENBURG-HERTEFELD, Wend Grafvon. Ein Schloss in der Mark Brandenburg. Erinnerung an Liebenberg. Hrsg. Dirk Klose. Stuttgart 1990.

- Evangelisches Gemeindeblatt Jur den Kirchenkreis Templin. Lychen 1914/5.
- FALK, Gerhard. Die Revolution von 1848 in Brandenburg. Eine Quellensammlung. Frankfurt/M. 1998.
- FALK, Gebhard. Der uckermärkische Volksverein und die Revolution 1848/49 in den Kreisen Prenzlau und Templin. In: MUGVP 8,1999, S. 201-218.
- FALK, Gerhard. Ländliche demokratische Vereine in Brandenburg 1848-1850. In: Görtemaker, Manfred u.a. (Hrsg.), Zwischen Königtum und Volkssouveränität. Die Revolution von 1848 in Brandenburg. Frankfurt 1999, S. 61-78.
- Festpredigt zur Einweihung der wiederhergestellten St. Jacobi-Kirche zu Prenzlau am 28. November 1937. Superintendent Nagel.
- Festschrift für Lieselott Enders. Hrsg. Friedrich Beck und Klaus Neitmann. Weimar 1997.
- FIDICIN, Ernst. Die Territorien der Mark Brandenburg oder Geschichte der einzelnen Kreise, Städte, Rittergüter. 1857/8. Neudr. 1974.
- FISCHER, Fritz. Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1910-1914. Düsseldorf 1978.
- FLEMMING, Jens. Landwirtschaftliche Interessen und Demokratie. Ländliche Gesellschaft, Agrarverbände und Staat. 1890-1925. Bonn 1978.
- FLOCKEN, Jan und Michael KLONOWSKY (Hrsg.). Stahns Lager in Deutschland. 1945-1950. Frankfurt/M. 1991.
- FONTANE, Theodor. Von Zwanzig bis Dreissig. Autobiographisches. Frankfurt/M. 1973.
- FÖRSTER, Matthias, Tobias LEMKE und Dörthe WENDT. «Protest mit den Füßen». Prenzlauer verlassen ihre Heimat, die DDR. (Schülerwettbewerb «Deutsche Geschichte», Prenzlau 1999)
- FRANKE, Peter. Freimaurer in Prenzlau. Zur Geschichte der Loge «Zur Wahrheit». 1796-1935. In: MUGVP 4,1995, S. 32-71.
- FRANKE, Peter. Neue Konterfeis vom Prenzlauer Oberbürgermeister Carl Grabow. Vermeintlich und tatsächlich Neues über Bismarck und die Uckermark. In: MUGVP 7,1998, S. 124-129.
- FRANKE, Peter. Die Templiner Bürgerschaft und ihre gewählte Obrigkeit. Erscheinungsformen von Selbsthilfe. In: MUGVP 7,1998, S. 130-158.
- FRANKE, Peter. Gemeinderevolutionen in der Uckermark. Ereignisse 1848/49 in Prenzlau und Templin. In: MUGVP 8,1999, S. 104-198.
- FRANKE, Peter. Eine Geburtsstunde kommunal-bürgerlichen Gemeinsinns? Am 14. September 1809 wurde die kommunale Selbstverwaltung in Prenzlau eingeführt. In: MUGVP 9, 2000, S. 125-143.
- FREYHOF, Thorsten. Dragoner. Regimentstag als Erinnerung. In: Schwedterjahreshefte 2, S. 52-53.
- FRICKE, Hermann. Die Landdirektoren der Provinz Brandenburg 1875-1945. In: Jahrbuch für Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Bd.5, Tübingen 1956, S. 295-324.
- Fürstenwerder Mosaik, Geschichte und Geschichten. Heft I. Prenzlau 1999.

- Fürstenrunder Mosaik, Die Vierziger und Fünfziger Jahre. Heft II. Prenzlau 2002.
- Die Geheimen Tagesberichte der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg 1939-1945.
Bd. 12. Osnabrück 1984.
- GESSNER, Dieter. Agrarverbände in der Weimarer Republik. Wirtschaftliche und soziale Voraussetzungen agrarkonservativer Politik vor 1933. Düsseldorf 1976.
- GÖRLITZ, Walter. Die Junker. Adel und Bauern im deutschen Osten. Glücksburg 1956.
- GÖRTEMAKER, Manfred u.a. (Hrsg.). Zwischen Königtum und Volkssouveränität. Die Revolution von 1848 in Brandenburg. Frankfurt/M. 1999.
- GÖSE, Frank. Zwischen Rittergut, Garnison und Residenz. Aspekte brandenburgischer Adelsgeschichte im 17. und 18. Jahrhundert. In: MUGVP 8,1999, S. 53-76.
- GOSSWEILER, Kurt und A.Schmidt. Junker und die NSDAP 1931/32.
In: ZfG 15,1967, S. 644-662.
- GRABOW, Klaus. Carl Friedrich Grabow, das Lebensbild eines Prenzlaunders.
In: MUGVP 2,1993, S. 50-58.
- GRELL, Olaf und Herbert LIMON. Bezahlt wurde nach Entfernung.
In: Schwedter Jahreshefte 2, S. 43-50.
- GRÜNDEL, Olaf. Bürgerrock und Uniform. Die Garnisonstadt Prenzlau 1685-1806.
In: Ortstermine, Zwischen Krieg und Frieden – Militär und Gesellschaft in Brandenburg-Preussen von 1700 bis zur Gegenwart. Die Garnisonstadt Prenzlau.
Hrsg. Museumsverband des Landes Brandenburg. Potsdam 2001, S. 6-23.
- HAGEMANN, Karen. «Männlicher Muth und Teutsche Ehre». Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preussens. Paderborn 2002.
- HAUKE, Reinhard. Das Landjahr. Ein Stück Erziehungsgeschichte unter dem Hakenkreuz.
Gelnhausen 1997.
- Hauptübersicht der Grossen Nationalen Mutterloge «Zu den drei Weltkugeln» in Berlin 1929-1930. Berlin 1930.
- Heimatfront. Kriegsalltag in Deutschland 1939-1945. Hrsg. Jürgen Engert.
Berlin 1998.
- HEINRICH, Gert (Hrsg.). Tausendjahre Kirche in Berlin-Brandenburg.
Berlin 1999.
- HEINRICH, Gerd. F.W. Henning und Kurtjeserich (Hrsg.). Verwaltungsgeschichte Ostdeutschlands 1915-1945. Organisation – Aufgaben – Leistungen der Verwaltung. Stuttgart 1992.
- HERBERT, Ulrich. Fremdarbeiter, Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Bonn 1999.
- Hetzdorf, Geschichte und Geschichten eines uckermärkischen Dorfes. Zusammengestellt von Johanna Dehtloff und Armin Meyer. Neubrandenburg 2002.
- HEUER, Reinhard und Bernhard MÄTZKE. Die Uckermark. Ein Heimatbuch. Prenzlau 1926.
- HÖRIG, Lothar. Agronomische Bemerkungen zur uckermärkischen Landwirtschaft um 1810.
In: MUGVP 9, 2000, S. 97-107.

- HOLZHEIMER, Margarete. «Solange die Störche aufs Dach stehen ...!» In: UH 2. Hamburg 1995, S. 250-257.
- HÜBNER, Peter (Hrsg.). Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR. Köln 1999.
- JÄCKEL, Hartmut. Menschen in Berlin. Das letzte Telefonbuch der alten Reichshauptstadt. Stuttgart 2000.
- JAENE, Rolf. Erinnerungen an meinen Vater Martin Jaene. In: UH 1. Hamburg 1989, S. 237-241.
- JAGOW, Seine Menschen und seine Geschichte. Zehdenick 1993.
- Jubiläumsausgabe desjoachimsthaler Gymnasiums Templin im 330. Jahre des Bestehens 1912. 25 Jahre in Templin/Uckermark. 1937.
- KARBE, Klaus. Die Familie Karbe in der Uckermark. In: MUGVP 10, 2001, S. 77-103.
- KARG, Otto. Was eine Grossmutter ihrer Enkelin von der Flucht 1945 erzählt. In: Die Uckermark 1945, Teil II. Prenzlau 1995, S. 1-4.
- KEGEL, Gerhard. Prenzlau. In: Diekmann Irene und Julius H. Schoeps (Hrsg.), Wegweiser durch das Jüdische Brandenburg. Berlin 1995, S. 196-220.
- KESSLER, Johannes. Ich schwöre mir ewige Jugend. Leipzig 1951.
- KITTLER, Andreas. Hermann Görings Carinhall. Der Waldhof in der Schorfheide. Berg 1997.
- KLESSMANN, Christoph. Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955. Bonn 1991.
- KLÖNNE, Arno. Jugend im Dritten Reich-Die Hitlerjugend und ihre Gegner. Köln 2003.
- KLUGE, Ulrich. Winfrid Halder und Katja Schlenker (Hrsg.), Zwischen Bodenreform und Kollektivierung. Stuttgart 2001.
- KNÖPF, Volker. Selbstinszenierungen in Carinhall. Berlin 2000.
- KOHN, Gerhard. August Mieck, ein Mitbegründer des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. In: MUGVP 2, 1993, S. 59-65.
- KOTSCH, Detlef. Karrierewege in Brandenburg nach dem II. Weltkrieg, Entstehung und Etablierung der neuen Eliten in den Jahren 1945-1960. In: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte 47, 1996, S. 149-191.
- KOTSCH, Detlef. Vertriebene und Vertriebenenpolitik in Brandenburg nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Neitmann, Klaus und Jürgen Theil (Hrsg.), Die Herkunft der Brandenburger. Potsdam 2001, S. 127-138.
- KUNDERA, Sabine. Erfahrungen des Nationalsozialismus in kleinbürgerlichen Gruppen: HJ-Identifikation, Lebenslauf und heutiges politisches Bewusstsein in der 1930er Kohorte, insbesondere HJ-Führer und Eliteschüler. In: Alheit, Peter und Erika M. Hoernig (Hrsg.), Biographisches Wissen. Beiträge zur Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/M. 1987, S. 70-98.
- Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin, 1933-1936. Hrsg. W. Ribbe, Bd. I. Regierungsbezirk Potsdam. Köln 1998.

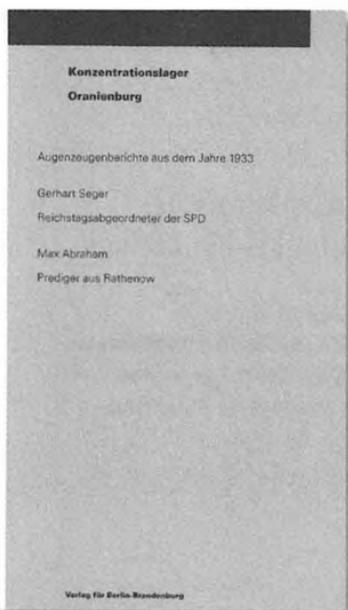
- LAMMERT, Marlies. David Gilly (1748-1808).
Der Baumeister des deutschen Klassizismus. Berlin 1964.
- LAU, Dorothea. Der Prenzlauer Musikverein und sein letzter Dirigent Albrecht Graf von Bassewitz. In: UH 2. Hamburg 1995, S. 267-272.
- LEHMANN, Ernst. Jubiläumsausgabe des Joachimsthaler Gymnasiums.
Templin 1937.
- LIBERT, Lutz. Uckermärkischer Tabak, Anbau, Handel, Verarbeitung. Schwedt 1987.
- LIBERT, Lutz. Zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in der Uckermark. In: Die Uckermark, Beiträge zur Kulturgeschichte einer Region. Prenzlau 0. J., S. 55ff.
- LIBERT, Lutz. Die Uckermark. In: Diekmann, Irene und Julius H. Schoeps (Hrsg.), Wegweiser durch das Jüdische Brandenburg. Berlin 1995, S. 233fr
- LIPPERT, Werner. Geschichte der 110 Bauerndörfer in der nördlichen Uckermark. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Mark Brandenburg. Hrsg. Gerd Heinrich. Köln 1968.
- MALINOWSKI, Stephan. Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung in deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat. Berlin 2003.
- Marksteine. Eine Entdeckungsreise durch Brandenburg – Preussen.
Hrsg. Agnete von Specht. Potsdam 2002.
- MARWITZ, von der. Friedrich August Ludwig, Nachrichten aus meinem Leben, 1777-1808.
Berlin 1989.
- MATERNA, Ingo und W. RIBBE (Hrsg.). Brandenburgische Geschichte. Berlin 1995.
- MAYER, Gustav. Erinnerungen. Vom Journalisten zum Historiker der Arbeiterbewegung.
Hildesheim 1993.
- MEIER, Kurt. Die deutschen Christen. Das Bild der Bewegung im Kirchenkampf des III. Reiches.
Halle 1967.
- Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1995. München 1995.
- MERKENICH, Stephanie. Grüne Front gegen Weimar. Reichs-Landbund und agrarischer Lobbyismus, 1918-1933. Düsseldorf 1998.
- MEYER, Günther. Bücher, Bibliotheken und Leser in der Uckermark. Prenzlau 1999.
- MILLER, Susanne und Heinrich POTTHOFF. Kleine Geschichte der SPD.
Darstellung und Dokumentation 1848-1990. Bonn 1991.
- Mitgliedsverzeichnis der zum Verband der Grossen Nationalen Mutterloge in den Preussischen Staaten, genannt «Zu den drei Weltkugeln» gehörigen Johannisloge, «Zur gekrönten Hoffnung» in Angermünde. Angermünde 1929 /30.
- MÜLLER, Klaus. Agrarische Interessensverbände in der Weimarer Republik. In: Rheinische Vierteljahresblätter 38, Bonn/Berlin 1974, S. 6-405.
- Nachrichtenblatt des Kreislandbundes/Der Brandenburger Landbund (Beilage) 1933.
- NAGEL, Karl. Gerswalde. In: MUMGVP 1918.
- NAGEL, Karl-Jürgen. Der Kreis Prenzlau und seine Landräte.
In: Prenzlau 1234-1984. Hamburg 1987, S. 221-248.

- NAGEL, Karl-Jürgen. Schleiermacher in Prenzlau. In: UH 1. Hamburg 1989, S. 117-127.
- NEELS, Hildegard und Wolfgang. Vor 57 Jahren, Flucht und Kriegsende. In: Fürstenwerder Mo-
saik, Heft II. Prenzlau 2002, S. 84-89.
- NEHRING, Christel. Uckermärkische Bauern in der Nachkriegszeit. In: MUGVP 8, 1999,
S. 262-277.
- NEITMANN, Klaus und Jürgen THEIL (Hrsg.). Die Herkunft der Brandenburger. Sozial- und men-
talitätsgeschichtliche Beiträge zur Bevölkerung Brandenburgs vom hohen Mittelalter
bis zum 20. Jahrhundert. Potsdam 2001.
- NEUENDORF, Dieter. Die Prenzlauer Jahre der Caroline von Hessen-Darmstadt. In: MUGVP
6, 1997, S. 74-91.
- NEUGEBAUER, Wolfgang und RalfPröve (Hrsg.). Agrarische Verfassung und politische Struktur.
Studien zur Gesellschaftsgeschichte Preussens 1700-1918. Berlin 1998.
- NIPPERT, Erwin. Die Schorfheide. Zur Geschichte einer deutschen Landschaft. Potsdam 1993.
- OHLE, Rudolph. Die Besiedlung der Uckermark und die Geschichte ihrer Dorfkirchen. 1. Teil.
MUMGVP, Prenzlau 1915.
- Ortstermine. Zwischen Krieg und Frieden – Militär und Gesellschaft in Brandenburg- Preussen
von 1700 bis zur Gegenwart. Die Garnisonstadt Prenzlau. Hrsg. Museumsverband des
Landes Brandenburg. Potsdam. 2001.
- POGGENDORF, Karl. Forst Görldorf. In: Heimatbuch des Kreises Angermünde, Bd. 1. Neuwied
1961, S. 93-99.
- POMP, Rainer. Brandenburgischer Landadel und die Weimarer Republik. Konflikte um Opposi-
tionsstrategien und Elitekonzepte. In: Adamy, Kurt und Kristina Hübener (Hrsg.), Adel
und Selbstverwaltung in Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert.
Ein historischer Vergleich. Berlin 1996, S. 185-218.
- POTRATZ, Rainer. Detlef von Arnim-Kröchlendorff: Weder parlamentarische Republik noch na-
tionalsozialistische Diktatur. In: Adelige Rückkehrer im Land Brandenburg. Ihr heutiges
Engagement und das Wirken ihrer Vorfahren. 1806-2000. Hrsg. Berlin-Brandenburgi-
sche Geschichtswerkstatt e.V. Berlin 2001, S. 119-129.
- Prenzlau. Hauptstadt der Uckermark 1234-1984.
Ein bürgerliches deutsches Lesebuch. Hamburg 1987.
- PRÜTZ, Günther. Die Kämpfe an der Nipperwieser Querfahrt im März und April 1945 –
Neue Fakten zum Verlauf der entscheidenden Kriegshandlungen.
In: Schwedter Jahreshefte 2, S. 37-42.
- PUHLE, Hans Jürgen. Politische Agrarbewegungen in kapitalistischen Industriegesellschaften.
Göttingen 1975.
- REIF, Heinz (Hrsg.). Ostelbische Agrargesellschaften im Kaiserreich und in der Weimarer Repub-
lik. Berlin 1994.
- RICHTER, Charlotte. Dr. Julius Liebrecht. Ein jüdischer Arzt in Prenzlau. In: UH 1, 1989,
S. 217-219.

- RICHTER, Werner. Bismarck. Frankfurt/M. o.J.
- ROOK, Hans-Joachim. Maschineneinsatz und Elektrifizierung in der Landwirtschaft Brandenburgs (1870-1930). In: Reif, Heinz (Hrsg.). Ostelbische Agrargesellschaften im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Berlin 1994, S. 233-249.
- ROOK, Hans-Joachim. Dietloff Graf von Arnim-Boitzenburg.
Ein märkischer Adelsrepräsentant als Agrarunternehmer und Standesherr. In: MUGVP 10, 2001, S. 122-146.
- ROSE, Marlies. Märkische Chronik 1945-1955. Wendtshof 0. D. (MS)
- ROSENBERG, Hans. Die Pseudodemokratisierung der Rittergutsbesitzerklasse. In: H.U. Wehler (Hrsg.), Moderne deutsche Sozialgeschichte. Köln 1966, S. 287-308.
- RÜHLE, Otto. Vom Untertan zum Staatsbürger. Berlin 1957.
- SAHM, Ulrich. Station in Prenzlau. In: Prenzlau 1234-1984.
Hamburg 1987, S. 446-448.
- SAUER, Bernhard. Gerhard Rossbach – Hitlers Vertreter in Berlin. Zur Frühgeschichte des Rechtsradikalismus in der Weimarer Republik. In: ZfG 1, 2002, S. 5-21.
- SCHISLER, Hanna. Die Junker. In: H.J. Puhle (Hrsg.), Preussen im Rückblick.
In: GG Sonderheft 6, 1980, S. 89-122.
- SCHLIE, Hans. Abschrift aus der Helpter Pfarrchronik.
In: Carolinum 48/9 2, 1984-1985, S. 51-74.
- SCHULZ, Erwin. Cremzow 1297-1997. Beiträge zur Geschichte eines uckermärkischen Dorfes.
Wallmow 1997.
- SCHULZ, Erwin. Chronik der Stadt Strasburg/Uckermark. Milow 2000.
- SCHULZ, Erwin. Lübbenow 1301-2001. Zur Geschichte eines uckermärkischen Dorfes.
Milow 2001.
- SCHULZE, Johannes (Hrsg.). Brandenburgische Landbücher, Bd. 2: Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375. Berlin 1940.
- SCHULTZ-NEUMANN, Joachim. Meckienburg 1945. München 1990
- SCHWARZ, Emil. Geschichte der Stadt Brüssow. Prenzlau 1941.
- SCHWARZ, Emil. Geschichte der uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau.
Göttingen 1975.
- Schwedter Jahreshefte Heft 1, 1999 ff.
- SCHWEISFURTH, Theodor. S BZ – Konfiskationen privaten Eigentums, 1945-1949.
Baden-Baden 2000.
- SCHWERIN, Detlef Graf von. «Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt».
Die junge Generation im deutschen Widerstand. München 1991.
- SEIDEL, Heinrich. Drei Stunden hinter Berlin. Briefe aus dem Vikariat.
Hrsg. Klaus Goebel. Frankfurt/M. 1998.
- SIEBART, Werner. Die Amtsmännerfamilie Karbe und die Gramzower Dichterin Anna Karbe.
In: Heimatbuch des Kreises Angermünde, Bd. 3.
Neuwied 1970, S. 77-97.
- Sophie Schwerin, ein Lebensbild von Amalie von Romberg. 2 Bde. Leipzig 1911.

- SPENKUCH, Hartwin. Herrenhaus und Rittergut. Die Erste Kammer des Landtags und der preussische Adel von 1854 bis 1918 aus sozialgeschichtlicher Sicht. In: GG 25/3, 1999, S. 375-403.
- STEIN, Hans. Schicksal. Warum muss das sein? Meine Haftzeit in NKWD- und DDR-Gefangnissen. 1948-1956. Frankfurt/M. 2000.
- STIEMERT, Elisabeth. Hellblaue Sommer. Kindheit und Jugend in der Uckermark. Prenzlau 1998.
- THEIL, Jürgen. Prenzlauer Stadtlexikon und Geschichte in Daten. Arbeiten des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e.V. Bd. 7. Prenzlau 2005.
- THEMEL, Karl. Der religiöse Gehalt der völkischen Bewegung und ihre Stellung zur Kirche. Berlin 1926.
- Die Uckermark 1945, Teil I. Prenzlau 1995.
- Die Uckermark 1945, Teil II. Prenzlau 1995.
- VARNHAGEN VON ENSEKA. Tagebücher, Bd. 2. Berlin 1861.
- VERHEY, Jeffrey. Der «Geist von 1914» und die Erfindung der Volksgemeinschaft. Hamburger Edition 2000.
- Vorträge in den Lagerlehrgängen in Templin. 1936.
- WLATRICH, Hans. Aufstieg und Niedergang der Heilanstalten Hohenlychen 1902-1945. Neustrelitz 2001.
- WEISSELER, Wolfgang. Der Gute Ort. Jüdische Friedhöfe im Land Brandenburg. Hrsg. Verein zur Förderung antimilitaristischer Traditionen in der Stadt Potsdam e.V. Potsdam 2002.
- WILKE, Claudia. Adel und Laufbahnentwicklung. Das Regierungspräsidentenamt in den Familien von der Schulenburg und von Schwerin. In: Adamy, Kurt und Kristina Hübener (Hrsg.), Adel und Selbstverwaltung in Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert. Ein historischer Vergleich. Berlin 1996, S. 67-92.
- WYNARSKI, Petra. Das Denkmal der Befreiungskrieger in Wolfshagen in der Uckermark. In: Kriegerdenkmale in Brandenburg. Von den Befreiungskriegen 1813/15 bis in die Gegenwart. Hrsg. Dieter Hübener, Kristina Hübener, Julius H. Schoeps. Berlin 2003, S. 169-174.
- WINKLER, Heinrich August. Weimar 1918-1833.
Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. München 1993.
- WINKLER, Heinrich August. Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik. Bd. I. München 2000.
- WINTERFELDT-MENKIN, Joachim von. Jahreszeiten des Lebens. Ein Buch meiner Erinnerungen. Berlin 1942.
- WINTERFELDT, Joachim von. Kriegsbeschädigtenfürsorge. Berlin 1917.
- WINTERFELD-NIEDEN, Hans-Carl von. Erlebnisse eines uckermärkischen Gutsbesitzers im Jahre 1945. In: UH 2. Hamburg 1995, S. 259-264.
- WOLLSTEIN, Günter (Hrsg.). Quellen zur Deutschen Innenpolitik 1933-1939. Darmstadt 2001.

- WOLTERS, Joachim. Die Kriegerdenkmäler der Uckermark, 3 Bde. 1995/9.(MS)
- ZIMMERMANN, Wilhelm. Zehn Tage im April 1945.
Die Zerstörung der Stadt Prenzlau im Zweiten Weltkrieg. Hamburg 1992.
- ZIMMERMANN, Wilhelm. Fürstenwerder 1944/45.
Kriegsereignisse in einer uckermärkischen Idylle. Prenzlau 2002.
- ZUMPE, Christian. Die schicksalsreichen 405erJahre der Eisenbahnen um Fürstenwerder.
In: Fürstenwerder Mosaik, Heft II. Prenzlau 2002, S. 105-121.



Band 4 der Schriftenreihe
Neue Beiträge zur Geistesgeschichte

Gerhart Seger / Max Abraham

Konzentrationslager Oranienburg

Augenzeugenberichte
aus dem Jahre 1933

Neu herausgegeben von

Irene A. Diekmann und Klaus Wettig

2004 | 192 Seiten mit Abbildungen | Fadenheftung, Hardcover | 15,5 x 23 cm

ISBN 3-935035-51-9 | 14,80 Euro

Zu den ersten Konzentrationslagern der SA gehörte »Oranienburg«, das im März 1933 entstand. Im Juni 1933 wurden der SPD-Reichtagsabgeordnete Gerhart Seger und der jüdische Prediger Max Abraham aus Rathenow dort eingeliefert. Beide erlebten die ersten Monate des Terrors, beide konnten noch 1933 fliehen, beide veröffentlichten Anfang 1934 in der Tschechoslowakei ihre Augenzeugenberichte. Sie ähneln sich in vielen Einzelheiten, obwohl die Autoren sich nicht kannten. Während der Bericht Segers eine weltweite Veröffentlichung fand, erreichte Abraham nur wenige Leser/innen. Erst vor kurzem wurde sein Bericht wieder entdeckt. Die Herausgeber haben beide Texte wissenschaftlich ediert und mit einem Kommentar sowie mit einem Bildteil versehen.



Verlag für Berlin-Brandenburg

BRANDENBURGISCHES
BIOGRAPHISCHES
LEXIKON



Herausgegeben von
Friedrich Beck und Eckart Henning



VERLAG FÜR BERLIN BRANDENBURG · POTSDAM

Brandenburgisches
Biographisches Lexikon

Herausgegeben von
Friedrich Beck und Eckart Henning
2002 | 450 Seiten | gebunden
ISBN 3-935035-39-X | 40 Euro

Manfred Stolpe, ehemaliger Ministerpräsident des Landes Brandenburg, schreibt in seinem Geleitwort: »Mit dem Brandenburgischen Biographischen Lexikon halten wir einen gewichtigen und originären Beitrag zur Geschichte Brandenburgs in den Händen, der nach meiner Ansicht ein unverzichtbares Werk über das Werden und Wachsen, den Ursprung und den Wandel unseres Landes darstellt. ... Ich bin deshalb froh, daß die Brandenburgische Historische Kommission 1000 Jahre brandenburgische Geschichte, vom Mittelalter bis zur jüngsten Zeit, in Biographien präsentiert. Ein solches Unternehmen war freilich nur als Gemeinschaftsarbeit zu bewerkstelligen und erforderte eine aufwendige Logistik. Neben den Herausgebern und Redakteuren wurden 172 Autorinnen und Autoren verpflichtet, die gewissenhaft mehr als 1000 Beiträge schrieben. Das Resultat ist auf beeindruckende Weise gelungen und dient nun den Landes-, Sozial- und Ortsgeschichtsforschern, den Archiven, Bibliotheken, Museen und Bildungsstätten, kurzum allen Interessierten innerhalb und außerhalb des Landes, die Brandenburg verstehen wollen ...«



Verlag für Berlin-Brandenburg